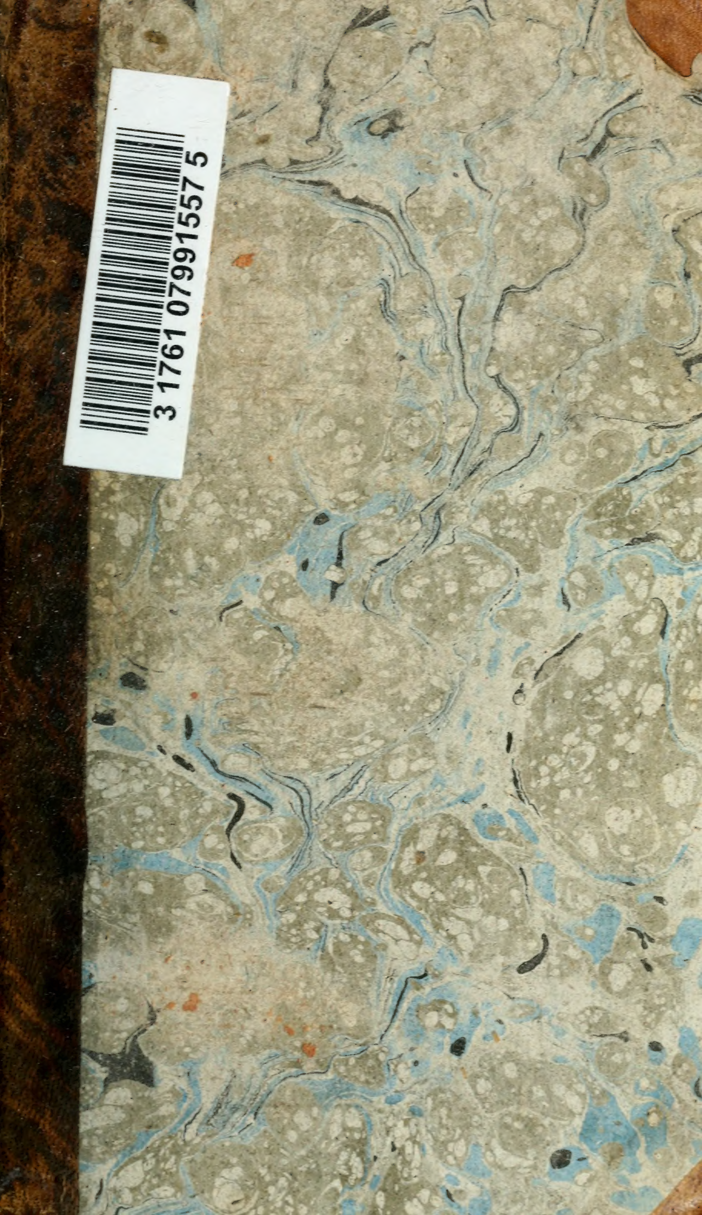

3 1761 07991557 5

# Die Weltgeschichte,

für

Kinder und Kinderlehrer.

---

Von

Karl Friedrich Becker.

---

Sechster Theil.

---

Zweite verbesserte Auflage.

---

Berlin 1807
in der Frölichschen Buchhandlung.

# Die
# Weltgeschichte,
## für
## die Jugend.

Von

Karl Friedrich Becker.

Sechster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin 1807
in der Frölichschen Buchhandlung.

# Inhalt.

Seite

Seite

## II. Die Portugiesen.



---

## III. Die Spanier.



---

## IV. Die Deutschen.

# Neuere Geschichte.

## Erstes Buch.

---

Von 1453 bis 1618.



# Einleitung.

Was wir über den Ausgang des Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht in den vorigen Büchern angedeutet haben, das tritt jetzt in vollständiger Erscheinung hervor. Von jenem Gregor VII, der alle christliche Welt in der Person des römischen Kaisers zu seinen Füßen sah, sind wir herabgekommen zu einem Papste (den wir als Julius II. werden kennen lernen) der im Panzer die Laufgräben eröfnet, um eine Stadt zu erobern. So, als bloß weltliche Mächte, zu handeln, werden sie allmählig gezwungen, seit jenen merkwürdigen Kriegen in Italien durch französische Regenten, nachdem diese fast alle Ueberreste der Feudalaristokratie zerstört haben. Während sie aber auf diese Weise von außen die Hierarchie angreifen, tritt, mit ganz entgegengesetzter Verfassung, Deutschland mit seiner eigenthümlichsten Erscheinung, der Reformation, auf, um von innen gegen dieselbe Macht einen Angriff zu thun. Die Buchdrucker-

kunst wird ihr Herold, und eine ewig fortlaufende Protestation gegen den Irrthum ihre unsterbliche Seele und ewige Jugend. Aus dem Dunkel des Meeres zieht die Kühnheit menschlichen Forschungsgeistes eine neue Welt hervor, die mit Strömen von Blut das Recht erkauft, an der Kultur Europas Antheil zu nehmen. Andere muthige Segler knüpfen die alten, aber getrennten Welten näher zusammen. Mit neuen Schätzen locken sie die Lüsternen an sich, und die nun zu gemeinschaftlichem Kampf gereiften Staaten streben nach dem Alleinbesitz jener Welten und ihrer Schätze. Aus dem Inneren der Staaten tritt das Gegeneinanderdrängen zwischen Vasallen und Oberhaupt unter die Staaten selbst, und in der Furcht vor der Universalmacht wächst die Politik und umfaßt bald die ganze Welt! — Welche Größe und Herrlichkeit menschlicher Kräfte thut sich gleich beim Eintritt vor uns auf! Kühne Eroberer, die das Schrecken neuer Welten und neuer Dinge bezwingen; Reformatoren, welche von der Würde alter Autoritäten unbezwungen bleiben. Der Freiheit gewaltige Kämpfe und des Despotismus planvolle List. Helden, welche Schlachten, Regenten, welche Reiche, Minister, welche Könige mit Geschicklichkeit und Kraft lenken und die immer neuen Gestaltungen des veränderlichen Wechsels der Dinge herbeiführen; Künstler endlich und Wissenschäftler, welche aus

tiefem Gemüthe die unveränderliche Ewigkeit der Schönheit und Wahrheit an das Licht ziehen.

Um nicht die spanische und portugiesische Geschichte zu verwickeln, sollen die Begebenheiten jener Entdecker zur See abgesondert erzählt werden. Die dichtere Zusammenstellung ihrer Thaten wird nur das Interesse daran vermehren.

---

# I.

# Die Aufsuchung Indiens zur See.

## 1.

## Bisherige Handelswege.

Indien war schon zu der Römer Zeiten das fabelhafte Land der Schätze und der Specereien, blieb aber doch den Römern so gut als unbekannt, indeß sie die kostbaren Producte desselben von den Völkern eintauschten, welche zwischen ihnen und den Indiern wohnten. Dies waren Perser und Araber, oder im Mittelalter mit einem Worte Muhamedaner. Die indischen Waaren kamen den Indus herauf, so weit dieser Fluß schiffbar ist, gingen von da zu Lande bis an den Oxusstrom, und auf diesem in das kaspische Meer hinab in die Wolga, wurden dann wieder zu Lande in den Tanais getragen, und kamen so endlich ins schwarze Meer, von wo sie dann auf's

konstantinopelschen Schiffen abgeholt wurden. Gewiß ein sehr sonderbarer und sehr langweiliger Weg.

Späterhin, als die Italiäner den Handel mit den Muhamedanern in Afrika an sich rissen, brachte man die Waaren aus Indien zu Schiffe in den persischen Meerbusen, dann den Euphrat und Tigris bis nach Bagdad herauf, dann auf Kameelen durch die Wüste von Palmyra nach den Handelsplätzen Aleppo, Tripoli ꝛc. und lieferte sie so in die Hände der Europäer. Aber bei der Unsicherheit und Langsamkeit des Karavanenhandels ließ auch dieser beschwerliche Weg noch einen bessern zu wünschen übrig.

Verändert ward er auch wirklich durch die ägyptischen Sultane, die den indischen Handel wieder in den arabischen Meerbusen leiteten, und von da die Waaren durch Karavanen nach Alexandrien bringen ließen; aber eine große Verbesserung war das eben nicht.

Ein Weg zur See in ununterbrochener Fahrt bis gerade nach Indien hin, das war längst der Wunsch der Venetianer, Genueser und Portugiesen. Aber Ihr wißt schon, wie furchtsam noch die beherztesten Schiffer sich dem südlichen Meere näherten, welche Vorurtheile sie verblendeten, und wie unvollkommen, troß dem Compasse, noch die Schiffahrt jener Zeiten war. Noch hatte es kein Seemann gewagt, sich aus dem Gesichte des

Landes zu entfernen. Die Portugiesen glaubten schon Wunder was sie gethan hätten, als sie unter Angstschweiß und Herzklopfen nur die Küste von Guinea erreicht hatten. Und selbst diese Entdeckungen benutzten sie nur wenig, nachdem der thätige Dom Heinrich gestorben war. Der Enthusiasmus für Seereisen erkaltete wieder, da der König Alfons V. welcher von 1438 bis 1481 auf dem portugiesischen Throne saß, durch eine Menge verwirrter Händel verhindert ward, seine Aufmerksamkeit auf jenen interessanten Zweig der Landeswohlfarth zu richten.

Ein wichtiger Schritt geschah indessen doch noch unter dieser Regierung Privatleute traten zusammen und rüsteten ein Schiff aus, und der Führer desselben wagte sich zum ersten Male 1471 glücklich über die Linie hinaus. Wie erstaunte man über die entdeckte Möglichkeit solcher Fahrt! Die Schiffe waren ihnen nicht verbrannt, die Bäume waren so grün wie in Europa. Nun war die größte Furcht glücklich überwunden.

---

## 2.

## Bartholomäus Diaz.

(1486.)

Alfonsens Sohn und Nachfolger, Johann II, war ein andrer Mann, thätig und unternehmend.

Er suchte alsbald Dom Heinrichs Plane wieder hervor, schickte Kolonien nach Guinea, und ließ Forts auf der dortigen Küste anlegen. Seine Flotten entdeckten 1484 die Königreiche Benin und Kongo, und drangen über 300 Meilen jenseits der Linie vor. Die Zurückkehrenden erzählten den staunenden Hörern Wunderdinge von einem neuen Himmel (Pol), den sie dort gesehen hätten, und von seltsamen Menschen und Landesprodukten.

Stärker als jemals lebte nun die alte Hoffnung wieder auf, einen Seeweg nach Indien zu finden. Vielleicht, dachte man, hört Afrika zuletzt in einer Spitze auf, wo man dann links herum könnte. Und siehe da, ein tapferer Officier, der 1486 ausgesandt wurde, segelte kühn nach Süden, entdeckte über 200 Meilen neuen Landes, und fand endlich glücklich diese Spitze. Das war der brave Bartholomäus Diaz. Aber er erblickte sie auch nur. Abscheuliche Meutereien unter seinen Soldaten, die durchaus nicht länger mit so vielen Gefahren in einem unbekannten Meere am Ende der Welt kämpfen wollten, und noch gefährlichere Stürme an diesem Vorgebirge nöthigten ihn, nach Lissabon zurückzukehren. „Ich habe es das stürmische Vorgebirge (cabo tormentoso) genannt," sagte er zu Johann II. „Nein, rief der vertrauensvolle König, es soll das Vorgebirge der guten Hof-

nung heißen; denn nun zweifle ich nicht länger, daß der Weg nach Indien gefunden ist."

Um dieselbe Zeit sandte der König zwey beherzte Männer, die zugleich des Arabischen kundig waren, an den König von Abyssinien, von dessen Existenz man gehört hatte, um, wo möglich, ein Handelsbündniß mit ihm zu schließen. Sie reiseten nach Cairo, und von da mit einer Karavane nach Aden am rothen Meere. Hier trennten sie sich. Der eine ging nach Abyssinien, und ward unterweges erschlagen; der andre aber schiffte sich nach Indien ein, sah das herrliche Land mit seinen Augen, besuchte Kalikut und Goa, und kam glücklich nach Portugal zurück. Er konnte nicht Worte genug finden, die Reichthümer Indiens zu rühmen, und machte es, nach vielen darüber eingezogenen Erkundigungen, dem Könige noch wahrscheinlicher, daß man auf dem eingeschlagenen Wege zur See gewiß dahin kommen könne. Der Name dieses unternehmenden Mannes war Pedro de Covillam, sein minder glücklicher Gefährte hieß Alfons de Payva.

3.

## Christoph Columbus.

(Geb. 1447, † 1506.)

Indem nun der Enthusiasmus für neue Entdeckungen zur See alle unternehmenden Köpfe jener Zeit ergriffen hatte, und von der lebhaften Neigung des Königs immer mehr angefeuert wurde, entzündete sich auf einmal in dem Genie eines erfahrnen und nachdenkenden Mannes ein Gedanke, dessen Ausführung nichts geringeres zur Folge hatte, als die Entdeckung eines bis dahin ungeahndeten neuen Welttheils.

Wer kennt Christoph Columbus *) nicht? Dieser kluge und thätige Mann hatte um die Zeit der Thronbesteigung Johanns II. sein Vaterland Genua mit Portugal vertauscht, und daselbst die Tochter eines gewissen Bartholomäus Perestrello geheirathet, der als Schiffshauptmann mehrere jener Entdeckungsreisen unter dem Infanten Dom Heinrich mitgemacht hatte, und von diesen Reisen sehr sorgfältige Tagebücher, Zeichnungen und Charten besaß. Columbus hatte sich diesem Manne durch seine Kenntnisse und seine Wißbegierde empfohlen, auch galt er damals schon überhaupt für einen Mann, der in seinem Fache wenige seines

*) Die Italiener nennen ihn Christofano Colombo, die Spanier Christoval Colon.

Gleichen hätte. Entsprossen aus einer adligen, aber verarmten Familie im Genuesischen, die sich von der Schiffarth ernährte, hatte ihn die Noth früh zu demselben Berufe getrieben; aber seine Einsicht hatte ihn bald darauf geführt, daß man ohne Geometrie, Astronomie, Erdkunde und Fertigkeit im Zeichnen ewig nur ein gemeiner Schiffer bleiben müsse. Und dies war der Wille des wackern Knaben nicht gewesen. Eine nützlich angewandte Jugend hatte ihn in den Besitz aller jener Kenntnisse gesetzt, so viel man damals davon kannte, und die Erfahrung hatte in kurzer Zeit diese Kenntnisse noch recht in ihm vervollständigt. Von seinem 14ten Jahre an war er auf der See gewesen, hatte die vorzüglichsten Häfen des mittelländischen Meeres besucht, war selbst mit Engländern auf den Fischfang nach Island hinauf gesegelt, und hatte einmal auf einem Caperschiffe, das mitten auf dem Meere in Brand gerieth und nicht zu retten war, Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine Geistesgegenwart zu bewähren.

Im Hause seines Schwiegervaters sah man ihn nachdenkend und verschlossen. Er konnte von den Tagebüchern und Charten dieses Mannes nicht wegkommen. Eine Handelsreise nach Madera und den kanarischen und azorischen Inseln zerstreute ihn auf einige Jahre, aber sie befestigte ihn nur mehr in den Ideen, über welchen er

seit seiner Bekanntschaft mit dem alten Perestrello unaufhörlich gebrütet hatte.

Wie? dachte er, ist nicht die Erde eine Kugel, und ihr Umfang so ungeheuer groß? Ist nicht das feste Land, das wir kennen, nur ein Theil einer Hemisphäre? und ist es denkbar, daß die Natur jene zweite Halbkugel, die noch kein Mensch besucht hat, ganz und gar nur mit unfruchtbarem Gewässer überzogen haben sollte? Könnte damit wohl das Gleichgewicht und das ebenmäßige Kreisen der Kugel bestehen? Lehren nicht Marco Polo's *) und anderer Reisenden Berichte, daß Indien unermeßlich groß sey? und hat ihm nicht schon Aristoteles eine so weite Ausdehnung nach Osten herum beigemessen, daß er sogar vermuthete, die äußersten Enden desselben müßten beinahe wieder mit den Säulen des Herkules, bei Gibraltar, zusammentreffen? Gewiß wenn man nur westlich ins Weltmeer hinein steuern wollte, anstatt sich so ängstlich immer an die afrikanische Küste zu halten, so würde man bald Land entdecken, und gewiß näher, als man es jemals geahndet hat.

Diese Vermuthung erhielt noch größere Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß portugiesi-

*) Ein Venetianer, der im dreizehnten Jahrhundert eine Reise nach Asien und Afrika gemacht, und eine abentheuerliche Beschreibung davon im Publikum verbreitet hatte.

sche Seefahrer zuweilen seltenes Rohr, künstlich bearbeites Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz besonderer Bildung von Westen her hatten übers Meer schwimmen, und an die Küsten der Azoren treiben sehen.

Genug, in Columbus Seele war die Meinung von Indiens westlicher Nähe zur Gewißheit geworden. Sein Schwiegervater und mehrere verständige Männer, denen er seine Gedanken vorlegte, pflichteten ihm bey, und es hing nur davon ab, daß man den König für diese Idee interessirte, um die Fahrt sogleich ins Werk zu richten. Und eine solche Ehre, als von dieser Unternehmung zu hoffen war, war doch wohl einiger Tonnen Goldes werth, die die Ausrüstung der Entdeckungsflotte gekostet haben würde.

Columbus dachte patriotisch genug, seiner Vaterstadt vor allen diese Ehre zuzuwenden. Aber der Senat zu Genua wies ihn als einen Projectmacher ab. Nun freilich war ihm sein Landesherr, Johann II. der nächste. Ihr wißt schon, wie eifrig dieser König Unternehmungen d e r Art begünstigte. Er prüfte mit einigen seiner Räthe die Vorschläge des Columbus. Diese holten den begeisterten Mann über alle seine Ideen listig aus, und hatten nichts daran auszusetzen, als daß s i e sie nicht erfunden hatten. Sie waren niedrig genug, den wackern Mann mit zweideutigen Antworten hinzuhalten, und insgeheim sei-

ne Vorschläge für sich ins Werk zu richten. Es wurden einem andern Seefahrer ein paar Schiffe ausgerüstet, mit denen er eiligst abfuhr. Aber der war nicht der Mann dazu. Als er ein paar Tage westlich ins Meer hinein gefahren war, kehrte er wieder um, und versicherte, es sey da ganz und gar nicht an Land zu denken.

---

## 4.
## Columbus in Spanien.

(1484.)

Voll bittern Verdrusses über die portugiesischen Minister, wandte sich nun Columbus an den spanischen Hof, wo damals Ferdinand von Aragonien und Isabelle von Castilien gemeinschaftlich regierten. Diese übergaben Columbus Vorschläge gleichfalls einem Ausschusse von gelehrten Männern zur Prüfung, die wohl ehrlicher als die portugiesischen Räthe seyn mochten, aber um ein gut Theil einfältiger waren. Es waren Geistliche, die von mathematischen und physischen Demonstrationen und vom Seewesen sehr wenig verstanden, wie denn überhaupt die Spanier bis dahin keine seefahrende Nation gewesen waren, und den Erweiterungen ihrer Nach-

baren ohne Theilnahme zugesehen hatten. Einer meinte, wenn man da so weit herum segeln wollte, so müßte man ja zuletzt immer tiefer und tiefer hinunter gleiten, und könnte dann den Wasserberg nicht wieder herauf. Ein andrer sagte, wenn da etwas zu holen wäre, so hättens die Alten wohl ausgespürt. Ein dritter, der wenigstens zugab, daß die Sache möglich sey, behauptete, da könne man wohl drey Jahre segeln; und ein vierter erklärte das Project gar für gottlos und vermessen.

Zu diesen weisen Sprüchen der spanischen Gelehrten kam noch eine große Geldverlegenheit Ferdinands und Isabellens, und die große Unruhe, die ihnen damals eben die Kriege mit den Mauren machten. Das Resultat von allem war der Bescheid: man könne sich jetzt in so unsichere und kostspielige Unternehmungen nicht einlassen. Und auf diesen Bescheid hatte der arme Columbus f ü n f J a h r e warten müssen!

Recht als ob er diesen Erfolg geahndet hätte, hatte er damals, als er nach Spanien ging, seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um vielleicht den dortigen König für sein Project zu gewinnen. Aber dieser Bruder ließ nicht ein Wort von sich hören. Columbus wußte nicht, daß er einem Caper in die Hände gefallen, und nach mancherlei Schicksalen in Bettlersgestalt nach England gekommen war, wo er sich erst mit

Karten-

Kartenzeichnen so viel verdienen mußte, um in einem anständigen Kleide bey Hofe erscheinen zu können.

Schon wollte er ihm nachreisen, als der Prior des Kloster Rabida, in welchem er seine Kinder erziehen ließ, kurz vor dem Abschied ihn auf andere Gedanken brachte. Dieser Mann besaß Isabellens Vertrauen, und schmeichelte sich, daß seine Empfehlung etwas gelten möchte. Wirklich ward auch Columbus noch einmal nach Hofe berufen: allein die Umstände mit den Mauren waren noch immer dieselben, in Ferdinands Kassen war noch immer Ebbe, und die spanischen Gelehrten, die abermals befragt wurden, waren noch nicht klüger geworden. Darüber verflossen abermals drei Jahre!

Endlich ward die Beharrlichkeit des edeln Mannes gekrönt. Die Mauren waren besiegt, Isabelle zog triumphirend in ihre Residenz ein, und diese frohe Stimmung benutzten Columbens Freunde, und bewirkten nun endlich, was sie so lange gewünschet hatten. Den größten Anspruch auf seine Dankbarkeit hatte dabei der Schatzmeister von Aragonien, Santangelo. Als er der Königin ihre Einwilligung abgeschmeichelt hatte, gestand sie ihm, daß sie ganz arm an Gelde sey, und erbot sich, ihre Juwelen zu verpfänden. Santangelo küßte ihr gerührt die Hand, und bot ihr sein ganzes Vermögen an. Es waren 70,000

Dukaten. Die Königin nahm das Darlehn an, und am 17. April 1492 ward der Contract unterzeichnet. Kraft dieses Contracts ward Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere, und zum Unterkönig aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt; ihm ward der zehnte Theil aller daraus zu hoffenden Einkünfte bewilligt, und alle diese Würden und Vortheile sollten auch noch erblich auf seine Nachkommen übergehen.

Wer war froher, als Columbus! Flugs eilte er nach Palos, einem Seehafen in Andalusien, wo seine kleine Flotte ausgerüstet werden sollte, und welches unweit dem Kloster Rabida lag, wo seine Söhne erzogen wurden. Daß er bei dieser Gelegenheit seinem wackern Prior noch einmal recht dankbar die Hand geschüttelt haben werde, könnt Ihr wohl denken.

Mit dem Ende des Julius war alles zur Abreise fertig. Drei höchst mittelmäßige Schiffe, von denen die beiden kleineren nicht viel mehr als große Boote waren, machten die ganze Flotte aus. Die Mannschaft bestand aus 90 Mann, worunter einige Edelleute waren, die theils als Freiwillige, theils auf Isabellens Befehl die Reise mitmachen wollten. Den Tag vor der Abreise begab sich die ganze Gesellschaft in feierlicher Procession nach dem Kloster Rabida, empfahl sich Gott und allen Heiligen im Gebete, beichtete,

und erhielt Absolution und Abendmahl, nach frommer Christen Weise.

---

## 5.

## Columbus erste Entdeckungsreise.

(1492.)

Den nächsten Morgen, 3. August 1492, an einem Freitage, kurz vor dem Aufgang der Sonne, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer, die die kühnen Abentheurer mit Blicken und Zurufungen begleiteten. Die ersten Wochen hatte noch Alles guten Muth, denn noch segelte man in bekannten Gewässern den kanarischen Inseln zu. Nur da ein Steuerruder brach, plagte sich die Furchtsamkeit mit bösen Ahndungen. Die Inseln wurden indessen glücklich erreicht, und auf einer derselben legte man an, um die Schiffe auszubessern.

Am 6 Sept. fuhren sie wieder ab, und gerade ins Weltmeer hinein gegen Westen. Der regelmäßigste Wind, der auch bis zu Ende anhielt, begünstigte die Fahrt, und schon am folgenden Tage war alles Land aus ihren Augen verschwunden. Entsetzlicher Zustand für Menschen, die sich zum ersten Male von der ganzen lebendigen Welt

abgeschnitten sahen, auf einem Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen preis gegeben, keine Aussicht rings umher, als auf ein ungeheures Meer und den weiten Himmel; immer tiefer hinein getrieben, ohne zu wissen wohin, und von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziel hatte, als die seine Phantasien ihm verspiegelten! Wahrlich, es war den Beherztesten nicht zu verdenken, daß ihnen bange wurde, und daß sie den Rasenden verwünschten, der neunzig Menschen so kaltblütig in sein eigenes Verderben zu ziehen rannte.

Columbus flößte ihnen indessen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand der edle Mann Tag und Nacht mit Senkblei und Beobachtungsinstrument auf dem Verdeck, schlief nur wenige Stunden, und zeichnete die kleinste Beobachtung auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, und heiterte die Murrenden mit Versprechungen auf; und es war zu bewundern, welche Herrschaft über die Gemüther ihm zu Gebote stand.

Aber die Angst der zagenden Seelen wuchs doch immer wieder über. Als die Schiffe in den Strich des Passatwindes kamen, schossen sie wie Pfeile dahin. Gott im Himmel, was sollte daraus werden! Am ersten October hatten sie schon

770 Seemeilen durchflogen. Columbus gab zwar den Fragenden weit weniger an, aber das konnte sie nicht trösten.

Hin und wieder stellte sich Ursach zur Hoffnung ein. Man sah unbekannte Vögel. Aber man wußte nicht, daß die Seevögel viele hundert Meilen weit fliegen können. Einmal war die See mit grünem Meergrase so dicht bedeckt, daß die Schiffe fast im Laufe aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden nach einigen Tagen wieder, und die armen verlassenen Menschen sahen sich wieder auf dem weiten, öden Ocean allein.

Jetzt wandelte sich in den Verzagtesten die Furcht in Verzweiflung. Sie stellten ihren rasenden Führer mit der größten Wuth zur Rede — sie drohten ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehrte. Noch einmal besänftigte er sie durch sein ruhiges, heiteres Vertrauen; er stellte sich, als wenn er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden sey, und gewisse Hoffnungen habe, sein Ziel bald zu erreichen.

Vögel erscheinen und verschwinden wieder; die Sonne geht auf und unter und wieder auf, und die Schiffe fliegen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Verzweiflung kennt keine Mäßigung mehr, man will Hand an Columbus legen. Nur der Gedanke, wer sie zurückführen solle, wenn er ermordet sey, hält sie noch ab.

Er verlangt noch drei Tage. Sähe man dann noch kein Land, so wolle er umlenken. Das gehen sie knirschend ein.

War es sein guter Genius, der ihm diesen Einfall gab, oder hatte er bestimmtere Spuren — am folgenden Tage erreichte das Senkblei schon den Grund, Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwamm auf sie zu, und Landvögel besuchten die Masten. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts, aber Columbus ließ die Segel einwickeln, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen gestoßen zu werden. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickt er ein Licht von ferne. „Land! Land!“ erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, einer schluchzte vor Freude an des andern Brust, und Columbus hatte die Befriedigung, alle, die vorher sein Leben bedroht hatten, zu seinen Füßen zu sehen. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höhern Pflicht, und stimmte mit innigster Andacht ein Te deum an. Die ganze Nacht ward mit Ausrufungen der Freude und mit Lobeserhebungen gegen den Admiral hingebracht, und als der Morgen anbrach, (Freitags, den 12 Octob.) sahen sie — denkt, mit welcher Empfindung! — eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

---

## 6.

## Guanahani, Kuba, Hispaniola.

Mit Sonnenaufgang bestiegen sie nun die Boote, und ruderten mit Kriegsmusik, fliegenden Fahnen und anderm Gepränge dem Lande zu. Am Ufer hatte sich fast das ganze Völkchen der Einwohner versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt, von einer röthlichen Kupferfarbe, und, den Kopf ausgenommen, am ganzen Leibe unbehaart, übrigens wohl gebildet. Ihre Sprache hatte etwas unzusammenhängendes und thierisches. Das ganze Geschlecht hatte überhaupt viel ähnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schaafe oder Rehe: gerade so scheu, so wehrlos, so behende trippelten sie hin und her, und aus allem was man an ihnen sah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf die Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine wirkliche Menschen seyn.

Das waren sie aber allerdings, nur daß sie in Verhältnissen lebten, in denen sich ihre natürlichen Anlagen nicht weiter hatten entwickeln können. Eingeschränkt auf eine Insel, deren mildes Klima und deren Fruchtbarkeit ihnen Mais und

Maniokwurzeln im Ueberfluß darreichte, hatte die Nothwendigkeit sie weder zum Ackerbau, noch zum Fischfang, noch zur Jagd, noch zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen gezwungen. Große Thiere, die ihre Stärke und ihre List hätten üben können, gab es dort gar nicht; daher waren sie so schwach, daß ein europäischer Bullenbeißer einen ganzen Haufen Indianer in die Flucht jagen konnte. Ihre Anzahl auf der Insel war endlich nicht so zahlreich, daß einer den andern in seiner Selbsterhaltung gehindert hätte; daher hatte sich noch keiner ein Eigenthum angemaßt, sie hatten sich noch gar nicht mit einander zu irgend einer gesellschaftlichen Unternehmung verbunden, und lebten daher noch in keiner andern Verfassung, als die bekannte große Gemsenkolonie auf Selkirks Insel.

Columbus, in einem reichen Kleide, und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Boots, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu seyn, der die neue Welt beträte. Ihm folgten die andern, und in dem unaussprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens nach mehr als vierzigtägiger Todesangst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich alle nieder, und küßten mit Inbrunst die sichere Erde. Das war das Dankopfer der Natur: ein anderes schrieb die Religion ihnen vor: sie errichteten ein Jesuskreuz, und stammelten vor

demselben ihre frommen Gebete. Hierauf nahm Columbus die Insel für den König von Spanien in Besitz, mit den Ceremonien, die die Portugiesen bey ihren Entdeckungen in Afrika zu beobachten pflegten. Die Indianer sahen das mit an, und begriffen natürlich nichts davon, wie ihnen denn die ganze Erscheinung weißer Männer mit Bärten und Kleidern, einer seltsamen Sprache und noch seltsameren Manieren, überhaupt etwas unbegreifliches seyn mußte.

Man merkte es den Wilden ab, daß sie ihre Insel mit dem Namen Guanahani bezeichneten, und so heißt sie auch noch jetzt. Man findet sie auf der Karte unter den Bahamainseln. Columbus sahe wohl, daß hier von den Schätzen Indiens noch nicht viel anzutreffen sey, und beschloß daher, weiter zu steuern. Die Indianer, die die Begierde der Spanier nach den kleinen Goldblechen, welche einige zum Zierrath in der Nase oder in den Ohren trugen, bemerkten, wiesen sie südwärts hin. Man kam auf dieser Fahrt bey einigen flachen Inseln vorbei, und fand zuletzt eine größere, die die Indianer, welche man mitgenommen hatte, Kuba nannten, und die Columbus beim ersten Anblick schon für das feste Land von Indien hielt. Er steuerte von Hafen zu Hafen herum, fand überall einen Reichthum der Vegetation, und eine Schönheit der Gegenden, die ihn in Erstaunen setzte; aber von Anbau wie-

herum keine Spur. Heerden nackter Menschen rannten eben so thierähnlich und schüchtern wie in Guanahani herum, und schienen sich weder um Gold noch um Brod zu bekümmern. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, schrieen sie Hayti, und zeigten nach Osten hin. Columbus folgte dem Wink, und kam am 6. Dec. nach Hayti, welches er Hispaniola nannte. Dies ist die Insel Sanct Domingo, die in unsern Tagen so berühmt geworden ist.

Auch hier fand er dieselbe Schönheit der Landschaften, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens und dieselbe gutmüthige schwache Menschenart, die weder von Kleidung noch von Arbeit einen Begriff hatte. Doch hatten sich diese Insulaner schon in mehrere Stämme getheilt, deren jeder ein Oberhaupt hatte, welches sie Kaziken nannten. Einer derselben ließ sich auf einem Tragsessel von vier Indianern herbeitragen, war aber übrigens nackt wie die andern. Er gab den Spaniern durch Zeichen zu verstehen, daß zuweilen Feinde von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten karaibischen) auf ausgehöhlten Baumstämmen (Canoe'n) herüber kämen, sein Volk feindlich anfielen, und viele derselben fortschleppten, um sie zu Hause — zu verzehren. Columbus schauderte, und da er schon vorher Willens gewesen war, hier eine Niederlassung zu begründen, so deutete er dem Kaziken an, er

wolle hier eine kleine Festung (Fort) bauen, und darin einen Theil seiner Spanier ihm zum Schutze zurück lassen. Die Wilden begriffen seine Meinung, und freuten sich wie die Kinder: sie sahen den spanischen Zimmerern neugierig zu, und halfen selbst die Materialien zutragen. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und Stecknadeln hin, und auf Befragen zeigten sie nach Süden, als dem rechten Goldlande. Columbus war indeß in einer Verfassung, die ihm keine weiteren Entdeckungsreisen erlaubte, denn eins seiner Schiffe war ihm so eben an einer Klippe gescheitert, und mit dem andern hatte sich Don Pinzon, einer seiner Gefährten, heimlich entfernt, um das wahre Goldland für sich aufzusuchen. So blieb unserm Helden nur noch ein Schiff, und gerade das kleinste, übrig. Mit diesem entschloß er sich, nach Spanien zurückzureisen, ehe vielleicht Pinzon ihm dort zuverkäme. Er ließ in seinem neuerbauten Fort, welches er Navidad nannte, 38 Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundlichen Betragen gegen die Indianer, und stach am 4. Jan. 1493 mit seinen übrigen Gefährten und einigen mitgenommenen Indianern in die See.

---

## 7.
## Erste Rückkehr.

(1493.)

Gleich am dritten Tage seiner Fahrt holte er den treulosen Pinzon ein, der nichts entdeckt hatte, aber nun sich mit der ersten Botschaft nach Europa hatte schleichen wollen. Columbus bloßer Anblick durchbohrte den Elenden; er wollte sich mit armseligen Vorwänden entschuldigen, aber der große Mann ersparte ihm die demüthigenden Worte durch die Versicherung, daß er schon alles vergessen habe.

Ein fürchterlicher Sturm drohte bald darauf den kühnen Seglern den Untergang, und ihren wichtigen Nachrichten ewige Unterdrückung. Indeß die Mannschaft in der Angst der Verzweiflung dem Untersinken der elenden Schiffe entgegensah, behielt Columbus allein seine Fassung. Er schrieb eilig eine Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine Tonne, und warf die Tonne ins Meer. Aber sein gutes Schicksal wollte ihm selbst noch die Freude gönnen, der Herold seiner kühnen That zu seyn. Der Himmel ward wieder heiter, und am 15. Jan. gegen Abend entdeckten sie Land. Es war S. Maria, eine der Azoren. Hier mußte er beinahe sechs Wochen liegen bleiben,

um seine hart mitgenommenen Schiffe auszubessern. Auf der letzten Fahrt trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom, (4. März) und dies nöthigte ihn, nach Lissabon zu gehen. Sein Ruf ging vor ihm her. König Johann II. von Portugal wollte ihn selber sprechen, und bereute es nun sehr, dem kühnen Manne vor zehn Jahren nicht Gehör gegeben zu haben.

Als nun aber Columbus am 15. März in den Hafen von Palos einlief, mit welchem Jubelgeschrey wurde er da von der gaffenden Menge empfangen, die ihn vor sieben Monaten an eben der Stelle hatte abfahren sehen! Man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn beinahe, als er, ein frommer Christ, mit den Seinen wiederum in Prozession nach dem Kloster Rabida ging. Der Hof hielt sich damals in Barcellona auf, Columbus durchzog daher Spanien der Länge nach, wie im Triumphe, und in Barcellona selbst ward ihm ein feierlicher Einzug zu halten erlaubt. Er stattete feierlich vor dem Throne an Ferdinand und Isabellen Bericht von seiner Reise ab, ward mit Ehren und Lobsprüchen überhäuft, und aus besonderer Gnade noch in den Adelstand erhoben.

Das Gerücht von einer neu entdeckten Welt flog nun, tausendfältig vergrößert, durch ganz Europa. Das lebhafteste Interesse erregte es jedoch in Spanien selbst. In kurzer Zeit hat-

ten sich gegen 1500 Menschen zusammengefunden, die an dem zweiten Zuge (der nun in das eigentliche Goldland gehen sollte) Theil nehmen wollten. Der König rüstete ihnen 17 Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, und Columbus sorgte für europäische Thiere und Gewächse, von denen er sich auf jenen fruchtbaren Inseln guten Fortgang versprach.

Vor allen Dingen holte man aber erst die Einwilligung des Papstes ein, der auch nicht ermangelte, alle neu zu entdeckenden Länder der Krone von Castilien zu schenken. Als sich aber Portugal dagegen auflehnte, beschränkte er seine Schenkungen auf die Länder jenseit einer Mittagslinie, die er in Gedanken 100, späterhin aber 360 Meilen westlich von der äußersten azorischen Insel durch die Pole zog. Was diesseit gefunden würde, sollte den Portugiesen gehören. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum von Portugal.

---

## 8.

## Columbus zweite Reise.

(1493.)

Diesmal lief die Flotte aus der Bay von Cadir aus (25 Sept.) und nahm einen mehr süd-

lichen Lauf. So fand man am 22. Nov. die erste der karaibischen Inseln, welche Columbus Deseada nannte, besuchte von da nach einander die übrigen, Dominica, Marigalante, Guadalupe, Antigua, Portorico &c. und fand auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren jenes barbarischen Gebrauchs, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen.

Die Sorge für seine zurückgelassene Kolonie trieb ihn hierauf nach Hispaniola, wo er den 22. Nov. ankam. Aber wie erschrak er, als er weder Kolonie noch Fort fand. Ein unmenschliches Betragen der Spanier gegen die gutmüthigen Indianer hatte diese zur gerechten Nothwehr gereizt, sie hatten alle diese Tyrannen erschlagen, ihre Festung zerstört, und sich in das Innere der Insel geflüchtet.

Es ward hierauf an einem bequemern Orte eine Niederlassung begründet, die Columbus seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, die erste Stadt in der neuen Welt; ein entzückendes Gefühl für den Urheber dieser großen Begebenheit, das ihm aber durch eine Kette von Unannehmlichkeiten sehr verbittert wurde. Unter allen seinen 1500 Gefährten waren vielleicht kaum drei, die ihn nicht verwünschten. Denn wer war darum nach Indien gereiset, um den Acker zu bauen, wilde Gegenden urbar zu machen, und an allen Bequemlichkeiten gesitteter Länder Man-

gel zu leiden? Hätte man durch mühselige Arbeit reich werden wollen, das hätte man in Europa auch gekonnt.

Columbus war in der That in einer übeln Lage. Auch sein König erwartete nun schon, das erste Goldschiff nächstens ankommen zu sehen. Nun wurde zwar häufig auf Hispaniola Goldsand gefunden, aber wie mühsam war dieser zu suchen, und wie wenig ergiebig das Geschäft! Um nun seine Leute und den König befriedigen zu können, war er zu der Grausamkeit gezwungen, die armen Wilden gewaltsam zu unterjochen, und sie zu einem Tribut an Gold und Baumwolle anzuhalten, dessen Aufsuchung sie zu den unglücklichsten aller Sklaven machte. Anfangs widersetzte sich die angeborne Freiheitsliebe dieser guten Menschen den harten Befehlen, aber ein paar Kanonenschüsse, und die gewaltigen Hunde, die auf die nackten Geschöpfe gehetzt wurden und mehrere derselben zerfleischten, belehrten sie bald, daß die Gewalt der Weißen eben so groß als ihre Grausamkeit sey.

Columbus eilte, die Winke der Indianer zu befolgen, die ihn nach dem rechten Vaterlande des Goldes hingewiesen hatten. Er umschiffte Kuba, entdeckte Jamaika, litt unaussprechliche Drangsale, die der Raum hier zu erzählen verbietet, und fand doch immer noch nicht, was er suchte. Als er, von Hunger und Krankheit erschöpft,

schöpft, nach Hispaniola zurück kam, fand er alles in Aufruhr; man hatte abermals die Indianer unmenschlich behandelt, diese hatten die Mais- und Manioksaaten vernichtet, viele Unzufriedene waren nach Spanien gereiset; und in kurzem erschien ein spanischer Kammerjunker mit großen Vollmachten, und nahm Protokolle auf über alles, was man dem Columbus Böses anschuldigen wollte. Columbus, eben so entrüstet über die Frechheit dieses Menschen, als begierig, ihren Wirkungen zuvorzukommen, übergab seinem Bruder Bartholomäus das Commando, und machte sich schleunig auf den Weg nach Spanien.

---

## 9.
## Zweyte Rückkehr.

(1494.)

Drei Monate kämpfte er auf der Fahrt mit Wind und Wellen und mit einer Hungersnoth, die seine Gefährten schon der Barbarei nahe brachte, die mitgenommenen Indianer zu schlachten. Bei seiner Erscheinung am Hofe merkte er wohl, daß seine Feinde vor ihm da gewesen waren; und wiewohl seine Gegenwart diesmal

noch alle Verläumdung niederschlug, so verzögerte sich doch die Ausrüstung einer neuen Flotte zwey Jahre, und man gab ihm nichts weiter mit, als eine Schiffsladung grober Verbrecher, die er sich, unüberlegt genug, zu Kolonisten ausgebeten hatte.

---

## 10.

## Columbus dritte Reise.

(1496.)

Diesmal richtete er seinen Lauf noch mehr nach Süden hin, und würde vielleicht nach Brasilien gekommen seyn, wenn nicht eine unglückliche Windstille und die entsetzliche Hitze unter der Linie, die alle seine Wein- und Wasserfässer zerplatzen machte und seine Lebensmittel verderbte, ihn gezwungen hätte, nach Westen zu steuern. So kam er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Oronokostroms, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stroms, daß derselbe aus keiner Insel kommen könne, und indem er die Küste, die wir jetzt unter dem Namen Paria und Cumana kennen, entlang fuhr,

überzeugte er sich völlig, daß er wirklich das feste Land von Westindien entdeckt habe. Da er es aber nicht wahrscheinlich fand, daß dieses Land mit dem eigentlichen (Ost) Indien zusammenhangen sollte, so vermuthete er, es müsse irgendwo eine Durchfahrt dahin zu finden seyn, die nachher auch wirklich gefunden worden ist, aber nicht da, wo er sie suchte, sondern ganz unten am Südpol.

Eigene Kränklichkeit und die Noth seiner unzufriedenen Mannschaft bewog ihn, für jetzt die weiteren Entdeckungen aufzugeben, und nach seiner Kolonie auf Hispaniola zu steuern. Aber ach! hier fand er wenig Ursach zur Freude. Indem sein Bruder mit einem Theil der Mannschaft ausgezogen war, in einer andern Gegend der Insel eine zweite Stadt (St. Domingo) zu gründen, hatte ein herrschsüchtiger castilianischer Edelmann dessen Abwesenheit benutzt, die Kolonisten noch mehr gegen die beiden Statthalter aufzuhetzen. Diese harten Strafen, die auf die sklavische Behandlung der Indianer gesetzt wären, sagte er, wären nicht von der Menschlichkeit gegen jene, sondern von dem Kitzel, über sie selbst zu herrschen, dictirt. Diese beiden Genueser wollten lieber die Spanier zu Sklaven machen; aber es sey eines edlen Castilianers unwürdig, sich von Genuesern beherrschen zu lassen. In dieser Stimmung nahm er drei Schiffsladungen voll Pro-

viant, die man aus Europa der Kolonie zur Unterstützung geschickt hatte, für sich und seine Partei in Beschlag, ohne den jüngern Columbus am andern Ende der Insel daran Theil nehmen zu lassen, dessen Leute fast vor Hunger verschmachteten.

So fand der Admiral die Sachen. Er hatte Mühe, die Gährungen in der Kolonie niederzuschlagen; und nur seine fleckenlose Rechtschaffenheit und die Klugheit seines Betragens konnte ihn vor Meuchelmord schützen. Er stattete seinem Könige von Allem den treuesten Bericht ab, aber auch seine Feinde sandten dicke Actenstücke nach Spanien. Es kam nun darauf an, wessen Darstellung den meisten Glauben finden würde.

---

II.

## Vasco de Gama.

(1497–1499.)

Während die Spanier in ihrem neuen Indien ungewissen Schätzen nachspürten, die noch erst gefunden werden sollten, verdoppelten die Portugiesen ihren Eifer, zu den gewisseren Reichthümern des alten Indiens auf dem Wege zu gelangen, den Bartholomäus Diaz vor neun

Jahren schon eröffnet hatte. Eine Flotte von vier Schiffen unter dem trefflichen Seemann Vasco de Gama sollte die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hofnung versuchen. Mehr fürchtend als hoffend versammelte sich die Reisegesellschaft, brachte nach damaliger Weise die Nacht vor der Abreise in einem nahen Kloster unter Fasten, Gebet und religiösen Uebungen zu, und ging am 9. Jul. 1497 unter Segel.

Aus Unkunde der Meerestücken hatte Vasco de Gama gerade die ungünstigste Jahrszeit gewählt. Das erfuhr er bald zu seinem Schrecken. Und noch war es leichter, die entsetzlichen Stürme zu ertragen, die seine Schiffe jeden Augenblick in den Abgrund zu versenken drohten, als die Verzweiflung und die Meutereien seiner Leute, die den tollkühnen Urheber und Verlängerer ihrer immerwährenden Todesangst mehr als einmal über Bord zu werfen im Begriff standen. Aber mit der Ruhe und Standhaftigkeit des Columbus überwand er alle Gefahren, erreichte nach einem viermonatlichen Kampfe am 20. Nov. das cabo tormentoso, und lenkte glücklich nach Osten herum. Sodann fuhr er längs der Küste von Sofala hinauf nach Mosambik, Mombaza und Melinda, dicht unter der Linie, wo er überall schon einen ziemlichen Grad von Cultur und einen blühenden Handel fand. Die Einwohner waren Muhamedaner. Der König von Melinda

nahm ihn freundlich auf, und gab ihm einen treuen Piloten mit, der ihn 700 Meilen queer über den Ocean, und gerade in den Hafen von Kalikut führte, wo er den 19ten Mai 1498 ankerte.

So war also das vielgepriesene, nie gesehene, wirkliche Indien gefunden! Würdiges Ziel des kühnen Männermuthes! Aber alles, was die Portugiesen hier sahen, überzeugte sie bald, daß hier mit ihren vier Schiffen keine Eroberung zu machen, und mit den Schellen und Glaskorallen, die sie bei sich hatten, kein Handel anzufangen sey. Diese Ostindier lebten in einem blühenden Wohlstande, hatten eine große Stadt, Manufacturen, Handel, Ackerbau, und einen König, der an Pracht und Aufwand europäischen Königen nichts nachgab.

Ein Kaufmann aus Tunis, der sich des Handels wegen hier aufhielt, und Spanisch verstand, freute sich, so unvermuthet Europäer hier zu finden. Vasco de Gama ließ sich durch ihn dem Zamorin oder König von Kalikut vorstellen, und hatte schon die beste Hofnung, ein vortheilhaftes Handelsbündniß zu Stande zu bringen, als der Neid der Muhamedaner, die von einem solchen Verein großen Nachtheil für ihren indischen Handel besorgten, das gute Vernehmen schnell zerstörte. Vasko war froh, daß er noch mit dem Leben und seinen Schiffen entrinnen konnte, und segelte hurtig wieder nach Melinda

in Afrika, und von da nach Europa zurück. Am 14. Sept. 1499 lief er in den Tajo ein, nachdem er die längste und schwierigste Seereise seit der Erfindung der Schiffahrt gemacht hatte.

---

12.

## Pedro Alvarez Cabral.

(1500.)

König Emanuel eilte, von Gama's glücklicher Entdeckung den schnellsten Gebrauch zu machen. Eine Flotte von 13 Schiffen ward den 8. März 1500 unter den Befehlen des klugen und muthigen Admirals Cabral abgesandt, der zugleich — man sieht leicht warum — die geheime Weisung erhielt, sich auf seiner Fahrt nach dem Cap recht weit westlich zu halten. Er thats, und fand — zufällig, wie es hieß — Brasilien in Südamerika. Er nahm das Land mit den gewöhnlichen Ceremonien für den König von Portugal in Besitz, und fertigte sogleich eins von seinen 13 Schiffen mit der frohen Bothschaft nach Lissabon ab.

Mit den übrigen brach er am 5. Mai 1500 von Brasilien auf, und wandte sich nach dem Vorgebirge der guten Hofnung. Auf diesem Wege ereilte ihn ein entsetzlicher Sturm, und

er hatte den Schmerz, eins seiner besten Schiffe, und mit demselben den wackern Entdecker des Caps, Bartholemäus Diaz, vor seinen Augen vom Meere verschlungen zu sehen. Nach vielen Gefahren erreichte er endlich Melinda, und am 13. Aug. lief er in den Hafen von Kalikut ein. Er überreichte dem Zamorin im Namen seines Herrn Geschenke, und trug auf ein Handelsbündniß und auf die Erlaubniß an, in seinen Staaten ein Fort zur sichern Niederlage der portugiesischen Waaren anlegen zu dürfen. Der Zamorin schien anfangs nicht abgeneigt, ward aber von den eifersüchtigen Muhamedanern bald umgestimmt, und ließ die Portugiesen zuletzt gar feindlich angreifen. Cabral, zum Widerstande zu schwach, verließ Kalikut mit der Drohung, bald wieder zu kommen, sprach bei seiner Beschiffung der malabarischen Küste bei den kleinen Königen von Kochim und Kananor ein, die ihn freundlich aufnahmen, und gegen seine europäischen Waaren eine überschwengliche Ladung von Pfeffer und andern Gütern austauschten, mit denen er am 31. Jul. 1501 glücklich zu Lissabon ankam.

## 13.
## Columbus in Fesseln.
### (1500.)

Unterdessen hatte der edle Columbus traurige Schicksale erlebt. Es war seinen Feinden am spanischen Hofe gelungen, ihn dergestalt anzuschwärzen, daß der König einen spanischen Edelmann, Franz von Bovadilla, zur Untersuchung der Klagen abschickte. Fände dieser alle die gehässigen Beschuldigungen gegen den Admiral erwiesen, so sollte er ihn absetzen, und seine Stelle einnehmen. Eine treffliche Instruktion! Bovadilla fand es für gut, sie von hinten zu lesen. Sobald er in Hispaniola angekommen war, nahm er sogleich das Haus und die Güter des eben abwesenden Columbus in Besitz, bemeisterte sich der königlichen Proviant- und Kriegsvorräthe mit Gewalt, gebot jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen, und schickte dem Columbus ein auf diesen Fall mitgenommenes königliches Absetzungsdekret zu. Sodann eröfnete er seinen Gerichtshof, forderte jedermann auf, seine Beschwerden gegen den Statthalter anzubringen, und schmiedete aus den Aussagen der Landstreicher ein Actenstück zusammen, nach welchem sein Betragen gegen den Verbrecher noch als unverdiente Milde erschien.

Columbus, wie tief er auch gekränkt war, bewies auch hier noch die Mäßigung, die schon so oft in tödtlichen Gefahren das Glück der Seinigen gewesen war. Er gehorchte still, und verlangte bescheiden Gehör. Aber Bovadilla ließ ihn gar nicht vor sich, sondern befahl, ihn und seine beiden Brüder in Ketten, und zwar jeden auf einem besondern Schiffe, nach Europa zu schicken. Das mitgesandte Actenstück sollte, wie er hoffte, dies Verfahren schon rechtfertigen. Aber wie sehr auch Columbus die Nationalabneigung der Spanier gegen die Genueser bisher hatte empfinden müssen, so hatte er doch die Befriedigung, daß brave Spanier selbst den Anblick seiner Ketten nicht ohne bittern Unwillen ertragen konnten. Als die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren, nahte sich der Capitän des Schiffs, das den Columbus führte, diesem sehr ehrerbietig, und wollte ihm die Fesseln abnehmen, aber Columbus ließ es nicht zu. Er wollte es ganz Spanien sehen lassen, wie sein König den Entdecker einer neuen Welt belohne. In der That machte auch die Art seiner Rückkunft ungemeines Aufsehen. Ferdinand und Isabelle schämten sich vor der Welt, und ließen ihm die Fesseln abnehmen, die Königin übersandte ihm sogar etwas Geld, um anständig bei Hofe erscheinen zu können. So kam er dann, und warf sich schweigend, aber mit dem rührenden Blick des gekränkten

Verdienstes an den Stufen des Throns nieder. Es fehlte auch diesmal nicht an Versicherungen der Gnade, man gestand den begangenen Irrthum ein, that aber nichts, ihn wieder gut zu machen. Bovadilla ward zwar abgesetzt, aber man schien sich des Contracts mit Columbus nicht mehr zu erinnern, sondern sandte an seiner Stelle einen gewissen Ovando in die Kolonie. Voll Unmuth verließ der so schändlich zurückgesetzte Columbus den Hof, trug seine Ketten überall mit sich herum, und verordnete, daß sie ihm mit in sein Grab gelegt würden.

---

14.

## Columbus vierte Reise.

(1502)

Einige Jahre darauf, da Columbus die Kränkung der verweigerten Gerechtigkeit schon verwunden hatte, erwachte die alte Neigung wieder in ihm, die vermuthete Durchfahrt ins Südmeer aufzusuchen. Zu diesem Zwecke kam er noch einmal bei Hofe ein, und die Eifersucht auf die ostindischen Entdeckungen der Portugiesen bewog diesmal den mistrauischen Ferdinand, sich der Talente seines ersten Seemanns noch einmal zu

bedienen, die Schale noch einmal auszudrücken, ehe er sie wegwürfe. Columbus erhielt vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen er am 9. Mai 1502 zu Cadix unter Segel ging. Eins derselben ward schon in den ersten Wochen leck, und nöthigte ihn, auf Hispaniola loszusteuern, das er so gerne vermieden hätte. Und, könnt Ihrs glauben? der feindselige Ovando versagte ihm die Landung im Hafen! Er suchte nun das feste Land auf, segelte längs der Küste vom Cap Gracias a Dios bis Portobello hin, fand aber die gehoffte Straße nicht. Die Schönheit einer Gegend in der Provinz Veragua am Flusse Belem brachte ihn auf den Gedanken, hier eine Kolonie anzulegen; allein seine Spanier verdarben es durch ihre unersättliche Habsucht so schnell mit den Wilden, daß er nach dem Verluste mehrerer Leute sich entschließen mußte, diese Gegend wieder zu verlassen.

Von nun an war seine Reise eine Kette von Unglücksfällen. Stürme und schreckliche Gewitter ängstigten die Schiffenden alle Tage; eins ihrer elenden Fahrzeuge ging zu Grunde, die andern wurden einigemal so heftig an einander geworfen, daß sie fast zerschmettert wurden. Nach vielen Mühseligkeiten erreichten sie endlich am 14. Jun. 1503 Jamaika. Die fast zertrümmerten Fahrzeuge mußten auf den Strand getrieben werden. An Ausbesserung war nicht mehr zu den=

ken. Wenn sich nicht der Himmel selbst über die Unglücklichen erbarmte, und ihnen ein fremdes Schiff zur Rettung sandte, so war das traurige Loos des berühmten Weltentdeckers, von Europa vergessen sein elendes Leben bei Mais und Maniok-wurzeln mitten unter den Wilden zu beschließen.

Dies zu verhüten, unternahmen zwei brave Männer von der Schiffsgesellschaft, der Spanier Mendez und der Italiäner Fieschi, ein kühnes Wagstück. Sie ruderten auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen, die sie von den Wilden entlehnten, nach Hispaniola, eine Strecke von dreißig Seemeilen — zehn Tage lang durch das wogende Weltmeer; und was noch bewundernswürdiger ist, sie kamen glücklich hin. Columbus aber gab sie bald verloren, denn es verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Dieses halbe Jahr war für ihn das unglücklichste, das er je verlebt hatte. Alle Subordination verschwand bei den Seinen; seine Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufe Spanier rottete sich zusammen und verließ ihn ganz, um auf der Insel herumzustreifen, und aus Habsucht und Brutalität gegen die Eingebornen zu wüthen. In kurzer Zeit zogen sich die Wilden aus der Gegend zurück, und hörten auf, den ungezogenen Gästen ferner Lebensmittel zu bringen.

Nur die Klugheit und Wissenschaft des fran-

ken Columbus konnte die Mannschaft vom Hungertode retten. Den Tag vor dem Eintritt einer totalen Mondfinsterniß, die er berechnet hatte, verkündigte er ihnen den Zorn seines Gottes, den sie diesen Abend an dem Gesichte des Vollmonds erblicken würden. Sie sahen wirklich mit Schrecken die helle Scheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Gast um Vermittelung, und versprachen so viel Proviant zu bringen als er verlangte.

Der Unfug, den die entlaufene Rotte auf der Insel trieb, ward endlich so groß, daß die Besseren selbst böse Folgen davon befürchteten. Sie lieferten jenen, unter der Anführung des Bartholomäus Columbus, ein förmliches Treffen, und brachten dann die übriggebliebenen zum Gehorsam zurück.

Endlich nach acht kummervollen Monaten erschienen die treuen Seelen, Mendez und Fieschi, wie hülfreiche Engel, und holten die Verlassenen auf einem großen Schiffe ab, das sie nach langen Bemühungen erst von dem harten Ovando hatten erhalten können. Abgezehrt von Krankheit und Gram kam Columbus auf Hispaniola an, und benutzte daselbst die erste Gelegenheit, auch sogleich nach Spanien überzuschiffen. (1504)

---

## 15.

## Columbus Tod.

(1506, 20. May.)

Auch die erste Nachricht, die er hier erfuhr, mußte eine traurige seyn, Isabellens Tod. Sie hatte ihn immer geachtet, und auf sie hatte er noch immer seine letzten Hofnungen gesetzt. Die waren nun auch verschwunden.

Er kam mit Bittschriften bey Hofe ein, er berief sich auf sein Patent und auf das königliche Versprechen — vergebens*). Man hielt ihn von

*) Nächst der Undankbarkeit des Königs schmerzte ihn nichts so sehr, als der elende Dünkel, mit dem viele hochgelahrte Herren auf seine Entdeckung herabsahen, die ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und so leicht vorkam, als hätte jeder von ihnen sie eben so gut machen können. Mit einer so superklugen Gesellschaft saß er unter andern einmal zu Tische, als eben gesottene Eier aufgetragen wurden. „Was meint ihr wohl, ihr Herren, sagte Columbus, ob man wohl ein Ei auf dem flachen Tische so auf die Spitze stellen könnte, daß es ohne andre Haltung stehen bliebe?“ Alle erklärten die Sache für unmöglich, kaum daß noch einer oder der andre den vergeblichen Versuch zu machen wagte. „Wohlan, seht her!“ rief Columbus. Er faßte ein Ei, und stieß es so stark nieder, daß es auf der eingedrückten Spitze stehen blieb. — „Ja, so hätten wirs auch gekonnt!“ riefen sie alle. — Nun warum habt ihrs denn nicht gethan? fragte Columbus.

einem Termin zum andern hin, bis endlich sein willkommener Tod (zu Valladolid) den treulosen König seines Wortes entband. Sein Bruder brachte seinen Leichnam nach St. Domingo, setzte ihn daselbst in der Domkirche bei, und vergaß die Kette nicht.

Sein Sohn Diego bestand nun mit fortgesetzter Beharrlichkeit auf der Erfüllung des Vertrags von 1492. Eine ansehnliche Familienverbindung, die ihm die Verheirathung mit einer Nichte eines vielvermögenden Herzogs von Alba verschaffte, verhalf ihm endlich zu der verdienten Statthalterschaft von Westindien. Auf dem geraden Wege möchte er sie schwerlich erhalten haben.

---

## 4.
## Americus Vespucius.

Gewöhnlich hört man einen verdienten Zeitgenossen Columbens, Amerigo (Emmerich) Vespucci, seinen Ehrenräuber schelten; und doch ist es wahrscheinlich ihm so wenig als jenem eingefallen, dem neuen Lande, das man noch lange nach ihm für ein Stück von Indien hielt, einen Namen zu geben. Ist hier eine Ungerechtigkeit geschehen, so hat der Zufall sie begangen.

Vespucci

Vespucci war ein florentinischer Edelmann, der im Fache der Mathematik, Astronomie, Erd- und Schiffahrtskunde treffliche Kenntnisse besessen haben soll. Als nach Columbus erster Reise mehrere reiche Spanier Privatunternehmungen nach dem neuen Indien hin versuchten, ging Vespucci zuerst 1497, und hernach noch einmal 1499 auf dem Schiffe eines gewissen Ojeda mit. Hierauf soll der König Emanuel von Portugal ihn in seine Dienste genommen, und ihn zweimal nach Brasilien gesandt haben. Er legte darauf dem Publikum seine Beobachtungen auf diesen interessanten Reisen in einem Buche vor, welches die Welt zuerst mit der Beschaffenheit jener neuentdeckten Länder bekannt machte, und auch lange Zeit das einzige in seiner Art blieb. Da nun die gelehrte Welt den neuen Erdtheil viele Jahre hindurch einzig aus des Americus Buche kannte, so war es sehr natürlich, daß man diesen Erdtheil, in Ermangelung eines vom Staate autorisirten Namens, vor der Hand terra America (Emmerichsland) nannte, und dabei ist es denn geblieben.

---

## 17.

# Martin Behaim.

(Geb. 1430. † 1506.)

Auch dieser Mann wird in der Geschichte der Entdecker häufig angeführt, und einige allzu patriotische Deutsche haben ihm gar die Ehre angethan, ihn über Magellan und Columbus zu setzen. Nach ihren Berichten soll nämlich der erstere die Existenz der Meerenge, die jetzt nach ihm genannt wird, aus einer von Martin Behaim gezeichneten Karte zuerst erfahren haben, und der letztere gleichfalls durch dieses Behaims Anweisungen auf seine großen Ideen geleitet worden seyn. Keins von beiden ist wahr; aber interessant muß uns dennoch dieser Mann seyn, da er unser Landsmann ist, wahrscheinlich den Columbus sehr wohl gekannt hat, und von dem damaligen Kaiser Maximilian I. selbst mit Bewunderung, als der „am weitesten gewanderte Bürger des Reichs" geehrt worden ist.

Er war aus einer alten angesehenen Familie in Nürnberg entsprossen, die noch jetzt daselbst blühen soll. Sein Vater war ein Rathsherr der Stadt. Der Sohn lernte die Tuchhandlung, wollte sich als Kaufmann in der Welt umsehen, und conditionirte eine Zeitlang in Salzburg und

im Oesterreichischen. Von da ging er 1457 nach Venedig. 1477 befand er sich in Mecheln bei einem Kaufherrn Jorius van Dorff, für den er zuweilen die Frankfurter Messe besuchte, auch die niederländischen Handelsstädte, Antwerpen 2c. bereisete. Etwa vier Jahre darauf zog er nach Portugal. Hier, wo um diese Zeit alles was Kaufmann hieß, von neuen Handelswegen und Entdeckungen schwärmte, scheint auch er von dem allgemeinen Eifer hingerissen worden zu seyn, und mehrere Seereisen längs der Küste von Afrika mitgemacht zu haben. Ausgestattet mit guten mathematischen Kenntnissen, mag er sich bald unter dem Haufen der Seefahrer ausgezeichnet haben: denn wir finden, daß er vom König Johann II. nebst noch einigen geschickten Männern erwählt worden sey, mit dem Astrolabium eine Verbesserung zum Nutzen der Schiffahrt vorzunehmen; ja er ist durch seine Kenntnisse so zu Ehren gekommen, daß ihn der König von Portugal 1485 öffentlich zum Ritter geschlagen, wobei ihm der Herzog Emanuel, nachheriger Thronfolger, den rechten Sporn, der König selbst aber den Degen umgeschnallt hat. Hierauf ließ er sich auf Fayal, einer der azorischen Inseln, nieder, welche von einer flamändischen Kolonie bewohnt wurde, mit deren Oberhaupt, dem Ritter Jobst de Hürter von Moerkirchen, er schon früher bekannt gewesen seyn muß. Er heirathete dessen

Tochter (1486), und scheint von da an weiter keine Seereise mehr gemacht zu haben.

Aber sein Vaterland noch einmal wieder zu sehen, und sich daselbst in seinem Glanze zu zeigen, dieser Begierde konnte er nicht widerstehen. Er kam glücklich nach Nürnberg, 1491, und hielt sich über ein Jahr bei seinen dortigen Verwandten auf. Man kann denken, wie die ehrsamen Bürger der alten Reichsstadt, und insbesondere die weithen Vettern und Muhmen den Mann begafft und ausgefragt haben werden, der sich rühmte, „ein Drittel der Erde" gesehen zu haben. Er beschrieb ihnen auch die Gestalt derselben auf allen ihren Puncten, und das bewog sie, ihn zu bitten, daß er ihnen doch eine Abbildung der Erdkugel zum Andenken hinterlassen möchte. Er that ihnen den Gefallen, es ward eine hölzerne Kugel von 1 Fuß 8 Zoll im Durchmesser gedrechselt und mit Pergament überzogen; und diese bemalte er nun mit allen Ländern und Inseln, die er gesehen und nicht gesehen hatte, und schrieb mit röther und schwarzer (jetzt gelber) Tinte allerley curiosa bei, die er von ihnen wußte. Dieser Globus befindet sich noch gegenwärtig in Nürnberg, und ist ein deutlicher Beweis, daß Martin Behaim von Indien, China, Japan rc. ganz und gar keinen deutlichen Begriff gehabt, und nichts weiter davon gewußt hat, als was man aus Marco Polo's, Ptolomäus, Plinius

und Aristoteles fabelhaften Berichten wissen konnte. Da, wo Amerika liegen sollte, hat er einen großen Haufen Inseln hingepinselt, und Erläuterungen beigeschrieben, wie folgende:

„Zanziber insula. Diese Insel genannt Zanziber hot umbfangen 2000 Meil. Die hott Ihren aignen Konigk vnd Ire besunder Sprach vnd die Inwoner petten Abgotter an. sind groß leutt gleich wan Ir einer hot vier unser man sterck. vnd Ir ainer ist so vil als ander fünf Menschen. sie gin al nacket, vnd sind all schwarz leut, fast vngestalt, mit grosen langen oren, weiten mündern, gros erschreckliche augen, hend zu virmalen grosser dan ander Leut hend ꝛc. ꝛc.“

Bei einer Insula Java minor steht unter andern:

„In Konigreich Jambri haben die Leutt Man vnd Frawen hinden schwenz gleich die Hundt. Do wechst übertrefflich vil Specerey vnd allerley Thier alß Ainhörner vnd andere. Im andern Königreich Fanfur, do wechst der best Camphor in der Welt den man mit Goldt abwigt. Daselbst findt groß gewachsen Paumen (Palmen) da zwischen Holz und Rinten auß dem Safft Mehl würdt, daß guet zu essen ist, und Marco Polo schreibt in seinen dritten Buch an dem 16. Capittel. Er sey fünf Monath in dieser Innsel gewest.“

Neben einer andern großen Insel steht geschrieben;

„Angama Insula. Im letzten Buch Marco Polo im 16. Capitel findt man geschrieben, daß das Volckh in dieser Insul Angama genant hab hundts heupt Augen und Zähn gleichwie die Hundte, und das es vast ungestallt Leut sollen sein und wildt. Man sy vast lieber Menschen Flaisch essen dan ander Flaisch, den Reyß essen sy an Brot statt mit Milch gekocht, sy petten abgötter an, und haben allerley Spezerey fast vil, die bey Jnen wachsen und Frücht, die den Früchten in unsern Landten fast ungleich sollen sein.“

Bei der großen Insel Zipangu (Japan) steht eine lange Note, darin es unter andern heißt:

„Hie findt man vil Meer Wundter von Serenen und andern Fischen. Und ob jemandt von diesen wunderlichen Volckh und selzamen Vischen im Möer oder Thieren auf dem Erdtreich begert zu wissen, der leß die Bücher Plini, Isidori, Aristotilefs, Strabonis und Specula Vincenzi und vil anderer Lehrer mer 2c.“

Ferner:

„Insel Coylur. In dieser Insel Coylur ist Sant Thomas der zwelff bott (Apostel) gemartert worden.“

Bei andern Inseln:

„Alles diß Landt Möer und Inseln landt vnd Konig sein von den heiligen drey Konigen gegeben gewest dem Kaiser Priester Johann und sindt etwan al Christen gewest ꝛc.“

Bei andern:

„Die In diesen Inseln wonen, haben schwenz gleich die Thier wie Ptholomeus schreibt in der Ailfften Tafel von Asia.

Diser Insell sindt zechen (10) gehaisen Maniole. Doselbst mag kein Schiff faren das eisen an hat, vmb des Mangnet Stains willen der doselbst wechst.“

Auf diese Weise ist der ganze große Globus eng beschrieben. Ich habe es nicht für unzweckmäßig gehalten, Euch diese wenigen Proben auszuheben. Ihr möget daraus sehen, wie man noch bis auf Columbus Zeiten von den Ländern der andern Hemisphäre dachte. Den untern Raum des großen Weltmeers nimmt noch ein langer Bericht von der Verfertigung dieses Globus in demselben nürnberger Deutsch ein, dessen Schluß so lautet: es sey

„solche Kunst und Apfel gepracticirt vnd gemacht worden nach Christi geb. 1492. Der dan durch den gedachten Herrn Martin Beheim gemainer Stadt Nürnberg zu Ehren und Letze (Vergnügen) hinter ihme

gelassen hat, sein zu allen Zeiten in gut zu gedencken, nachdem Er von hinen wider heim wendet, zu seinem Gemahl, das dann ob 700 mail von hinen ist: da er hauß hält, vnd sein Tag in seiner Insel zu beschliessen, da er daheimen ist."

---

18.

## Erste Benutzung der neuen Entdeckungen.

Konnte etwas die Spanier locken, ihr Vaterland mit jenen fernen Inseln zu vertauschen, so war es die Freiheit, dort als Besitzer weitläuftiger Ländereien leben zu können. Nun schloß man so: das Volk auf diesen Inseln ist dumm und hat nichts zu thun, folglich thun wir wohl daran, daß wir es zur Arbeit anhalten; es ist eine Art von redenden Thieren, folglich haben wir ein Recht, es wie Vieh zu behandeln, und es zu unserm Nutzen zu gebrauchen. Von der Richtigkeit jener Prämisse wurden die Spanier besonders dadurch überzeugt, daß die armen Leute von den katholischen Formeln, die man ihnen vorsagte, nichts begreifen konnten, und ein vorgehaltenes Crucifix eben so gleichgültig wie jedes andre Stück Holz betrachteten, worüber die religiösen Spanier sich nicht selten bis zur höchsten

Muth ereiferten. Eine darüber zusammenberufene geistliche Commission erklärte zwar, daß diese Wilden wirklich Menschen wären, und die Königin Isabelle ließ auch mehrere ausdrückliche Befehle an die Statthalter ergehen, sie wie freie Menschen zu behandeln; allein diese Befehle wurden gleich anfangs wenig, und nach ihrem Tode gar nicht mehr geachtet. Diejenigen Seefahrer, welche nach Columbus die Entdeckungen fortsetzten, erhielten sogar von Spanien aus die Anweisung mit, (die von einem Ausschusse der berühmtesten Theologen und Rechtsgelehrten herrührte) den Indianern, die man antreffen würde, gleich nach der ersten Bekanntschaft die Hauptartikel des christlichen Glaubens vorzusagen, sie von der Oberherrschaft des Papstes und von dessen Gewalt, heidnische Länder an christliche Potentaten zu verschenken, zu unterrichten, dann endlich sie aufzufordern, sich der christkatholischen Religion und dem König von Spanien zu unterwerfen, und wenn sie zu dem allen durch Güte nicht zu bewegen wären, die Gewalt (Feuer, Schwert und Sklaverei) zu gebrauchen.

Auf Hispaniola, Kuba, und den andern Inseln, die nach und nach gleichfalls Kolonien und Unterstatthalter bekamen, verfuhr man nun so: Man wies jedem spanischen Kolonisten ein großes Stück Landes zum Eigenthum an, dividirte dann die Zahl der Indianer, deren man habhaft wer-

den konnte, und verschenkte sie als Sklaven an die Kolonisten, die gar nichts Böses daran zu thun glaubten, wenn sie sie wie ihre Pferde zu täglicher harter Arbeit mit Peitschenhieben und wohl noch ganz andern Barbareien antrieben. Die armen Menschen, deren schwache Körper dieser Anstrengungen nicht gewohnt waren, erlagen in kurzem unter ihren Leiden, und starben so schnell aus, daß von einer Million Menschen, die Columbus zuerst auf Hispaniola vorgefunden hatte, nach 15 Jahren kaum noch 60,000 übrig waren. Um den Mangel zu ersetzen, schlug Ovando ein treffliches Mittel ein; er schiffte nach den lukayischen Inseln, lockte die dortigen Wilden unter dem Versprechen, sie in ein weit schöneres Land zu führen, in seine Schiffe, und recrutirte auf diese Art seine Sklaven mit mehr als 40,000 betrogenen Unglücklichen!!

Wo noch in dem Innern der Inseln kleine Horden von Wilden ununterjocht herumirrten, da lauerte man ihnen auf; und versuchten sie es, ihre Freiheit zu vertheidigen, so empfanden sie bald die Zähne der europäischen Hunde in ihren nackten Schenkeln, oder stürzten unter den Schwertern und Flintenkugeln ihrer Tyrannen hin. Um recht lebendige Warnungsexempel zu statuiren, wurden die Kaziken gewöhnlich auf Scheiterhaufen langsam gebraten. Ein braver Kazike auf Kuba hatte unter andern dies Schicksal.

Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, wollte ein Mönch noch sein Bekehrungstalent an ihm versuchen, um doch wenigstens die arme Seele aus dem ewigen Höllenpfuhl zu retten, der damals alle Nichtkatholiken erwartete. Er erzählte ihm viel von den Freuden des Paradieses. „Giebt es auch Spanier dort?" war des Wilden erste Frage: „Ja, war die Antwort, aber nur würdige und gute." — „O geh mir mit den guten! rief der Kazike; die besten taugen nichts. Ich mag nicht in deinem Himmel seyn!"

Die meisten dieser armen Geschöpfe raffte die ungeheure Arbeit in den Bergwerken weg, die Ovando eröffnen ließ; und als man auf der perlenreichen kleinen Insel Kubagua in der Folge Perlenfischereien anlegte, wurden wiederum die armen Indianer als Taucher hinabgesenkt. Wie manche Perle mag da ein Menschenleben gekostet haben!

Im Jahre 1506 fing Ovando an, Zuckerrohr auf Hispaniola anzupflanzen, das noch jetzt der vorzüglichste Reichthum jener Inseln ist. Daß auch hiervon wieder alle Arbeit auf die Indianer, und aller Genuß auf die Spanier fiel, könnt Ihr leicht denken.

## 19.

## Vasco Nugnez de Balboa.

(1513.)

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Euch alle die einzelnen Seefahrer nennen wollte, die von jetzt an die Entdeckungsreisen an den Küsten des festen Landes fortsetzten. Nur bei den vornehmsten kann ich verweilen, und zu diesen gehört der eben genannte Balboa. Das war ein roher Mensch von ganz gemeiner Herkunft, der aber auf einer Reise nach der Erdenge Darien so ausgezeichnete Beweise von Muth und Klugheit ablegte, daß alle seine Kameraden ihn einstimmig anstatt des Schiffsherrn, der ein unbehülflicher Mensch war, zu ihrem Anführer erwählten. Er machte ihrem Vertrauen Ehre, und stiftete die erste Kolonie auf dem festen Lande, die er Santa Maria nannte.

Sein nächster Wunsch war nun, sich zu seiner neuen Würde aus Spanien königliche Autorisation zu verschaffen. Diese konnte er nicht sicherer hoffen, als wenn er sich mit reicher Beute vor dem Throne einfände. Er trieb daher auf seinen Streifereien von den Wilden so viel Goldblech ein, als er bekommen konnte, und wußte sich diese Menschen durch ein freundliches Be-

tragen so geneigt zu machen, daß sie ihm alles willig hergaben. Einst, als er wie gewöhnlich bei den Indianern begierig nach Golde forschte, sagte ein junger Kazike zu ihm: „Was habt ihr doch von dem unnützen Tande? Wenn euch darnach so sehr verlangt, so dürft ihr nur nach jenem Lande gehen, dort drüben an dem andern Ocean, der sechs Sonnen von hier liegt. Doch dazu müßten euer weit mehrere seyn.“

Welche Nachricht! Er meinte Peru, und der andere Ocean, sechs Tagereisen jenseits, war die Südsee, die Columbus immer geahndet hatte. Balboa eilte, einen treuen Botschafter mit dieser Entdeckung nach Hispaniola zu schicken, und sich den Statthalter durch ein ansehnliches Geschenk geneigt zu machen. Zugleich verstärkte er sich von dort aus mit frischen Kriegern, die von der Aussicht auf große Reichthümer gelockt wurden, an den unaussprechlichen Mühseligkeiten und Drangsalen Antheil zu nehmen, die mit einer ersten Wanderung durch diese ungebahnten Wildnisse, Wälder, Sümpfe und Gebirge verbunden seyn mußten.

Hundert und neunzig kühne Abentheurer setzten sich nun in Marsch, um dem König von Spanien ein Land zu erobern, das von wilden Völkerschaften zahlreich bedeckt war. Balboa's großes Talent, die Gemüther zu beherrschen, zeigte sich auch in seinem Verkehr mit den Kazi-

ken, die er unterweges antraf. Er machte sie sich alle zu Freunden, und mehr als tausend Indianer folgten ihm freiwillig, um den Spaniern ihr Gepäck nachzutragen. Die feuchten Niederungen in dieser höchst ungesunden Gegend Amerika's, die breiten Ströme, die hohen Berge, die dichtverwachsenen Wälder, und das Geschmeiß zahlloser Schlangen und andern giftigen Ungeziefers, der Mangel an frischem Wasser und an hinreichender Nahrung für so viele — dies alles machte diese Reise zu einer der beschwerlichsten, die je unternommen worden ist. Balboa schlug alle Klagen seiner murrenden Gefährten durch seine Theilnahme an ihren Drangsalen nieder. Immer war er der erste, wenn ein Morast zu durchwaten, oder ein Weg durch wildes Gesträuch zu hauen war: kein Zug von Verdrossenheit trübte seine immer heitre Miene.

Indessen waren aus den sechs Sonnen schon 25 geworden, und noch zeigte sich kein Ocean. Natürlich! Man hatte bei aller Anstrengung manchen Tag kaum eine Meile weit vordringen können. Endlich kamen sie an einen großen Berg. Da sagten die Indianer, wenn sie den erstiegen hätten, so würden sie den Ocean vor sich liegen sehen. Diesen entzückenden Anblick mußte sich der begeisterte Balboa zuerst verschaffen; er ließ seine Leute unten, und stieg allein hinauf. Und siehe, da lag das weite Weltmeer vor sei-

nem trunkenen Auge, und wälzte seine dunkeln Wogen aus unabsehbarer Ferne vom äußersten Horizont herauf. Er breitete die Arme aus, fiel auf seine Knie, und dankte Gott mit heißen Freudenthränen, daß er ihn bis hierher geführt hatte. Seine Gefährten hielten sich nun auch nicht länger, sondern stürzten hinauf, und theilten auf dem Gipfel des Berges seine Empfindungen und seine Gebete. Dann stieg er hinab an den Strand, ging mit Schwert und Schild bis an die Brust ins Wasser, und nahm mit dem gewöhnlichen Spruche das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz. Wahrlich, hätte der König von Spanien dieser Scene zusehen können, sie müßte für ihn mehr als Vergötterung gewesen seyn.

Dieser Theil der Südsee war ein Meerbusen, der ostwärts von Panama liegt. Balboa gab ihm den Namen Golfo de St. Michael, den er noch jetzt führt. Auch hier verband er sich die Indianer durch sein biederes Betragen; sie brachten ihm Lebensmittel in Menge, und die Kaziken schenkten ihm Perlen und Gold. Ueberall bestätigte sich die Sage von dem reichen Goldlande, südwärts von hier, aber auch von dessen mächtigem König. Das letztere bewog ihn, umzukehren und Verstärkung zu holen, und so kam er dann im Anfange des Jahres 1514 in Santa Maria wieder an, mit großem Ruhme und noch größern Reichthümern beladen.

Er sandte nun dem König Ferdinand ein Geschenk an Golde, wie dieser noch keins aus seinem neuen Lande erhalten hatte, und bat um die Statthalterschaft von Darien und um Verstärkung seiner kleinen Mannschaft. Man kann sich das Entzücken des Königs denken. Aber immer ist es die Politik mistrauischer Regenten gewesen, die auch Columbus erfahren hatte, nie einen sehr thätigen und sehr glücklichen Mann zu hoch steigen zu lassen; und so wurde dann die erbetene Statthalterschaft — nicht dem braven Balboa, sondern einem unendlich schlechtern Manne, Namens Pedrarias Davila, ertheilt. Dieser ging mit funfzehn tüchtigen Schiffen und 1200 Soldaten dahin ab, zu denen sich noch 1500 Edelleute freiwillig gesellten: denn das Gerücht hatte die Reichthümer jener Länder so vergrößert, daß in Spanien eine Sage ging, man dürfe dort nur ein Netz ins Meer senken, um Gold zu fangen.

Der ehrliche Balboa, in ein grobes leinenes Wamms und in Schuhe von geflochtenen Hanfstricken gekleidet, war eben mit einigen Indianern beschäftigt, seine Hütte mit Rohr zu decken, als eine große Gesellschaft vornehmer spanischer Herren auf ihn zu kam, und unter ihnen Don Pedrarias, der sich sogleich mit stolzen Worten als den neuen Statthalter ankündigte. Balboa, so tief er auch den Undank des Königs empfand,

und

und so laut seine treuen Soldaten murrten, unterwarf sich doch, mit der Mäßigung des Columbus, ohne Umstände den Befehlen des neuen Gebieters, der es sogar noch für gut fand, ihn für die Anmaßung seines unerlaubten Commando's zur Rechenschaft zu ziehen, und ihm dafür eine ansehnliche Geldstrafe abzufordern.

Pedrarias konnte übrigens die ungeheuren Reichthümer dieses Landes gar nicht finden. Vielmehr litt er an vielen europäischen Bequemlichkeiten Mangel, und das ungesunde Klima raffte ihm in kurzem gegen 600 Menschen weg. Die übrigen, die er nicht zu beherrschen verstand, durchstreiften wie Räuber das Land, plünderten die Wilden, und betrugen sich so gewaltthätig, daß alle die schönen Freundschaftsverhältnisse, die Balboa mit den Kaziken gestiftet hatte, augenblicklich zerstört wurden.

Ganz gleichgültig konnte indessen Balboa sein so glücklich begonnenes Werk so wenig als Columbus aufgeben. Er machte durch seine Freunde in Spanien noch einen Versuch auf die Gerechtigkeit des Königs, und erhielt wirklich den Adelantado- oder Unterstatthalter-Posten über die Länder an der Südsee. Pedrarias mußte ihm vier Brigantinen bewilligen, mit denen er sein Lieblingsproject, die Entdeckung von Peru, auszuführen eilte. Aber doch war er nicht schnell genug, der Gewalt eines eifersüchtigen Obern zu

entfliehen; denn ehe er sich dessen versah, ward er vor den Statthalter gerufen, vorgeblich eines — man weiß nicht mehr welches — Verbrechens beschuldigt, und zum Tode verurtheilt. Die ganze Kolonie bat mit einem Munde für ihn; aber um des Begnadigens willen hatte man ihn nicht festgenommen, und so sahen die Spanier, mit Erstaunen und Schmerz, einen Mann öffentlich hinrichten, den sie alle für fähiger als irgend einen der bisherigen Befehlshaber in Amerika hielten, große Entwürfe zu machen und auszuführen.

---

20.

## Bartholomäus de las Casas.

Ein ehrwürdiger Name! — Die Religiosität des Zeitalters hatte nicht ermangelt, die neue Welt auch mit Geistlichen zu versorgen, die theils die religiösen Bedürfnisse der dortigen Spanier befriedigen mußten, theils sich ein Geschäft daraus machten, die heidnischen Wilden, wo nicht zu belehren, doch zu taufen. Vorzugsweise ward diese Arbeit den Dominikanermönchen zu Theil, und man muß es sagen, daß die meisten unter ihnen menschlich genug waren, gegen die Tyrannei, die die armen Wilden erfuhren, freimü-

thig zu eifern, eine Tyrannei, die zuletzt so groß wurde, daß die Indianer schon beim bloßen Anblick eines Spaniers vor Furcht und Entsetzen zusammenfuhren, und daß viele auf eine schauderhafte Weise sich selbst das Leben nahmen.

Jene Menschlichkeit hat besonders den Namen Las Casas verewigt. Auch er war ein Dominikaner, und ein eifriger Verfechter der Freiheit und der Menschenrechte der Indianer. Er predigte gegen die Verschenkung derselben als gegen die größte Unmenschlichkeit, und setzte seine eignen Sklaven zuerst in Freiheit. Da man in Hispaniola nicht darauf achtete, indem man den ökonomischen Vortheil allen moralischen Rücksichten voransetzte, so unternahm er mehrere Reisen nach Spanien, um den König zu rühren. Es wurde auch wirklich eine Commission zur Untersuchung der Sache abgesandt; allein da die Hauptfrage die war: wer die neuen Pflanzungen bearbeiten sollte, wenn man so viele tausend Hände, die nichts kosteten, verabschiedete, so kann man wohl denken, daß alles beim Alten blieb.

Noch immer ließ sichs indessen Las Casas nicht ausreden, daß die Indianer nicht bei einer vernünftigen Behandlung auch einer europäischen Cultur fähig gemacht werden sollten. Er nahm es auf sich, den Versuch zu machen, aber die Barbarei seiner Zeitgenossen verdarb ihm auch dies schöne Project.

Um indessen doch etwas zu erlangen, verfiel er auf den Vorschlag, man sollte statt der schwächlichen Amerikaner lieber afrikanische Sklaven einführen, deren stärkerer Körperbau den harten Arbeiten in den Bergwerken und Plantagen doch nicht so schnell erliegen würde. Indem also der gutmüthige Mann den Bewohnern des einen Welttheils eine Bürde abnehmen wollte, zog er die Bewohner eines andern mit in ihr Verderben hinein, denn der Vorschlag ward wirklich angenommen, und wird, leider! bekanntlich bis auf den heutigen Tag befolgt.

---

22.

## Ferdinand Cortez.

(Geb. 1485, † 1547.)

Die Entdeckungsreisen währten indessen immer fort. Am weitesten nach Süden kam Juan Diaz de Solis, der 1515 ausgesandt wurde, die vermuthete Durchfahrt in die Südsee zu entdecken. Schon glaubte er sie gefunden zu haben, als er bei näherer Untersuchung merkte, daß es nur ein Strom, der La Plata, war, dessen riesenmäßige Breite von mehr als dreißig Meilen freilich seinen Irrthum sehr verzeihlich machte.

Bei einem Versuche, in dieser Gegend zu landen, wurde der unvorsichtige Anführer mit mehreren seiner Leute von den feindseligen Wilden erschlagen, gebraten und verzehrt, worauf die übrigen schnell nach Hause flohen.

Andere Spanier hatten unterdessen von Kuba aus die Küste des großen mexikanischen Reichs besucht, und sehr günstige Nachrichten von dem Anbau und den Schätzen dieses Landes mitgebracht. Dies bewog den Gouverneur von Kuba, Don Velasquez, einen zuverlässigen Mann dorthin zu senden, der nicht nur so viel Gold als möglich von da zurückbrächte, sondern auch ihm, dem Statthalter, die Ehre erwärbe, die Besitzungen des Königs von Spanien beträchtlich erweitert zu haben. Seinem feigen Charakter war es angemessen, daß er zwar einen thätigen, aber nicht allzuklugen Mann zu diesem Geschäfte suchte, der nur die Arbeit und allenfalls einen billigen Rabatt auf sich nähme, die Ehre aber und den Hauptgewinn ihm überließe.

Man schlug ihm dazu einen tapfern aber armen Officier, Namens Cortez, vor, einen raschen Feuerkopf, der ehemals in den juristischen Collegien der Universität Salamanka nicht hatte Stand halten wollen, sondern sich zuerst in dem damaligen italiänischen Kriege, dann in Amerika, eine ihm angemessenere Laufbahn gesucht hatte.

Ohne noch ein Commando gehabt zu haben, hatte er sich doch schon bei mehreren Gelegenheiten als einen Mann gezeigt, der sich zu nehmen wisse; und daß er arm war, gereichte ihm gerade in diesem Falle sehr zum Glück, weil Velasquez eben deswegen auf seine Ergebenheit rechnete. So erhielt er also seine Bestallung und elf Schiffe, wovon die meisten nur offene Barken waren. Von dem Augenblick an zeigte er in seinen Vorkehrungen zur Abreise eine solche Klugheit und ein so großes Talent die Herzen zu gewinnen, daß den Velasquez schon seine Wahl zu reuen anfing. Cortez merkte dies nicht so bald, als er schnell absegelte, und seinen ganzen Schiffsvorrath erst in einigen entfernteren Häfen der Insel einnahm, wohin ihn aber die Misgunst des Velasquez so schnell verfolgte, daß ihn nur die treue Anhänglichkeit der Seinen und die größte Vorsicht und Schnelligkeit vor Balboa's Schicksal retten konnte. Obgleich also mit einer Bestallung versehen, handelte er doch als ein Rebell, denn Velasquez hatte ihm die Bestallung wieder abfordern lassen.

Am 12. Febr. 1519 verließ die Flotte Kuba, und steuerte auf Mexiko zu. Die religiösen Vorbereitungen waren auch hier nicht vergessen worden, und in allen Fahnen flatterte das heilige Kreuz. Im Namen Christi hefften 617 Mann mit 13 Musketen, 16 Pferden und 14 kleinen

Kanonen ein Land zu erobern, das mehrere Millionen Menschen aufbringen konnte.

---

22.

## Einzug in Mexico.

(1519.)

Die erste Landung geschah bei dem nachherigen Flecken St. Juan de Ulua, am 2 April. Als man das Land betreten hatte, fand man allerdings eine weit zahlreichere Bevölkerung und einen höhern Grad von Cultur, als in den bisher besuchten Ländern. Ein besonderes Glück war es, daß man mit den Einwohnern durch eine Indianerin, welche sehr schnell das Spanische gelernt hatte, unterhandeln konnte. Im Anfange verschaffte den Spaniern schon ihr bloßes Aeußeres, ihre Bärte und ihre Bekleidung Ehrfurcht, und die Wilden waren lange zweifelhaft, ob sie sie für ihres Gleichen oder für höhere Wesen halten sollten. Man erfuhr, daß alle hier herum wohnende Völkerschaften einem sehr mächtigen König, Namens Montezuma, zinsbar wären, der etwa zwanzig Tagereisen von hier in einer großen Stadt wohnte, und sehr prächtig lebte. Er hielt sich Schnellläufer in allen Ge-

genden seines Reichs, die ihm jeden merkwürdigen Vorfall berichten mußten, und durch diese erfuhr er auch sehr bald die Ankunft der wunderbaren Fremden. In kurzem erschienen Gesandte von ihm an Cortez, die diesem reiche Geschenke brachten, und ihn fragten, was er begehre. Cortez nannte sich einen Abgesandten des großen Königs der Spanier, der einen wichtigen Auftrag an die Person des mexikanischen Königs habe. Nach einiger Zeit erschienen sie wieder, ersuchten ihn im Namen ihres Herrn, das Reich zu verlassen, und fügten ihrer Bitte noch größere Geschenke als das erste Mal hinzu. Cortez bestand auf den Besuch, rückte immer weiter vor, und machte Anstalt zur Anlegung eines Forts im mexikanischen Gebiete. Sie erschienen endlich zum dritten Male mit noch reicheren Geschenken, aber sie bedachten nicht, daß sie ihn gerade durch das nur näher lockten, wodurch sie ihn zur Rückkehr zu bewegen suchten.

Indem er aber selbst so mächtig vorwärts strebte, wußte er nicht, ob er auch auf gleichen Enthusiasmus bei seinen Leuten rechnen dürfte. Das zu erfahren, wagte er zwei kühne Schritte. Einmal erwählte er aus den in dem neuen Fort Veracruz sich niederlassenden Kolonisten einen Magistrat, der im Namen des Königs die Gerichtsbarkeit ausüben sollte. Vor diesem legte er feierlich seine Bestallung und seinen Commando-

stab nieder, und ersuchte die Herren, nach ihrer besten Einsicht den würdigsten im Heere zum Feldherrn zu wählen. Man kann leicht denken, daß der Commandostab in keines andern als in seine Hände wieder zurückkam. Aber noch war er immer nicht der Treue des ganzen Heeres gewiß, denn es gab mehrere sehr eifrige Freunde des Velasquez darunter, die nicht aufhörten, insgeheim gegen ihn zu konspiriren. Kraft seiner neu verstärkten Autorität ließ er die Hauptmeuterer gefangen setzen, und um den Seinigen alle Gelegenheit zum Rückzug abzuschneiden, bewog er sie mit seltener Ueberredungskunst, alle ihre Schiffe zu zertrümmern. So ließen sich in einem Anfall von Heroismus, der in der Geschichte fast ohne Beispiel ist *), 600 Menschen freiwillig in ein fremdes Land einsperren, und sich selbst alle Wege zur Flucht verschließen.

Cortez traf im Vorrücken auf zwei sehr volkreiche und mit Hütten bedeckte Gaue, davon der erste Zempoalla und der andere Tlaskala hieß. Die gute Mannszucht, die er hielt, die Würde, mit der die Spanier einherschritten, die Reiter, die man mit ihren Pferden für ein monströses Ganzes hielt, und besonders ein Paar wohl angebrachte Kanonenschüsse, hielten diese sonst nicht feigen Menschen so in Respect, daß sie es gerathen fanden, unter den Schutz der Fremden

*) Nur Cäsar that bei Pharsalus etwas ähnliches.

zu treten, damit sie gerettet würden, wenn vielleicht das ganze mexikanische Reich unterginge. Sie brachten ihnen Lebensmitteln in Ueberfluß, und Cortez ermangelte nicht, sich ihre Oberhäupter durch kleine Geschenke zu verbinden, indeß er ihnen bei jeder Gelegenheit zeigte, wie gefährlich es sei, ihn zu reizen. So ließ er, auf einen bloßen Verdacht einer geheimen Untreue, funfzig Tlaskalanern die Hände abhauen. Furchtbare Verhältnisse, in denen solche Grausamkeit nothwendig scheint!

Doch dieses war nur ein kleines Vorspiel zu weit größern tragischen Auftritten. In Cholula, dem nächsten Gau, wohin sie kamen, mußte beinahe eine ganze Völkerschaft untergehen, damit die 500 Spanier ihr Leben erhielten. Cortez erfuhr durch seine Dolmetscherin, daß die Cholulaner ihn nur darum so willfährig eingelassen hätten, um ihn desto sichrer in der Nacht zu überfallen, und Mann für Mann zu ermorden. Sogleich bemächtigt er sich der Oberhäupter, hält sie in Verwahrung, und läßt plötzlich seine Soldaten unter die Einwohner einhauen, und ihre Häuser anzünden. Sechstausend Menschen sollen ums Leben gekommen seyn, die übrigen flohen. Jetzt eröfnet er den Häuptern die Ursach dieses Verfahrens, tadelt sie, läßt sie aber wieder frei, und befiehlt ihnen, die Entflohenen zurückzurufen und die Hütten wieder aufzu-

hauen. Sie betrugen sich nun wie rechtmäßig gestrafte Kinder, und waren ihm in allem gehorsam.

Keiner dieser Stämme hing jedoch so sehr an ihm, als die Tlaskalaner. Diese waren ihm zu Tausenden gefolgt, und waren bereit, mit ihm gegen Montezuma zu fechten. Diesem waren sie, wie mehrere andere Stämme, nicht gewogen weil er sie unlängst erst im Kriege sich unterworfen hatte. Welch ein Vortheil! Cortez Heer ward dadurch so ansehnlich verstärkt, daß er kein Bedenken trug, gerade auf die Hauptstadt los zu gehen.

Diese zeigte sich ihnen endlich in ihrer ganzen Ausdehnung, mit ihren weißen Häusern und Tempeln, bewundernswürdig genug für ein Volk, das weder Zugvieh noch Eisen kannte. Die Spanier schätzten die Zahl der Einwohner etwa auf 60,000. Die Stadt lag auf einer Insel in einem See, und man konnte nur auf langen Dämmen zu ihr kommen. Cortez passirte einen dieser Dämme sehr vorsichtig, und stand mit seinem ganzen Heer in der Stadt, ehe Montezuma mit sich einig geworden war, ob er ihn als Freund oder Feind empfangen sollte.

Er erschien endlich selbst auf einem künstlichen Tragsessel, umringt von seinen Großen, die in eine Art von kattunenen Mänteln gekleidet, und zur Freude der Spanier mit Goldblechen reichlich behängt wären. Er staunte die seltsamen

weißen und bärtigen Gäste an, begrüßte aber doch den Cortez sehr höflich, der vom Pferde stieg, und ihm einen Gruß sehr unbekannter Weise vom König von Spanien brachte. Montezuma ward darüber nachdenkend. Er erinnerte sich einer alten Sage, daß seine Ureltern aus Osten gekommen, ihr Anführer aber wieder weggegangen wäre, mit dem Versprechen, einmal wieder zu kommen, und ihre Gesetze zu verbessern. Cortez erhielt ihn in dem Glauben, daß diese Sage jetzt erfüllt werde, und quartirte sich mit den Seinen in ein weitläuftiges steinernes Gebäude ein, das er unvermerkt so viel als möglich befestigte. Geladene Kanonen und die sorgfältigsten Wachen sicherten ihn vor jedem Ueberfall. — So hatten sich 500 Wagehälse *) glücklich bis in die Mitte eines unabsehbaren Reichs gedrängt, in welchem sie sich nun entweder als Oberherren behaupten, oder bis auf den letzten Mann todtschlagen lassen mußten.

*) Die übrigen waren nämlich als Besatzung in dem Fort zurückgeblieben.

## 23.

# Montezuma gefangen.

(1519.)

Ist einmal ein kühnes Wagstück begonnen, so kann es nur durch fortgesetzte Kühnheit vollendet werden. Cortez war der Mann, die verwegensten Schritte mit einer Festigkeit zu thun, als handelte die eherne Nothwendigkeit selbst durch ihn. Wollte er der völlige Beherrscher dieses Landes werden, so mußte etwas Entscheidendes geschehen. Der König selber mußte ihm freiwillig seine Würde abtreten, und um ihn dahin zu bringen, mußte man ihn im Angesicht seines Volks gefangen nehmen.

Nur die beherzte Seele eines Cortez konnte einen solchen Plan entwerfen, vor dem selbst seine tapfersten Officiere erschraken; nur eine so kluge Besonnenheit, als die seine, konnte ihn glücklich ausführen. Der König hatte ihm schon mehrere Besuche abgestattet, und von ihm Gegenbesuche erhalten, als Cortez eines Tages, nach genauer Verabredung mit seinen Soldaten, sich mit seinen besten Officieren in die Wohnung des Königs begab. Sein erstes Gespräch betraf eine so eben eingelaufene Nachricht, daß ein entfernter mexikanischer Feldherr die in der Kolonie Veracruz

hinterlassenen Spanier angegriffen, einen derselben getödtet, und dessen Kopf nach der Hauptstadt gesandt habe, um allen Mexikanern zu zeigen, daß die Fremden so gut sterblich wären als andere Leute. Cortez stellte dem König dieses feindselige Verfahren als eine so ungeheure Beleidigung seines Herrn, des Königs von Spanien, vor, und machte ein so ernsthaftes, ja fürchterliches Gesicht dazu, daß dem armen Montezuma angst und bange ward. Er erklärte ferner, der gerechte Verdacht geheimer Feindschaft, in den er sich dadurch gesetzt habe, könne nur durch einen ganz ungewöhnlichen Beweis von Vertrauen und Ergebenheit wieder ausgelöscht werden. Montezuma versprach zitternd, er wolle jenen Feldherrn sogleich zurückberufen, und ihn den Spaniern zur beliebigen Bestrafung ausliefern. Cortez antwortete, das verstehe sich von selbst, aber damit könne er noch lange nicht zufrieden seyn. Es sey kein anderes Mittel, sich in dem Zutrauen der Spanier wieder herzustellen, als daß er sich freiwillig entschlösse, eine Zeitlang mitten unter ihnen zu wohnen. Montezuma erblaßte, nahm sich aber bald wieder zusammen, und antwortete wie ein Mann, der seine Würde kennt. Cortez ward immer ernster. Drei Stunden ward hin und her geredet; endlich rief ein rascher spanischer Officier: „Wozu die Umstände? Fort mit ihm, oder niedergestoßen!“ Der König erschrak

über die Stimme und Geberde des Mannes, und fragte die Dollmetscherin, was er gesagt habe. Als er es erfuhr, zitterte er heftiger, und nach langem Schwanken — ergab er sich. Als er hinausgeführt ward, lief das staunende Volk zusammen, er aber winkte mit den Händen und nahm eine heitere Miene an, um seine Unterthanen glauben zu machen, es sey sein eigner Entschluß. Cortez unterließ übrigens nichts, was dem tief gebeugten Monarchen seinen Zustand erträglicher machen konnte, und begegnete ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit. Seine ehemaligen Räthe hatten zu seinem Exile täglich freien Zutritt. Jener mexikanische Feldherr wurde bald nachher mit seinen vornehmsten Officieren, zum Entsetzen aller Mexikaner, lebendig verbrannt, und das auf einem Scheiterhaufen, den man aus lauter mexikanischen Waffen aufgethürmt hatte.

Um sich der Herrschaft noch gewisser zu versichern, bewog Cortez den König, seine klügsten Räthe abzusetzen, und schwächere dagegen anzunehmen. Unter dem Vorwand, ihm einen Begriff von europäischer Schiffbaukunst zu geben, worauf er ihn lange neugierig gemacht hatte, ließ er zwei Brigantinen zimmern und in den mexikanischen See stoßen, wodurch er sich schlau genug des ganzen Gewässers um die Stadt versicherte. Endlich, nachdem er den armen König durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hat-

te, muthete er ihm geradehin zu, sich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären, und einen jährlichen Tribut zu entrichten. Bei dieser Forderung brach der unglückliche Mann in Thränen aus. Aber was konnte er jetzt noch verweigern? Die Unterwerfungsformalität, die Cortez so feierlich als möglich einrichtete, ging vor sich, vor den Augen des ganzen Volks, welches darüber in tiefe Trauer versenkt schien.

Bei allem Unglück belebte den Montezuma noch immer die Hoffnung, seine gefürchteten Gäste würden nun bald abziehen, da ihr Auftrag nun ausgerichtet sey. Cortez ließ ihn bei diesem Glauben, und sagte, man müsse nur erst die gehörigen Schiffe bauen. Eigentlich aber wartete er nur auf Verstärkung aus Spanien, wohin er schon vor neun Monaten Depeschen gesandt hatte. Freilich wußte er nicht, daß diese Depeschen von seinem Feinde Velasquez waren aufgefangen worden, und daß von daher ein Gewitter über ihn heraufzog, das ihn mit einem Schlage um alle Früchte seiner Klugheit und seines Muthes zu bringen drohte.

---

## 24.
## Pamphilo de Narvaez.

(1520.)

Ich muß nun kurz seyn. Die Sache war die, daß Velasquez eine Flotte von 18 Schiffen mit 800 Mann Fußvolk, 80 Reitern, 12 Kanonen und vielen Musketen und Armbrüsten, unter dem Commando eines gewissen Narvaez aussandte, der den Auftrag hatte, den Cortez in Ketten nach Kuba zu schicken, und an seiner Stelle die Eroberungen fortzusetzen. Welche Lage für Cortez!

Er versuchte zuerst, den Narvaez zu gewinnen; aber dieser junge Held träumte viel zu süß von den Lorbeern, die er sich von Cortez erfechten wollte, als daß er sie sich hätte sollen abkaufen lassen. Also mußte es Krieg seyn, und hier galt es nur Sieg oder Tod. Cortez bestellte sein Haus in Mexiko, ließ eine mäßige Besatzung zurück, und überredete den Montezuma, er reise seinen Freunden entgegen, sich mit ihnen zu besprechen. So zog er mit einer Handvoll Leute einem wenigstens fünffach stärkern Feinde entgegen.

Sein Glück war, daß Narvaez ein unkluger und tölpischer Mensch war, der weder von seinen Soldaten noch von den Indianern Vertrauen

und Achtung zu erzwingen verstand, und daß folglich jene ihm verdrossen folgten, diese ihm alle ersinnliche Hindernisse in den Weg legten. Als nun gar geheime Emissarien vom Cortez im Lager des Narvaez herumschlichen, und aus Cortez Goldsäcken freigebig Geschenke ausspendeten, so konnte es nicht fehlen, daß wenigstens schon die Hälfte der Soldaten auf Cortez Partei war, ehe noch eine Schlacht geliefert ward. Aber nicht die Klugheit allein sollte gelten; ein forcirter Marsch brachte die braven, versuchten Krieger des Cortez ihren Feinden schneller auf den Hals, als diese berechnet hatten. In einer stockfinstern Nacht durchwateten sie den breiten Fluß, der sie noch vom Feinde trennte, und ein schrecklicher Ueberfall brachte die sicher Schlummernden so in Verwirrung, daß sie nicht wußten, wo oder wie stark der Feind sey. In wenig Augenblikken war alles schwere Geschütz in Cortez Händen, und ward nun gegen Narvaez Heer gerichtet. Dieser fuhr selbst mit blinder Tapferkeit unter die Feinde, ward aber sogleich tödtlich verwundet. Cortez bot allen, die sich ergeben würden, Pardon an, und so hatte der ganze Krieg ein Ende, ehe die Morgenröthe anbrach. Wohlverstärkt mit frischen Truppen und guter Ammunition stand nun Cortez im Begriff, nach der Hauptstadt zurückzukehren, als eine andere

Schreckenspost seinen Geist schon wieder zu neuen Erfindungen spannte.

---

25.

## Montezuma's Tod.

(1. Jun. 1520.)

Der in Meriko zurückgelassene Offizier hatte Cortez Strenge nachahmen wollen, ohne seine Klugheit zu besitzen, und hatte es damit sehr schlimm gemacht. Man denke, um eines bloßen Verdachtes willen hatte er bei einem festlichen Tanze viele Vornehme überfallen und ermorden lassen. Darüber gerieth die ganze Stadt in Aufruhr, und selbst Cortez schnellste Dazwischenkunft konnte die Gährung nicht dämpfen. Jetzt kam es zur förmlichen Schlacht, und wie wollten hier 500 Menschen der Uebermacht von 60,000 gereizten Feinden widerstehen? Cortez zog sich in seine Verschanzung zurück, that einige Ausfälle, verlor aber viele Spanier, und wurde selbst in der linken Hand verwundet. In dieser Noth wollte er seine Rettung durch den Montezuma versuchen, den er zuletzt ziemlich vernachlässigt hatte. Er bewog ihn, sich in seinem Königsschmuck oben auf der Mauer zu zei-

gen, aber der König erschien nicht sobald, als das wüthende Volk ihn mit Verachtung anschrie, und einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn schleuderte. Schwer am Kopf verwundet sank der Unglückliche nieder, und starb nach wenigen Tagen.

Die Mexikaner zogen täglich mehr Volk aus der umliegenden Gegend in die Stadt herein, und die spanische Verschanzung ward nun mit blinder Wuth unaufhörlich berennt. Neben derselben stand ein hoher Thurm, von welchem sie durch Steinwerfen den Spaniern ungeheuern Schaden thaten. Vergebens waren alle Versuche, sie von diesem Thurm zu vertreiben, bis Cortez selbst, troß seiner Wunde, sich den Schild an den linken Arm binden ließ, und an der Spiße seiner Tapfersten hinauf stürmte. Seine Riesenkraft schmetterte jeden nieder, der ihm begegnete, aber dennoch floh man ihn nicht. Zwei mexikanische Jünglinge, nach einem Heldentode durstend, umfaßten ihn, als er nahe am Rande des Thurmes stand, schwangen sich muthig hinüber und wollten ihn mit sich hinab reißen. Nur seine herkulische Stärke rettete ihn: er rang sich los, und so stürzten sie allein hinunter. Nach langer Anstrengung glückte es den Spaniern, Feuer in den Thurm zu werfen, und dies scheuchte die Feinde für diesmal zurück.

Aber an eine längere Behauptung seines

Platzes dachte Cortez nun nicht mehr. Er gab geheime Befehle, und um Mitternacht trat der ganze Haufe in größter Stille den Rückzug an. Sie waren eben auf dem schmalen Damme zusammengedrängt, als von allen Seiten durch die dichte Nacht ein Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie herflog. Der See wimmelte von Kähnen. Die Bemühung der Spanier, ihre Schätze zu retten, vermehrte noch die tödtliche Verlegenheit dieses gepreßten Haufens. Ich enthalte mich, diese Scene der Angst weiter auszumalen, und sage nur, daß Cortez am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht kaum noch die Hälfte seiner Leute zusammenfand, und sich der Thränen nicht enthalten konnte, da er sie musterte. Viele der bravsten Offiziere waren theils erschlagen, theils ertrunken: von den ehrlichen Tlaskalanern wurden zweitausend vermißt, von denen die Mexikaner viele lebendig erhascht hatten, um sie den Göttern zu opfern. Alles Geschütz und Pulver war verloren, fast alle Pferde fehlten, und von den großen Schätzen war nur sehr wenig gerettet.

Cortez ward auch in dieser Noth der einzige Trost und das Vorbild seiner tief betrübten Soldaten. Er theilte alle Entsagungen und Beschwerden mit ihnen, und heiterte sie durch seine ruhige Fassung auf. Aber noch war nicht das Schlimmste überstanden. Sie hatten ihren Rück-

zug nach Tlaskala noch nicht lange fortgesetzt, als sie auf einmal von einer Anhöhe herab die ganze weite Ebene vor sich mit Mexikanern bedeckt sahen. Sieg oder Tod konnte auch hier nur die Losung seyn. Cortez ließ seinen Soldaten zum Besinnen keine Zeit, sondern führte sie nach einer kräftigen Anrede blindlings ins Treffen. Sie hauen ein wie Verzweifelte, aber ihre geringe Anzahl verliert sich fast in den unzählbaren Schaaren, von denen sie umringt und beinahe erstickt werden. Da erblickt Cortez die große Reichsfahne, und plötzlich fällt ihm ein, was er einmal in Mexiko gehört hat, daß von dem Schicksal dieser Fahne der Ausgang jeder Schlacht abhange. Augenblicklich spornt er sein Pferd, und sprengt mit einigen tapfern Gefährten auf dies Palladium zu. Den, der es trägt, rennt er mit der Lanze nieder, die andern Spanier verscheuchen die übrigen Wilden umher, und Cortez trägt die Fahne im Triumph von dannen. Dies sehen und sinnlos entfliehen, war den Mexikanern eins. Die Hülfe kam den Spaniern so plötzlich, daß sie sie auf die Rechnung der Heiligen schrieben. — Am folgenden Tage (8. Jun.) rückten sie hierauf in das treue Tlaskala ein.

## 26.

# Neuer Angriff auf Mexiko.

(Dec. 1520.)

Sollte mans glauben, daß der so mühsam dem Tode entronnene Mann noch immer darauf bestehen konnte, diese ungeheure Feindesmasse zu bezwingen, und ihr ganzes weitläuftiges Reich zu erobern? So war es wirklich. Ein stiller Abzug, ohne sein Ziel erreicht zu haben, war so wenig in seinem Plane, daß er gerade jetzt erst recht begierig ward, dies Ziel aus allen Kräften zu verfolgen.

Aber eine solche Beharrlichkeit ist nicht jedermanns Sache. Viele seiner Soldaten schalten ihn einen Tollkühnen, dem sein Leben nichts werth sey, und waren höchst unzufrieden mit seinen neuen Entwürfen. Viele Gemüther lenkte er dadurch um, daß er sie zur Rache gegen diese „heidnischen Hunde" entflammte; andern gab er Beschäftigung, indem er sie in den Wäldern von Tlaskala Holz zum Schiffbau fällen und zimmern ließ; noch andere machte er wieder muthig, indem er mit ihnen die einzelnen Feindeshaufen verfolgte und plünderte, die sich noch in der Gegend sehen ließen. Ein Vertrauter war längst nach Hispaniola abgeschickt, um Pulver und Ge-

wehre zu kaufen, und Abentheurer anzuwerben, indeß das Glück, die Freundin muthiger Männer, ihm Verstärkungen zuführte, von wo er sie nicht erwartet hatte.

Die erste bestand aus zwei Schiffen aus Kuba, die dem Narvaez (der längst verscharrt war) Mund- und Kriegesvorrath zuführen sollten. Es war der bekannten Ueberredungskunst des Cortez ein leichtes, Mannschaft und Ladung für sich zu erobern, was ihm dann auch zweitens bei einem Kauffartheischiffe gelang, das mit spanischen Waaren des Handels wegen hierher gekommen war. Drittens erschienen bald darauf drei Schiffe, die vom Statthalter in Jamaika auf Entdeckungen ausgesandt waren, aber nichts hatten ausrichten können. Mit Freuden ließen sich auch diese anwerben, und traten in Cortez Dienste über.

Dieser dankte nun alle Unzufriedenen aus Narvaez Heere ab, und schickte sie nach Veracruz; mit den übrigen aber (550 Mann, 40 Pferde, 80 Musketen und Armbrüsten und 9 Kanonen) trat er fröhlichen Muthes den 28. Dec. seinen Marsch nach Mexico wieder an, von 10,000 Tlaskanern begleitet, welche die vielen zurecht gezimmerten Bretter und Balken trugen, aus denen er am Ufer des mexikanischen Sees seine neuen Schiffe zusammensetzen wollte.

Dies Zusammensetzen hielt ihn mehrere Mo-

nake auf. In dieser Zeit bewarb er sich mit gro-
ßer Klugheit um die Freundschaft der benachbar-
ten Gauen. Dann ließ er die Wasserleitungen,
die nach der Hauptstadt führten, zerstören. Um
ganz sicher zu gehen, schloß er die Stadt von drei
Seiten ein, und operirte nun langsam und vor-
sichtig: denn der jetzt herrschende König, Gua-
timozin, ein Neffe Montezuma's, war ihm als
ein sehr kluger und beherzter Mann bekannt.
Endlich setzte er auf den 3. Jul. einen Haupt-
sturm fest. Der Plan war mit großer Ueberle-
gung entworfen, jeder Officier erhielt seinen Po-
sten, und, um im schlimmsten Fall einen sichern
Rückzug zu haben, erhielt einer der neu hinzu-
gekommenen Officiere den Befehl, die Brücke in
dem Damme, den sie passiren mußten, zu dek-
ken. Dieser leichtsinnige Mensch aber, welcher
sich einbilden mochte, er werde bei der Plünde-
rung zu kurz kommen, wenn er draußen die
Brücke hütete, vergaß allen Gehorsam, und
mischte sich hitzig unter die Fechtenden. Guati-
mozin bemerkte sogleich den Fehler, und ließ die
Brücke abbrechen. Die Spanier indessen, nach-
dem sie bis zum Einbruch der Nacht gefochten
hatten, aber zuletzt der Menge nicht widerstehen
konnten, suchten nun in der Finsterniß ihr Heil
in der Flucht. Aber ach! wie sollten sie nun ent-
fliehen? Das Gedränge war so groß, daß die
Vordersten haufenweise in die Oeffnung hinein

gestoßen wurden, und so — schrecklich! — mit ihren Leibern die Brücke ergänzten. Während dieser Stopfung ergriffen die Mexikaner die Hintersten, die nicht vorwärts konnten, und schleppten 40 derselben lebendig nach dem Tempel, schlitzten ihnen den Leib auf, rissen ihnen das Herz aus, und opferten es ihren Göttern. Die geretteten Spanier sahen mit Grausen aus der Ferne diesem teuflischen Opferfeste zu, sie sahen die freudetrunkenen Mexikaner jubelnd in dem hell erleuchteten Tempel tanzen, und glaubten die brüllenden Schlachtopfer an den Stimmen zu erkennen. Ihr Haar sträubte sich empor. — Noch jetzt lebt in Mexiko im Munde des Volks das Andenken an jene Schreckensnacht. Cortez hatte in allem etwa 60 Menschen eingebüßt.

---

27.

## Mexiko erobert.

(1521, 13. Aug.)

Dieser Verlust schlug ihn indessen noch nicht nieder. Er verhielt sich nur eine Zeitlang in seinen Verschanzungen stille, um die Prophezeihung der heidnischen Priester zu Schanden zu machen, als würden die Spanier binnen 8 Tagen alle vertilgt seyn. Der gänzliche Mangel der Mexi-

kaner an eisernen Waffen, die Hungersnoth in der Stadt, in welcher drei Viertheile der Häuser verbrannt waren, und die Treulosigkeit der ringsum wohnenden Stämme — diese Umstände machten es 500 europäischen Abentheurern möglich, ein großes Reich umzustürzen, das vielleicht ein Jahrhundert lang das Schrecken seiner Nachbarn gewesen war. Guatimozin suchte sich durch die Flucht zu retten, er ward aber erwischt, und vor Cortez gebracht. „Ich habe gethan, sprach er mit Würde, was einem König ziemte; ich habe mein Volk aufs äußerste vertheidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig als der Tod. Fasse diesen Dolch, und stoß ihn mir ins Herz."

Er blieb gefangen. Gleich darauf ergab sich auch die Stadt. Die Soldaten, die eine unermeßliche Beute gehofft hatten, fanden sich sehr getäuscht. Sie trauten es den Besiegten zu, daß sie ihre Schätze wohl aus Rachsucht in den See geworfen haben könnten, und waren barbarisch genug, viele der Vornehmsten auf die Folter zu spannen, um die Stellen zu erforschen, wo das meiste Gold versenkt sey. Auch der edle Guatimozin, sagt man, ward entkleidet, gefesselt, und neben einem seiner Vertrauten auf glühende Kohlen gelegt. Er hatte nichts zu gestehen, und schwieg, während sein minder standhafter Unglücksgenosse sich wimmernd und zuckend den allerunglücklichsten der Menschen nannte. Tadelnd

sagte Guatimozin mit spartanischer Selbstbeherrschung: „Liege ich denn auf Rosen?"

Cortez kam dazu, schämte sich des unwürdigen Anblicks, und befreite die Leidenden.

---

28.

## Ferdinand Magellan.

(1519 — 1522.)

Während dieser großen Begebenheiten ereignete sich eine andere, die nicht weniger merkwürdig ist. Die so lange vergeblich gesuchte Durchfahrt nach Indien wurde glücklich gefunden. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt dem Portugiesen Magellan, der nach vielen tapfern Thaten in Ostindien, aus Erbitterung über erlittene Ungerechtigkeiten, den Dienst seines Königs verlassen, und sich nach Spanien gewandt hatte. Hier machte er sich dem König Karl anheischig, ihm einen Weg nach Ostindien durch Amerika zu entdecken, und erhielt eine Flotte von 5 Schiffen, mit denen er am 10. Aug. 1519 von Sevilla absegelte.

Er hatte 234 Mann am Bord, über die er sich ausdrücklich das Recht über Leben und Tod hatte ertheilen lassen, wohl eingedenk der traurigen Lage des Columbus und Gama, die mehr von der Widersetzlichkeit ihrer Leute, als von Sturm und Wellen hatten ausstehen müssen.

Von den Kanarien wandte er sich sogleich südlich, und untersuchte jede Bay an der Küste von Südamerika. Erst am 12. Jan. 1520 erreichte er die Mündung des La Plata. Von nun an hatte er mit rauher Witterung und gefährlichen Klippen zu kämpfen, und als er den 48 Grad südlicher Breite erreicht hatte, sah er sich genöthigt, in den Hafen St. Julian (31. März) einzulaufen, und daselbst den Winter abzuwarten, der bekanntlich jenseit der Linie in unsere Sommermonate fällt.

Hier geschah, was er längst befürchtet hatte. Diejenigen seiner Leute, welche daheim in Spanien Weiber und Kinder zurückgelassen hatten, sahen keinen Grund, warum sie sich Tag für Tag in unbekannten Weltgegenden, auf stürmischen Meeren, allen Gefahren um eines Abentheurers willen preis geben sollten, der sich die Grille in den Kopf gesezt hatte, eine Straße durch Amerika aufzusuchen, deren Existenz ihnen doch wahrlich sehr gleichgültig seyn konnte. Es entstand eine fürchterliche Empörung, sie vergriffen sich an den Anführern der Schiffe, und wählten andere, von denen sie zurückgeführt seyn wollten. Mit großer Klugheit und mit Hülfe einiger wenigen Getreuen ergriff Magellan hierauf die Haupt-Rädelsführer, und ließ sie hängen und nachher viertheilen; ein Priester aber und noch ein Officier, welche das Volk heimlich aufgehetzt hat-

ten, wurden wie Robinson in der Wildniß zurückgelassen, als die Schiffe abfuhren. Es muß ein trefflicher Mann gewesen seyn!

Endlich erreichte er nahe am Feuerlande die erwünschte Straße. Seine Freude war unbeschreiblich; doch wurde sie ihm durch den Verlust eines Schiffs verbittert, das er ausgesandt hatte, eine Bay zu untersuchen, und das sich nachher nicht wieder zu ihm finden konnte. Ein anderes hatte ihm ohnehin schon früher ein Sturm zerschmettert. Zwanzig Tage kreuzte er hierauf in dieser krummen und höchst gefährlichen Straße herum, die noch jetzt seinen Namen führt, und am 27. November 1520 erblickte er endlich mit nicht geringerer Freude als einst Balboa auf seiner Bergspitze — die unermeßliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nun queer durch diesen weiten Ocean so ununterbrochen fort, der Himmel war so unveränderlich heiter, daß Magellan bewogen wurde, dies Meer das stille (pacificum) zu nennen. Bedenkt einmal, 3 Monate und 20 Tage glitten die drei Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Wie hätte er auf eine solche Fahrt gefaßt seyn können? Die Lebensmittel gingen ihm aus, frisches Wasser fehlte gänzlich, und die Sonne schoß ihre Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der Schiffenden. Kein Wunder, daß fast die ganze Mannschaft erkrankt war, als man endlich am 6. März 1521 — abermals mit tau-

send Freudenthränen — eine kleine fruchtbare Inselgruppe erreichte. Magellan nannte sie los Ladrones, weil er die Eingebornen so diebisch fand, und so heißen sie noch jetzt. Das klarste Wasser und ein Ueberfluß von erfrischenden Früchten in diesem heitern Klima stellte alle seine Kranken in kurzem völlig her. Er segelte darauf nach den von ihm so genannten Philippinen, und das war das ungehoffte Ziel seiner Reise. In einem unglücklichen Gefecht mit den feindseligen Wilden fand er hier durch einen indianischen Spieß seinen Tod (26. April 1521.)

Der Rest der kleinen Mannschaft setzte nun auf zwei Schiffen die Reise fort, und erreichte am 8. Nov. die große Insel Borneo. Von da kamen sie nach Tidor, einer der Molukken, wo sie schon Portugiesen fanden, die sich über ihre Ankunft nicht wenig wunderten. Hier mußte sich die Mannschaft des einen höchst beschädigten Schiffes an die Portugiesen ergeben, das andere Schiff aber trat mit einer guten Ladung molukkischer Gewürze, die es in der Geschwindigkeit eingenommen hatte, die Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und so weiter nach Spanien an, wo es nach vielen Unglücksfällen am 7. September 1522 glücklich in den Hafen einlief, von welchem es vor drei Jahren ausgesegelt war. Das war also die erste Reise um die Welt. So viel Mühseligkeiten und Gefahren hat

es gekostet, die ersten Kenntnisse von unserer Erd-
kugel zu erhalten, Kenntnisse, die jetzt jedes Kind
besitzt! Von König Karls Freude und Dankbarkeit,
und von dem Aufsehen, welches diese Begebenheit
in ganz Europa machte, darf ich wohl nichts sagen.

---

## 29.

## Cortez Tod.

(2. Dec. 1547.)

Ich wende mich nun wieder zu den letzten
Thaten des großen Eroberers von Mexiko. Sein
Feind Velasquez in Kuba hatte nichts unterlas-
sen, was den Zorn des Königs gegen ihn rei-
zen konnte; und so erschien denn, eben als die
völlige Eroberung des Reichs beendigt war, ein
königlicher Commissar, Don Tapia, mit weit-
läuftigen Vollmachten versehen, den Cortez ge-
fangen zu nehmen, sein Vermögen einzuziehen
und sein Verfahren zu untersuchen.

Don Tapia war ein einfältiger Mensch, den
Cortez auf den ersten Blick durchschaute. Dieser
stellte sich sehr ehrerbietig gegen ihn, sprach mit
der tiefsten Ehrfurcht von dem König, und mach-
te den guten Mann so verwirrt, daß er gar nicht
wußte, wie er ihm billigerweise beikommen sollte,

und

und am Ende wieder davon ging. Cortez wandte sich nun selbst mit einer treuen Erzählung seiner Thaten und einem reichen Geschenk an den König, und bat um die wohlverdiente Statthalterschaft. Karl V., selbst ein unternehmender Kriegsmann, ward von gerechter Bewunderung seiner Thaten hingerissen, und bewilligte ihm seine Bitte.

Cortez ließ darauf Mexiko wieder aufbauen, die Ländereien vertheilen, und die Bergwerke untersuchen. Die unmenschliche Verschenkung der Eingebornen und ihre barbarische Behandlung in den Goldminen wurde auch hier angeführt, wo sie dieselben schrecklichen Folgen, wie auf den Inseln hatte. Vor dem Eingange jedes Schachtes lagen die Aeser der entseelten Mexikaner zu Hunderten, und verpesteten die Luft, während von den vielen Geiern, die sich nach diesen reichen Futterplätzen drängten, die Erde von ferne wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt schien. Jede Empörung, durch welche die gekränkte Freiheit ihre Menschenrechte herzustellen suchte, ward als Sklaventrotz angesehen, und fürchterlich bestraft. In einer einzigen Provinz wurden einmal 60 Kaziken und 400 mexikanische Edle verbrannt, und ihre Weiber und Kinder zum Anblick dieses höllischen Schauspiels gezwungen. Auf einen geringen Verdacht wurde endlich auch der edle Guatimozin, und mit ihm die sonst den Spaniern so treuen

Kaziken von Tezeuko und Takuba gehängt, welche dem Cortez Mexiko hatten erobern helfen.

Ganz allein ward indessen dem Cortez die Organisirung der neuen Erwerbschaft doch nicht überlassen. Es ward ihm von Spanien aus eine Regierungskommission zugeordnet, mit der sich aber der freie Herrschergeist dieses außerordentlichen Mannes nicht wohl vertragen konnte. Die Klagen und Anschwärzungen bei Hofe fingen nun wieder an, und es erschienen immer neue Untersuchungscommissarien, die den Statthalter vor ihren Richterstuhl zogen. Zu stolz, sich in dem Lande, das der Schauplatz seiner Siege gewesen war, einem schimpflichen Verhör zu unterwerfen, wollte er lieber selbst den König antreten. Er erschien 1528 in Spanien mit einer Pracht, die seiner Würde angemessen war, eine Reihe mexikanischer Edlen in seinem Gefolge. Karl empfing ihn mit Auszeichnung, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen; aber ihn ganz unbeschränkt zu lassen, wagte er doch nicht mehr. Er unterwarf die bürgerliche Regierung von Mexiko einem eignen Collegium, und überließ ihm nur das Militär und das Geschäft, auf neue Eroberungen auszugehen.

Mißmuthig ging Cortez zurück, und zerstreute sich durch neue Züge. Nach unendlichen Mühseligkeiten entdeckte er 1536 die große Halbinsel Kalifornien, und nahm den größten

Theil des Golfs, der sie von Neuspanien trennt, in Augenschein. Im Jahr 1540 reisete er abermals nach Spanien, fand aber die Herren am Hofe sehr verändert. Seine Verdienste schienen hier längst vergessen zu seyn, und nach vielen fruchtlosen Bemühungen bei Ministern und Günstlingen starb er, wie Columbus, vor Gram über den Undank seines Herrn, im 62sten Jahre seines Alters.

Die Furcht, daß es einem dieser Feldherren einfallen und gelingen möchte, sich zum Herrn seiner eroberten Provinzen aufzuwerfen, erklärt diesen Undank und dieses Mistrauen, ohne es zu rechtfertigen. Nicht ohne nachtheiligen Einfluß auch auf die nachherige Benutzung dieser Länder ist dieser Umstand geblieben.

---

## 30.
## Die Spanier in Peru.

(1526.)

Seit Balboa's kühnen Zügen richtete der Golddurst seine Augen unaufhörlich nach jenem Lande, das, nach allen Aussagen der Indianer, des Goldes Vaterland seyn sollte, und es auch wirklich ist. Der nichtswürdige Mörder des Balboa, Pedrarias, war aber zu feig, um selbst eine Unternehmung zu wagen, und zu eifersüchtig, um Andern Vorschub zu thun; und so unterblieben

alle Versuche, bis sich zuletzt ein Triumvirat zusammenfand, das sich erbot, auf eigne Kosten eine Reise in jenes Land zu unternehmen. Das konnte der Statthalter nicht füglich verhindern, und so gab er den Anlaß zu neuen ungeheuern Thaten und zur Entwickelung von Menschenkräften, die sonst wohl ewig geschlummert hätten. Denn wer hätte es wohl einem Sauhirtenjungen und einem Fündling weissagen mögen, daß sie Alexanders Thaten verrichten würden?

Franz Pizarro war als der Bastard eines hartherzigen Edelmanns und einer gemeinen Dirne früh in die Fremde gestoßen worden, und hatte im Kampfe mit harten Schicksalen nichts von den zärtlichen geselligen Empfindungen eingesogen, die diejenigen Kinder mit in die Welt nehmen, welche aus einem wohlgeordneten Vaterhause und aus den Armen liebevoller Eltern in dieselbe übergehen. Daher finden wir in seinem ganzen Leben keine Spur von Wohlwollen und Treue. Nachdem er als Knabe die Schweine gehütet, trieb ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien, und zuletzt nach Amerika, wo er mit Cortez und Balboa bald bekannt wurde. Den letztern hatte er auf seinen Zügen begleitet, und hier hatte er schon ausgezeichnete Proben von Verstand und Tapferkeit abgelegt.

Nicht viel geringere Talente, und etwas

mehr Gutmüthigkeit besaß sein Waffenbruder Diego de Almagro, der seine eigenen Eltern nicht einmal anzugeben wußte. Der dritte Mann im Kleeblatt war ein Priester, Hernando de Luque, der das Geld zum Zuge hergeben wollte, das er sich in der neuen Welt zusammengewuchert hatte, und sich dafür das erste neue Bisthum in Peru versprechen ließ.

Almagro wandte gleichfalls sein Vermögen dran, und Pizarro, der nichts hatte, erbot sich dafür, das schwerste Geschäft, den Anführerposten, zu übernehmen. Almagro sollte ihm von Zeit zu Zeit Hülfe zuführen, und die Beute sollte unter alle drei gleich vertheilt werden. Der Vertrag ward auf eine geweihte Hostie beschworen, von welcher jeder der drei Contrahenten ein Stück verzehrte, worauf Luque noch eine feierliche Messe las.

Am 14. Nov. 1525 segelte hierauf Pizarro mit einem Schiff und 113 Mann ab. Er hatte gerade die ungünstigste Witterung getroffen, und kam in 70 Tagen kaum so weit, als jetzt ein Seemann in 70 Stunden kommt. Die ganze Fahrt ging so langweilig von Statten, man war so oft genöthigt, auf kleinen Inseln Monate lang um der Kranken willen still zu liegen, denen das äußerst feuchte, fast giftige Klima Mark und Leben aussog, daß sicherlich aus dem ganzen Zuge nichts geworden wäre, hätte nicht Almagro

sich fleißig mit Verstärkungen an Mannschaft und Lebensmitteln eingestellt, und wäre nicht Pizarro selbst ein Mann von so unbeugsamem Charakter gewesen. Mit größeren Beschwerden, als diese Reise verursachte, hatte noch keiner der vorigen Entdecker gekämpft, aber Pizarro's starker Geist überwand sie alle. Denkt nur, erst am Ende des Jahrs 1526 kam er auf der Küste von Peru an! Er fand aber das Land so bevölkert und bebaut, daß er nicht daran denken konnte, sich mit seiner Handvoll Menschen hier fest zu setzen. Er handelte daher von den Wilden bloß eine Menge goldner und silberner Gefäße für europäische Kleinigkeiten ein, und nahm ein Paar junge Peruaner mit, die er im Spanischen unterrichten lassen wollte, um sie künftig zu Dollmetschern gebrauchen zu können. So kam er nach drei mühseligen und fast nnnütz verbrachten Jahren 1527 in Panama wieder an.

Da von dem Statthalter. noch immer keine Unterstützung zu erlangen war, so reisete er geradezu nach Spanien, trat den König Karl an, und machte ihm von seinen ausgestandenen Drangsalen eine so rührende, von den Reichthümern Peru's hingegen eine so reizende Schilderung, daß der König, dem es ohnehin nur einen Titel kostete, den kühnen Mann sogleich zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte, und ihm freie Vollmacht ertheilte, seine Officiere

und übrigen Beamten selbst zu wählen, wofür Pizarro versprach, die Kosten der Expedition mit seinen Freunden ganz allein zu tragen. Cortez, der sich eben damals in Spanien befand, hörte nicht sobald von dem Unternehmen, als er seinem alten Kriegsgefährten sogleich eine beträchtliche Summe vorschoß, und ihm mit seinem besten Rath an die Hand ging.

Die Reise ward nun 1529 mit drei kleinen Schiffen und 180 Mann angetreten. Nach 13 Tagen landete Pizarro an der peruanischen Küste. Im Vertrauen auf seine wenigen Musketen und Kanonen und auf seine 36 Pferde, die jenen Menschen eine wunderbare Erscheinung waren, wandte er keine von Cortez Klugheitsmaßregeln an, sondern brach wie ein beutegieriger Löwe in die schüchternen Horden ein. Die Menschen wurden verscheucht, und ihre Hütten geplündert, in denen sich Gold in ungeheurer Menge fand. Als dies letztere bekannt ward, wurde es dem Almagro in Panama leicht, eine Menge frischer Rekruten anzuwerben und nachzuschicken. Am Flusse Piura ward hierauf die erste Kolonie angelegt, die man St. Michael nannte.

Bei einem so ungestümen Verfahren wäre es wohl unmöglich gewesen, ein volkreiches Land, das sich gegen 300 Meilen längs der Seeküste hin erstreckte, mit einigen hundert Menschen in so kurzer Zeit zu erobern, wenn nicht ein inne-

rer Zwist gerade jetzt das Reich zerrüttet gehabt hätte. Kurz vor der Spanier Ankunft war der König (Inka, auch Sohn der Sonne genannt) Huana Kapak gestorben, der als ein kriegerischer Mann das benachbarte Königreich Quito erobert, und außer seiner rechtmäßigen Gemahlin, gesetzwidrig, aber vielleicht staatsklug, eine Tochter des Königs von Quito geheirathet hatte. Von dieser hatte er einen jüngern Sohn, Namens Atahualpa, von jener einen ältern Huaskar. Beide Söhne hatten sich nach des Vaters Willen in die sämmtlichen Länder theilen sollen, aber das wollte Huaskar nicht, und so gährte das unglückliche Reich im vollen Bürgerkriege. Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, hatte so eben seinen Stiefbruder gefangen bekommen, und alle übrige Sprößlinge aus dem Geschlecht der Inkas ermorden lassen.

Dieser inneren Noth des Reichs verdankte es Pizarro, daß man ihn so tief eindringen ließ, ohne ihm Widerstand entgegen zu setzen. Huaskar hörte nicht so bald von den neuen Ankömmlingen, als er ihnen Hülfebittende Gesandte entgegenschickte, worauf Atahualpa, dem dabei nicht wohl zu Muthe war, sich gleichfalls die Spanier und zwar durch kostbare Geschenke, geneigt zu machen suchte. Dem letztern ließ Pizarro sagen, er sey geneigt, ihm beizustehen, nur müsse er

ihn erst sprechen, denn er sey der Abgesandte eines großen Königs, und habe ihm wichtige Dinge zu eröfnen. Er ging ihm darauf nach Kaxamalka entgegen, einem peruanischen Flekken, in welchem man einige seltsame steinerne Gebäude, dem Anschein nach einen Sonnentempel und einen Pallast, neben einander fand. Pizarro verwandelte mit einiger Nachhülfe diese festen Steinmassen in eine Verschanzung, ließ einen Graben davor ziehen, und pflanzte seine 2 Kanonen vor den Eingang hin.

---

## 31.

## Atahualpa gefangen.

(1532, 16. Nov.)

Pizarro hatte sich nun einmal den Cortez zum Muster genommen; ihm in der Gefangennehmung des Montezuma nachzuahmen war sein heißester Wunsch, und die vertrauenvolle Gutmüthigkeit des Inka machte ihm die Ausführung leicht.

Auf Pizarro's freundschaftlichste Einladung hatte der Inka ihm einen Besuch versprochen, und erschien auch wirklich mit einer Pracht und

einem so wohlgeordneten, feinbekleideten Hofstaat, daß die Spanier ihn nicht ohne Bewunderung betrachten konnten. Auch was er sagte, war so verständig, daß ein philosophischer Beobachter der Menschheit an Pizarro's Stelle eine recht reine Freude über diesen achtungswürdigen Halbwilden würde empfunden haben. Pizarro dagegen sah nur sein Gold, und wie hätte er ihn achten können, da er ein Heide war? Es erfolgte jetzt eine der scheußlichsten Scenen, die die Geschichte aufzuweisen hat.

Pizarro's Feldpater, Vincenz Valverde, trat hervor, und hielt eine seltsame Anrede in spanischer Sprache an den Inka, worin er ihm die Geschichte von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menschwerdung, dem Leiden und der Auferstehung Jesu, der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Christi in Rom, und von der großen Länderschenkung des Papstes Alexander vorerzählte, dann ihn aufforderte, sich dem christlichen Glauben, dem Papst und dem König von Spanien zu unterwerfen, und zuletzt ihn bedrohte, im Weigerungsfall den Ungehorsam schrecklich zu bestrafen.

Dinge dieser Art konnten wohl im Peruanischen unmöglich klar verdollmetscht werden. Was jedoch Atahualpa von dieser unvernünftigen Rede verstehen konnte, beantwortete er mit großer Vernunft und Mäßigung. Der Pa-

ter gerieth darüber vermöge seiner Dummheit in Wuth, schlug immer auf sein Brevier, und schrie: Hier stehts! hier stehts! — Ruhig nahm der Inka das Buch, hielt es — unbekannt mit europäischer Schreibekunst — ans Ohr, und sagte: „Es schweigt, es sagt mir nichts," und warf es gleichgültig auf die Erde. „Ha, verfluchter Heide! rief bei diesem Anblick der erboßte Pfaffe; so verhöhnst du Gottes allerheiligstes Wort? Christen, habt ihrs gesehen? Auf, zum Gewehr! zum Gewehr! Rächet diese Entheiligung an diesen ruchlosen Hunden!" Pizarro winkte, und im Augenblick waren alle Säbel entblößt, die nächsten Peruaner um den Inka wurden niedergehauen, er selbst von Pizarro fortgeschleppt, indeß draußen die beiden Kanonen losgebrannt wurden, die mehr durch den plötzlichen Aufblitz des Feuers und den entsetzlichen Knall, als durch ihre verheerenden Wirkungen Schrecken und Flucht verbreiteten. Ein Heer von vielleicht 30,000 Menschen, das in der Ebene zerstreut stand, ward so von ein Paar Schüssen verscheucht, wie ein Schwarm von Fliegen von einem Schlag auf den Tisch. Aber der Fanatismus der Spanier war mit diesem Triumph noch nicht zufrieden. Die Reiterei schwang sich auf die Pferde, setzte den Fliehenden nach, und metzelte so lange unter sie, als der Tag erlaubte. Man rechnet auf 4000

Peruaner, die an diesem Tage ermordet seyn sollen. Die Beute an Gold und Silber war unermeßlich.

---

32.

## Atahualpa's Tod.

(1533.)

Der unglückliche Inka, den die erste Ueberraschung in ein dumpfes Erstarren versetzt hatte, sah sich bei seinem Erwachen mit unaussprechlicher Angst von allen Freunden verlassen, mitten im Kreise der furchtbaren Fremdlinge, die sich an seinem Anblick weideten. Er weinte, er zitterte, und wußte nicht, was er thun, was er sagen sollte. Als er aber sahe, mit welcher Begierde die Spanier in dem erbeuteten Golde wühlten, erbot er sich, ihnen von diesem Zierrath (denn weiter hatte dies gelbe Metall keinen Werth in seinen Augen) das ganze Zimmer voll, so hoch man reichen könnte, zu verschaffen, wenn man ihn dafür in Freiheit setzen wollte. Die Spanier erstarrten vor freudiger Bestürzung über dieses Versprechen. Pizarro hielt ihn beim Worte, zog in der angegebenen Höhe einen schwarzen Strich um alle vier Wände des 22

Fuß langen und 16 Fuß breiten Zimmers, und gab ihm sein Wort, ihn ganz gewiß frei zu lassen, wenn er sein Versprechen erfüllte.

Es wäre den Peruanern, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, ein Leichtes gewesen, noch jetzt die wenigen Spanier zu überwältigen; aber ihre Liebe zu ihrem gefangenen König war so groß, daß sie seinetwillen die furchtbaren Feinde lieber gar nicht reizen wollten. Sie beeiferten sich dagegen, die von ihm verlangten goldenen Gefäße aus allen Häusern und Tempeln im ganzen weiten Reich herbeizuholen, und alle Tage kamen einige selbst aus den entferntesten Gegenden mit ihren Schätzen an. Huaskar, der noch von Atahualpa's Leuten gefangen gehalten wurde, hörte nicht sobald von diesen Dingen, als er dem Pizarro noch mehr versprechen ließ, wenn er ihn frei machen wolle. In dieser mislichen Lage blieb dem geängstigten Atahualpa kein Ausweg übrig, als seinen Stiefbruder ermorden zu lassen. Nichts hätte dem Pizarro erwünschter seyn können, als diese Mordthat, denn sie gab ihm einen herrlichen Vorwand, sein Wort zu brechen. Als nämlich nach langem Zusammentragen das ungeheure Zimmer wirklich bis an den Strich voll Goldes war, und der hoffende Inka nun frei zu seyn begehrte, erhielt er zu

seinem tödtlichen Schrecken die Antwort, daran sey nun gar nicht mehr zu denken.

Unterdessen führte Almagro seinem Freunde Rekruten über Rekruten zu, denn alles wollte nun in Peru dienen. Wirklich stellt auch die Geschichte kein ähnliches Beispiel von einer solchen Belohnung der Soldaten auf. Nach vorgenommener Theilung sämmtlicher Schätze, fielen auf jeden Reiter 8000 Pesos (damals wenigstens eben so viel Friedrichsd'or), auf jeden Fußgänger die Hälfte, und auf die Officiere verhältnißweise ungeheure Summen. Mit einem Schatze von wenigstens einer Million Thaler ging Pizarro's jüngster Bruder nach Spanien, überreichte sie dem erstaunten Könige, und brachte so viel Abentheurer mit zurück, daß in kurzem ganz Peru von Spaniern wimmelte, die mit Goldstücken wie mit Rechenpfennigen spielten, und die Peruaner wie Hausthiere behandelten.

Dem Pizarro war übrigens sein Gefangener längst ein lästiger Gast gewesen. Er beschloß, ihn in bester Form Rechtens aus der Welt zu schaffen: so ward sein eignes Gewissen beruhigt, und die böse That erhielt in den Augen der Einfältigen den vollen Schein der Gerechtigkeit. Es ward ein Gerichtstag angesetzt, Gerichtsschreiber und Advokaten wurden bestellt, Protokolle geschrieben, Zeugen verhört, der förm=

liche Proceß eingeleitet. Pizarro und Almagro saßen persönlich zu Gericht. Das Resultat des ganzen Gaukelspiels war, daß der unglückliche Inka als Usurpator, Brudermörder, Götzendiener, Polygamist und Aufruhrstifter gegen den König von Spanien, schuldig befunden wurde, lebendig — verbrannt zu werden. Alle Anwesende, auch Valverde, unterschrieben das Urtheil, das sogleich vollzogen werden sollte. Der Inka erblaßte vor Schrecken, da ers vernahm. Er fleht um Gnade, er weint, er bittet, man möchte ihn nach Spanien senden, der König werde ja menschlicher seyn: vergebens. Pizarro befiehlt, ihn augenblicklich zum Richtplatz zu führen. Es geschieht. Unterwegs gesellt sich Valverde zu ihm, und will ihn bekehren; er verspricht ihm Linderung der Strafe, wenn er sich noch zum Gott der Christen wende. Die Hoffnung des Lebens lockt den Armen, er wird getauft, und dafür, kurz vor der Verbrennung — am Pfahle erdrosselt. — Viele edle Officiere und Gemeine wandten sich ab von dem unwürdigen Anblick, und murrten laut über diese Schändung des spanischen Namens.

---

## 33.

## Almagro's Tod.

(1538.)

Pizarro's Armee erhielt jetzt fast mit jedem Monat neuen Zuwachs, und dies machte es ihm möglich, auf Kutzko, die Residenz des Inka, loszugehen, und sie in Besitz zu nehmen. Almagro erhielt nun auch vom spanischen Hofe, was er sich gleich anfangs ausbedungen, aber von Pizarro nicht erhalten hatte, eine eigene Statthalterschaft über 200 Meilen Landes jenseit Pizarro's Gebiet. Bei näherer Kenntniß des Landes ergab sich, daß Kutzko schon zu Almagro's Bezirk gehöre, und darüber entstand der erste Streit. Pizarro stellte sich indessen zur Nachgiebigkeit bereit, und so trat Almagro seinen Zug über die wildesten und höchsten Gebirge nach Chili an, einen der beschwerlichsten und undankbarsten, die je gemacht worden sind. Gold fand er wenig, und das Volk war so streitbar, daß an eine Niederlassung noch nicht zu denken war.

Pizarro richtet unterdessen die Regierung in Peru ein, bauet eine ordentliche Hauptstadt, das heutige Lima, 1535, und vertheilt nach alter Weise Ländereien und Eingeborne unter seine Spanier. Viele Officiere zerstreuen sich mit kleinen

nen Truppen im Lande umher, theils um das Innere kennen zu lernen, theils um Gold zu suchen. Dies benutzt ein übrig gebliebener Sprößling aus dem Geschlecht der Inkas; er sammelt seine Völker, und treibt die kleine spanische Besatzung in Kutzko so in die Enge, daß sie dem Verhungern nahe ist. Da erscheint der aus Chili zurückgekehrte Almagro, schlägt die Peruaner, und — nimmt auch die spanische Besatzung gefangen, worunter zwei Brüder Pizarro's sind. Er hatte um so mehr Ursach, diesen Theil von Pizarro's Gebiet für sich zu fordern, da jenes wilde Land gegen das reiche und schöne Peru gar nicht in Vergleich kam; und daß er mit Gewalt nahm, was ihm gebührte, war ein Beweis, daß er Pizarro's Charakter kannte. Seine Freunde riethen ihm sogar, dessen Brüder hinrichten zu lassen, und gegen ihn selbst nach Lima zu marschiren, weil jener ihm sonst zuvorkommen werde, aber das schien ihm doch zu hart.

Und sollte mans glauben, daß diese Menschlichkeit sein Verderben ward? Der eine Bruder entwischte ihm, den andern schlug Pizarro vor, als Gesandten nach Spanien zu schicken, damit der König den Streit entschiede. Almagro, der gern alles zum Guten lenken wollte, traut dem Fuchs noch einmal, der ihn so oft betrogen hat, und läßt den Bruder los. Dieser, anstatt nach Spanien zu reisen, kommt mit Pizarro's ganzer

Macht nach Kutzko, liefert dem alten, kranken, 75jährigen Almagro, im Angesicht aller Peruaner, eine blutige Schlacht (26. Apr. 1538), siegt, bringt ihn selbst gefangen nach Lima, wo ihm der racheburstende Pizarro sogleich einen Prozeß macht, wie er dem Inka gemacht hatte, und ihn — als einen Hochverräther hinrichten läßt.

Der König von Spanien, der zuerst durch Almagro's Freunde diese schändliche That erfuhr, sandte sogleich einen klugen Mann, Don Christoval Vaca de Castro, Richter im königlichen Gerichtshofe zu Valladolid, ab, die Sache zu untersuchen. Ferdinand Pizarro, der gleich darauf am Throne erschien, konnte selbst durch sein großes Geschenk die Sache nicht hindern, sondern wurde vielmehr selbst zurückbehalten, und ist vermuthlich auch im Gefängnisse gestorben.

---

## 34.

## Neue Entdeckungen.

Gonzala Pizarro, der andere Bruder, der Gouverneur von Quito war, versuchte unterdessen die Entdeckung des Landes jenseit der Andesgebirge mit 340 Soldaten und 4000 Indianern, die ihr Gepäck tragen mußten. Die üppige Vegetation in diesen feuchten Gegenden

hemmte so sehr alles Fortschreiten, daß man sich durch die Bäume durchdrängen, und sich Schritt vor Schritt erst mit dem Schwerte Bahn durchs Gesträuch machen mußte. Wo die Wälder aufhörten, gingen die Sümpfe an, und diese wechselten wieder mit den höchsten Gebirgen ab, die auf unserm Erdboden zu finden sind. Dabei fand man wenig Lebensmittel, nirgends angebautes Land, überall unzählbares giftiges Ungeziefer, und zwei Monate hinter einander regnete es unaufhörlich. Doch wie könnte sich ein in Betten und wohlgeheizten Zimmern aufgezogner Knabe einen Begriff von diesen Mühseligkeiten machen? Also kein Wort mehr davon.

Endlich, fast nach einem Jahre täglichen angestrengten Wanderns kommen die kühnen, standhaften Männer an einen der großen Flüsse, die sich in den Maragnon oder Amazonenfluß ergießen. Mit vieler Mühe wird hier eine Barke gezimmert. Sie faßt aber nur 50 Mann, und über diese erhält ein gewisser Franz Orellana das Commando, mit dem Auftrage, die Ufer dieses Flusses bis an den Maragnon zu untersuchen, und dann Bescheid zu bringen. Dieser aber, froh, des beschwerlichen Durchkriechens der Wälder und Sümpfe überhoben zu seyn, beredet seine Gefährten, mit ihm nach Spanien zu ziehen, und setzt einen einzigen, der so treulos nicht seyn will, ans Land aus. Dann ru-

dert er munter den Maragnon hinab, tauscht Lebensmittel von den Wilden ein, und erreicht die Insel Kubagua, wo er spanische Schiffe antrifft, die ihn und die Seinen aufnehmen. Es beliebte diesem Abentheurer, von seiner Reise wunderbare Fabeln auszubreiten, z. B. von einer Amazonen-Republik, einem Eldorado, wo die Dächer mit Gold und Silberblech gedeckt wären, u. dergl.

Die armen Zurückgebliebenen warteten indessen so lange auf ihn vergebens, bis jener Ausgesetzte sich zu ihnen unter tausend Todesängsten und Gefahren durchgewunden hatte. Ihren Zorn und ihr Schrecken könnt Ihr Euch denken. Sie waren über 200 Meilen von Quito entfernt. Wurzeln, wilde Beeren, dann ihre Hunde und Pferde, und zuletzt Ungeziefer und das Leder von ihren Sätteln und Degengehenken war ihre Nahrung. Der Rückweg war fast noch schrecklicher, als die Hinreise. Die 4000 Indianer kamen alle um, von den Spaniern kamen nur 80 nach Quito zurück, und diese nackt und todtenbleich. Zwei lange Jahre hatte der Zug gedauert. — Bilder dieser Art lehren, welchen unglaublichen Grad von Ungemach der Mensch zu ertragen fähig ist!

35.

## Pizarro's Tod.

(1542, 26. Jun.)

Pizarro dehnte seinen Haß auf alle Freunde des hingerichteten Almagro aus, und ließ sie fast in Armuth verschmachten, während er seine eignen Anhänger mit Gütern überhäufte. Ihre Anzahl war in Lima allein groß genug, um einen weniger großherzigen Tyrannen besorgt zu machen: er aber wies selbst jede freundschaftliche Warnung mit stolzer Zuversicht auf seine Furchtbarkeit zurück.

Die Mißvergnügten versammelten sich täglich in der Wohnung des jungen Almagro, eines schönen und beherzten Mannes, der einen äußerst klugen Officier, Namen Juan de Herreda, zum Hofmeister hatte. Mit größter Vorsicht wird ein Plan zur Ermordung des Tyrannen entworfen, und Tag und Stunde der Ausführung festgesetzt. An einem Sonntage, um die Zeit der spanischen Sieste (Mittagsruhe), wo es auf den Straßen ziemlich still zu seyn pflegt, und in großen Häusern selbst die Bedienten in ihren Kammern ruhen, stürzen 18 Verschworne, Herreda an ihrer Spitze, auf die Straße, rufen laut: „Lange lebe der König, aber der Tyrann

sterbe!" und dringen in den Pallast des Statthalters ein. Pizarro war eben vom Tische aufgestanden, und unterredete sich noch mit einigen Freunden, als ein Edelknabe hereinstürzte, und die Gefahr anzeigte. „Verriegle die Thür!" rief Pizarro einem Officiere zu; aber dieser, der schon durch des Pagen Nachricht den Kopf verloren hatte, und die Verschwornen kommen hörte, ging ihnen verwirrt entgegen, und fragte sie, was sie wollten. Ein Stoß durch den Leib war die Antwort. Als sie hereindrangen, sprangen einige der Anwesenden aus den Fenstern, andere zogen sich mit Pizarro in ein inneres Zimmer zurück. Hier erhob sich ein hitziges Gefecht; der alte Pizarro vertheidigte den Eingang mit Schwert und Schild, und focht mit allem Feuer eines jungen Kämpfers. „Getrost, Kameraden! rief er, unser sind noch immer genug, diese Verräther zu züchtigen." Nach langem Kampfe fiel endlich sein Stiefbruder, Alcantara, neben ihm, dann seine übrigen Begleiter, und zuletzt empfing auch er, an Kräften erschöpft und fast athemlos, einen tödtlichen Lanzenstoß in die Kehle. Sein Tod war seines Lebens würdig: er erlag der rohen Gewalt, und keine Thräne floß um ihn, der selber nie das Mitleid gekannt hatte.

Die Mörder eilen nun mit blutigen Schwertern durch die Straßen von Lima, und machen allen bekannt, was geschehen sey. Eine Menge

bis dahin verborgener Freunde des Almagro kommen nun hervor, und führen den Sohn desselben in Procession durch die Stadt, verlangen auch von den Obrigkeiten und dem Militär, ihn für Pizarros Nachfolger zu erkennen. Darüber entstehen indessen noch viele Weitläuftigkeiten, und indem der junge Almagro sich schon rüstet, die Widerspenstigen mit gewaffneter Hand zu zwingen, kommt der oben erwähnte Vaca de Castro an.

Dieser zeigt seine Vollmachten und sein Statthalterdiplom vor. Der Name des Königs und sein eigenes festes Benehmen verschaffen ihm Achtung und Anhang. Nur Almagro widersetzt sich gewaltthätig, wird aber bald unterdrückt, auf der Flucht ergriffen, und zu Kutzko öffentlich enthauptet. (1542)

---

## 36.

## Fernere Unruhen in Peru.

(1544–1546.)

Bisher hatte sich der spanische Hof gar nicht planmäßig um die neuen Eroberungen bekümmert, sondern dieselben nur Privatleuten überlassen. Nun aber dachte er nach gerade darauf,

die Regierungen der verschiedenen Reiche nach einem übereinstimmenden Plane zu organisiren, und die Statthalter durch Einsetzung großer Gerichtshöfe in ihrer Macht mehr zu beschränken. Zu gleicher Zeit nahm man auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Rücksicht, und suchte durch Gesetze die Freiheit der Indianer sicher zu stellen.

Um die deshalb entworfenen Grundsätze überall auszuführen, wurden zwei neue Unterkönige, einer nach Mexiko, der andere nach Lima gesandt. Jener suchte mit großer Vorsicht die eingeschlichenen Misbräuche nach und nach zu heben; dieser wollte alles auf einmal umstürzen. Don Blasco Nugnez Vela hieß dieser unbesonnene Mann. Er war kaum ans Land gestiegen, als er schon vom Herausgeben der erhaltenen Güter und von Freilassung der Peruaner sprach. In jeder Kolonie, wo er durch kam, wurden die vom Pizarro eingesetzten Beamten ihrer Güter und Leibeigenen beraubt, viele Officiere wurden hart angefahren, manche gar hingerichtet, und selbst der gute, weise Vaca de Castro ward gefesselt und in das gemeine Gefängniß geworfen.

Dieses tolle Verfahren verursachte eine allgemeine Bestürzung und Entrüstung. Aller Augen waren jetzt auf den Gonzalo Pizarro gerichtet, der den Ehrgeiz und die Tapferkeit seines Bruders, aber nicht dessen kluge Besonnen-

heit besaß. Er erhielt auffordernde Briefe von allen Seiten, und als er in Kuzko erschien, ward er mit lautem Geschrei als der Retter der Kolonie empfangen. Sie bevollmächtigen ihn, ihre Beschwerden dem großen Gerichtshofe in Lima vorzutragen, und als er dahin reiset, ziehen sie ihm in großen Haufen bewaffnet nach. Den Unterkönig findet er schon verbannt, die Richter hatten dessen unvernünftige Einmischung in ihre Geschäfte selbst nicht ertragen können, aber den Gonzalo Pizarro an der Spitze von 1200 Mann in die Stadt zu lassen, waren sie eben so wenig gesonnen. Carvajal dagegen, sein entschloßnerer Freund, bricht in der Nacht ein, und erzwingt mit gewaffneter Hand Pizarro's Anerkennung als Statthalter.

Kaum schien dieser Aufstand geendigt, als sich von Tumbez aus ein neuer erhob. Hier hatte der Unterkönig wieder durch große Versprechungen einen Anhang gefunden, mit dem er dem Pizarro trotzte. Dieser zieht ihm entgegen, schlägt ihn am 18. Jan. 1546, läßt seinen Kopf auf den gemeinen Galgen stecken, und zieht im Triumph von Quito ein. Jetzt war er Herr von ganz Peru, und da er auch sogar in Panama und Nombre de Dios eine Besazzung hatte, so ward er zugleich Meister aller gewöhnlichen Zugänge der Spanier zu diesem Reiche.

## 37.

## Pedro de la Gasca.

(1546 folgg.)

Carvajal drang daher in ihn, eine Tochter der Sonne zu heirathen, Indianer und Spanier durch Geschenke und Ehrenstellen sich zu verbinden, und sich so zum Oberherrn von Peru aufzuwerfen. Er stellte ihm vor, daß nach dem, was er bereits gethan habe, gar nichts anders mehr möglich sey. Aber dazu fehlte ihm die Entschlossenheit seines Bruders; er wollte lieber mit dem sicherern Stadthalterposten zufrieden seyn.

Es ist gewiß, daß die ganze Cultur Amerika's einen andern Gang genommen haben würde, wenn ein Mann von großem Charakter diesen Plan ausgeführt hätte. Und nichts konnte leichter seyn. Aber Pizarro ließ durch sein Zögern nicht bloß den Eifer und das Vertrauen der Spanier erkalten, sondern gab auch dem spanischen Hofe Zeit genug, kluge Maaßregeln zu ergreifen. Dieser wählte zur Herstellung der Ordnung einen Mann, der würdig war, die Reihe der großen Geister zu beschließen, die seit funfzig Jahren auf dem blutigen Schauplatze Amerika's ihre Rollen gespielt hatten. Es war ein Geistlicher, ein Rath der Inquisition, aber ein Mann

von der größten Rechtschaffenheit und Einsicht und von beispielloser Uneigennützigkeit; sein Name war Pedro de la Gasca. Er verlangte nur die Würde eines Präsidenten des Gerichtshofes zu Lima, aber eine unbeschränkte Vollmacht. Am 26. Mai 1546 segelte er ab, nur mit einem kleinen Gefolge. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehn und sein entschiedenes, edles Benehmen verschafften ihm überall Achtung. In Panama und Nombre de Dios brachte er Pizarro's Commandanten theils durch Vorstellungen, theils durch große Versprechungen auf seine Seite, denen die übrigen Officiere und Soldaten folgten. Die ganze Flotte in Panama ergiebt sich ihm. Er zieht nun Truppen und Geschütz zusammen, und macht eine königliche Amnestie für alle Anführer bekannt, die sich jetzt noch zu ihm wenden wollen. Da nun jedes Volk eine tief eingewurzelte Liebe zu seinem rechtmäßigen Könige hegt, so bewirkte Gasca's milder Aufruf Wunderdinge. Arm und wehrlos, wie er gekommen war, hatte er binnen einem Jahre eine Macht um sich versammelt, mit der er dem Pizarro kühn entgegen gehen konnte. Ernst und sanft, wie ein Vater, der zu strafen, nicht wie ein Rächer, der zu vertilgen gekommen, rückte er in Peru ein. Seine beständigen Aufforderungen und Proclamationen entrissen dem Pizarro immer mehr Anhänger, und noch an demselben Ta-

ge, da die Heere zusammenstießen, liefen diesem ganze Haufen davon. Das entschied die Sache ohne großes Blutvergießen. Pizarro und sein Freund Carvajal wurden gefangen, jener geköpft, dieser gehenkt.

Mit eben dieser Mäßigung und Vorsicht führte der weise Gasca nun allmälig die neue Gütervertheilung ein, und linderte das harte Schicksal der Peruaner, gab auch der Regierung einen festeren Nachdruck, und publicirte weise Gesetze. Die anfangs murrenden Soldaten wurden theils durch neue Entdeckungsreisen beschäftigt, theils durch Ehrenstellen gewonnen, und so ging alles gut. Das Land der heillosesten Anarchie, wilder Empörungen und ungeheurer Ausschweifungen wurde durch eines Mannes Klugheit in eine ruhige und gehorsame Provinz verwandelt. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, erübrigte er doch noch eine Summe von 1,300,000 Pesos, (damals wenigstens so viele Friedrichsd'or) die er dem König mitbringen konnte. Er sehnte sich nämlich, nach Vollendung seines Werkes, wie Timoleon, in den Privatstand zurück, und verließ Peru so arm als er es betreten hatte, aber allbewundert und fast angebetet wegen seiner Weisheit und Tugend. König Karl machte ihn nachher aus Dankbarkeit zum Bischof von Valencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Ich schliefse diesen Abschnitt mit einer Anmerkung, welche zeigen mag, wie ungemein der Werth des Geldes in einem Lande fällt, wo die edlen Metalle so gemein sind. Kein Soldat wollte zuletzt mehr in Peru dienen, der nicht ein Pferd und ganze Säcke voll Goldes bekam. So gab Gonzalo Pizarro einmal 500,000 Pesos her, um tausend Mann anzuwerben. Gasca wendete gar 900,000 Pesos auf die Truppen, die er gegen Pizarro führen wollte, und dem Commandanten von Panama versicherte er für seinen Abfall von Pizarro einen Strich Landes von 200,000 Pesos jährlicher Einkünfte. Pizarro und Carvajal waren nicht minder ausschweifend in Gütervertheilungen gewesen, und um immer neues Geld aufzubringen, hatten sie unter ihren Gegnern wahre Proscriptionen angestellt.

Noch füge ich hier hinzu, daß schon König Heinrich VII. von England 1496 einen gewissen Johann Cabot mit 4 Schiffen nach Nordamerika gesandt hat, welcher Neufoundland und die ganze Küste von Nordamerika entdeckte. Auch König Emanuel von Portugal sandte 1500 einen Seefahrer Caspar Cortereal in jene Gegenden, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Da man aber kein Gold, und sehr viel Eis in diesen Gegenden fand, so be-

fuhr man sie lange Zeit bloß um des Stock-fischfangs halben.

---

38.

## Die Portugiesen in Ostindien.

(1502 seqq.)

Um nicht die Folge der amerikanischen Begebenheiten zu unterbrechen, ist von dem Erfolg von Vasco de Gama's und Cabrals Zügen nach Ostindien noch nichts erzählt. Während der Bemühungen der Spanier in Amerika waren die Portugiesen in Ostindien auch nicht müßig gewesen, und was sie dort gethan, soll nun kurz nachgeholt werden.

Cabral hatte theils die Macht des Zamorins von Kalikut an sich sehr groß, theils aber auch den Einfluß der dort handelnden Muhamedaner so bedeutend gefunden, daß der König Emanuel entweder den indischen Handel ganz aufgeben, oder eine Macht hinschicken mußte, die dem Zamorin mitsammt seinen Muhamedanern Trotz bieten konnte. Er wählte das letztere. Im März 1502 ward der wackere Gama mit 20 Schiffen ausgesandt, mit denen er sich und dem portugiesischen Namen in Indien bald Respekt verschaffte. Er beschoß die Hauptstadt Kalikut einen ganzen Tag lang, und nahm mehrere fa-

racenische Schiffe weg, auf denen er eine so reiche Beute, selbst an Gold, Perlen und Edelgesteinen fand, daß er, überflüssig für seine Fahrt belohnt, nach Lissabon zurückkehrte, wo er den 1. Sept. 1503 ankam.

Noch vor seiner Rückkehr segelten schon wieder zwei kleinere Flotten nach Indien. Diese fanden den Zamorin von Kalikut beschäftigt, seisen Nachbar, den Beherrscher von Kochim, für seine feste Anhänglichkeit an die Portugiesen zu züchtigen. Schon hatte er ihn aus seinem Reiche verjagt, als jene ankamen, und ihn zurücktrieben. Der Beherrscher von Kochim ward nun wieder in sein Reich eingesetzt. Aus Dankbarkeit erlaubte er den Portugiesen, ein kleines hölzernes Fort an seiner Küste zu erbauen, und das ist die erste Niederlassung der Portugiesen in Ostindien. Nachdem beide Flotten sich mit indischen Gütern reich beladen hatten, dachten sie auf den Rückzug. Aber was sollte aus dem Fort werden? Dies zu vertheidigen, blieb ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Eduard Pacheco Pereira, mit zwei Schiffen und 150 Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die ans Wunderbare gränzen.

Kaum waren nämlich die beiden Flotten abgesegelt, so erschien der Zamorin von Kalikut schon wieder mit seiner ganzen Kriegs- und Seemacht, um diesmal den Beherrscher von Kochim

ganz zu vertilgen. Er sah das kleine Fort, und dabei zwei kleine Schiffe, nur von einer Handvoll Menschen besetzt. Auch hatte er Schießgewehr (die Muhamedaner versorgten ihn damit) und wenigstens 50,000 Menschen. Welch ein Verhältniß! Nur äußerst glückliche Stellungen, klug ersonnene Kriegslisten, und die weit größere Vollkommenheit des europäischen Kriegswesens konnte das kleine Häuflein so lange aufrecht erhalten; aber erstaunen muß man immer, wenn man bedenkt, daß der brave Pereira sich fünf Monate lang in dieser verzweifelten Lage gegen eine solche Uebermacht vertheidigt hat. Da endlich erschien Hülfe aus Portugal. Pereira's That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon mit lautem Jubel empfing, und ihn in Procession in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof von Viseo eine herrliche Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen schon am Ruhme genügt; er hatte ein ansehnliches Geschenk des dankbaren Beherrschers von Kochim ausgeschlagen, und bloß um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. Der König gab ihm nachher einen Commandantenposten in Guinea. In diesem erlag seine Redlichkeit den Kabalen seiner Feinde, und auf eine verläumderische Anklage ward er in Ketten auf den Bau geschickt. Die Zeit entdeckte seine Unschuld,

schuld, man ließ ihn los, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, und ließ ihn in Armuth sterben.

---

39.

## Franz von Almeida.

(1505 folgg.)

So klein Pereira's hölzernes Fort auch seyn mochte, so hatten doch die Portugiesen nun einmal in Indien Fuß gefaßt, und dachten wohl bald weiter zu kommen. Die nächste Flotte, welche ausgerüstet ward, bestand schon aus 36 Schiffen, und hatte Anweisung, nicht wieder zu kommen, sondern dort die neuen Ansiedelungen zu decken. Ihr Führer, Dom Francesco de Almeida, empfing das erste Diplom eines indischen Unterkönigs, und machte seiner neuen Würde Ehre. Er benahm sich nicht anders, als ob ganz Indien sein wäre, und that auch alles mögliche, es wirklich dahin zu bringen. Er erbaute mehrere Festungen, setzte Waarenpreise, und wies Marktplätze an, von denen er die Muhamedaner gänzlich ausschloß. Nicht zufrieden mit der Küste Malabar, segelte er 1506 nach Ceylon, und verband es durch Handelsbünd-

nisse mit Portugal. Sein Hauptplan ging auf die völlige Herrschaft des Meeres und auf die Sperrung des persischen und arabischen Meerbusens, und darüber kam es zu einem Kriege mit den Muhamedanern, besonders mit dem Sultan von Aegypten, der von den Venetianern unterstützt wurde, denn auch diese litten durch die Anmaßungen der Portugiesen in ihrem Handel unendlichen Schaden. Allein sie kamen nun zu spät, ihre Gegner hatten ihre Macht in Indien schon zu fest gegründet.

---

## 1.

## Alfons Albuquerque.

(1507 — 1515.)

Dem Almeida folgte in dem Unterkönigsposten Alfons Albuquerque, ein außerordentlicher Mann, der den größten Männern seines Jahrhunderts mit Recht zugezählt wird. Er trieb die Macht der Portugiesen aufs höchste. Schon ehe er Unterkönig ward, hatte er ein kleines Geschwader commandirt, mit dem er die Muhamedaner aus dem arabischen und persischen Meerbusen hatte verjagen sollen. Er aber hatte damit etwas weit größeres versucht, und die In-

sel Ormus, den allgemeinen Stapelplaß der persischen, arabischen und ägyptischen Kaufleute weggenommen. Der bisherige König dieser Insel hatte dem Perserschach einen Tribut erlegen müssen, und verwies die persischen Gesandten bei ihrer nächsten Ankunft nunmehr an die Portugiesen. Albuquerque schickte ihnen Degenspitzen und Kanonenkugeln mit dem Bescheide, das sey die Münze, in welcher die Portugiesen Tribut zu zahlen pflegten. Schon hatte er auf einer Landspitze ein Fort erbaut, welches die beiden vortrefflichen Häfen der Insel bestrich, als Neid und Eifersucht der Seinen ihn mitten aus seinen glücklichsten Unternehmungen abriefen, so daß er die ganze schöne Erwerbschaft wieder den Muhamedanern überlassen mußte. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, als bis er Ormus wieder gewonnen hätte.

Als er bald darauf Unterkönig wurde, und nun völlig freie Hand bekam, überließ sich sein großer Geist den kühnsten Entwürfen zur Begründung einer unbeschränkten Herrschaft seines Volks über das Meer und über alle Zugänge von Indien. Zuerst dachte er auf einen bequemen Mittelpunkt dieser Herrschaft, und erwählte Goa dazu; denn Kochim, die bisherige Niederlassung der Portugiesen, hatte keine so günstige Lage zum Handel, und Kalikut schien nun

einmal mehr der Vertilgung als der Eroberung bestimmt. Daß Goa bereits seinen Herrn hatte — es gehörte dem Könige von Dekan — kam wie gewöhnlich in keine Betrachtung. Albuquerque eroberte es beim zweiten Angriff (1510), erhob es zur Hauptstadt des portugiesischen Indiens, und versah den trefflichen Hafen der Stadt mit furchtbaren Festungswerken. Demüthig bewarben sich jetzt die kleineren indischen Könige um die Gunst der Portugiesen, und selbst das hartnäckige Kalikut erkannte 1514 die Hoheit des Königs von Portugal an.

Von Goa aus verbreitete nun Albuquerque seine Herrschaft immer weiter. Des wichtigen Handels von Ceylon versicherte er sich jetzt völlig; dann zog er nach Malakka, eroberte es 1511 nach einem hitzigen Gefecht, worin er selbst mit dem Degen in der Hand eine Brücke erstürmt hatte, machte ungeheure Beute, erbaute eine Festung, und empfing daselbst Gesandtschaften aus Siam, Pegu, Java und Sumatra, deren Beherrscher seine Freundschaft suchten. Ein Theil der Flotte drang weiter vor, und eroberte das Vaterland der feinsten Gewürze, die Molukken.

Alle diese Länder des reichen Indiens waren von einem muntern Völkchen zahlreich bewohnt, das viele Ueberreste einer im Alterthum vielleicht blühenden Cultur an sich zu tragen schien, aber

jeßt unter dem Druck despotischer Regierungen und elender Verfassungen fast ganz erschlafft und aufgelöset war.

Jeßt erst nahm Albuquerque seinen alten Plan wieder vor, Ormus wegzunehmen, und dadurch den Muhamedanern den Weg nach Indien ganz zu verschließen. Sein schneeweißer Bart war indessen so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Er rückte 1515 vor die Stadt, und beschloß mit ihrer Eroberung die lange Reihe seiner glänzenden Thaten: denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er von seinem König, — seine Entlassung, nach der schon oben erwähnten Politik der Könige. Und noch hätte ihn dieser Schlag nicht so geschmerzt, wäre nicht ein Mensch zu seinem Nachfolger bestimmt worden, den er selbst einmal zur Strafe nach Portugal zurückgejagt hatte. Schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit, empfing er durch diese Nachricht vollends den Todesstoß. Zitternd schrieb er noch auf dem Schiffe an den König: „Dies ist der leßte Brief, Sennor, den ich an Ew. Hoheit in tödtlichen Zuckungen schreibe, nachdem ich so viele in voller Kraft des Lebens geschrieben habe, dieses Lebens, das ich bis zur leßten Stunde eifrig und willig zu Ihrem Dienste zu erhalten gestrebt. Im Königreiche habe ich einen Sohn, er heißt Blas de Albuquerque. Ich flehe Ew. H. an, ihn so

groß zu machen, als es meine Dienste werth sind. Was Indien betrifft, so wird es selbst für sich und mich sprechen." — Er wollte Goa gern noch einmal sehen; er sah es, und entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief. (16. Sept. 1515.) Seine Soldaten betrauerten ihren Vater in ihm; die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung einer guten polizeilichen Ordnung und besserer Gesetze; die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung; und es hat überhaupt wohl wenig Helden gegeben, in denen so viel Stärke mit so viel Güte vereinigt gewesen ist. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man seine Gebeine in Lissabon zu haben, aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch eine päpstliche Bulle bewegt werden, diesen theuern Ueberrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten noch jetzt von den so hart bedrückten Eingebornen mit Wehmuth angerufen wird.

# II.

# Die Portugiesen.

## 1.

## König Alfons V.

(1446 — 1481.)

Nachdem wir nun die glücklichen Eroberungen der Spanier und Portugiesen in fernen Welttheilen verfolgt haben, laßt uns abermals zu dem Anfange unsers Zeitraums zurückkehren, und nun auch nach der Ordnung die inneren Veränderungen beobachten, welche beide Reiche während desselben erfahren haben. Portuga mag den Anfang machen.

Als der Infant Dom Heinrich starb (1463) saß der König Alfons V. auf dem portugiesischen Thron. Dieser war noch bei weitem nicht so unumschränkter Herr in seinem Lande, als es die Könige heut zu Tage sind. Es gab noch viele

vornehme Edelleute in seinem Reiche, die fast soviel Land und Leute hatten, als er, ohne die er keine auswärtige Kriege unternehmen konnte, und von denen er nicht selten den trotzigsten Widerstand erfuhr. Wegen der damaligen schlechten Verfassung des Finanzwesens konnte er von den Ständen kein Geld bekommen, ohne sie empfindlich zu drücken, und doch war er unaufhörlich in Geldnoth. Er versplitterte seine lange Regierung mit kostspieligen Unternehmungen, die er unüberlegt anfing, und ungeschickt oder ohne Nachdruck fortsetzte. So führte er unaufhörlich Kriege mit den Mauren in Afrika, und 1470 ließ er sichs gar beigehen, Ansprüche auf die Krone von Castilien zu machen. Dadurch zog er sich einen mächtigen Feind auf den Hals, und um aus dem verdrießlichen Handel zu kommen, beging er eine neue Unbesonnenheit. Er reisete nach Frankreich, und suchte den König Ludwig XI. zum Beistand zu bewegen. Dieser hielt ihn lange hin, und hatte ihn endlich gar zum Besten. Alfons, in der ersten peinlichen Aufwallung der Scham über seine eigene Geistesschwäche, wollte sich gar nicht wieder in seinem Reiche sehen lassen, sondern entwischte heimlich seinen Begleitern in Frankreich, entschlossen eine Pilgerreise nach Jerusalem zu machen. In einem Briefe an seinen Sohn hatte er diesem schon die Vollmacht ertheilt, sich zum König ausrufen zu

lassen. Seine um ihn besorgten Begleiter suchten ihn indessen wieder auf, holten ihn in der Normandie ein, baten ihn von seinem Vorsatz abzustehen, und brachten ihn zu Schiffe glücklich nach Portugal zurück. Sein Sohn war enthaltsam genug, die Krone wieder niederzulegen, obgleich der Vater sich mit einem kleinem Herzogthum begnügen wollte. Mit Castilien ward dann auch ein Friede — freilich nicht der vortheilhafteste — geschlossen.

Daß unter solchen Regenten, wie Alfons, keine ordentliche Verfassung begründet werden konnte, seht Ihr wohl ein.

---

2.

## Johann II.

(Geb. 1455. Kön. 1481, † 1495.)

Mit desto größerer Energie ergriff und hielt Alfonsens Sohn Johann II. die Zügel der Regierung. Feurig, in der Blüte seiner Mannskraft *) und voll wilden Freiheitsdranges, brann-

*) Als er einst mit seiner Gemahlin zu Fuß nach dem Zwinger gehen wollte, wilde Stiere zu besehen, sprang einer derselben wüthend heraus, und rannte ihm entgegen.

te er vor Begierde, die Fesseln abzuwerfen, mit denen der mächtige Adel die Königsgewalt noch umwunden hielt. Es kostete Blut und Ungerechtigkeiten, aber er drang doch durch. Den Adeligen wurden durch scharfe Edicte viele ihrer Rechte geschmälert, viele Güter abgenommen, und auf denen, welche sie behielten, durften sie nicht mehr die Rechtspflege selbst ausüben, sondern mußten sich königliche Richter, und zwar Studirte, gefallen lassen. Als der Adel über diese gewaltsamen Neuerungen in Gährung gerieth, und das Haupt desselben, der Herzog von Braganza, des Königs eigener Schwager, sich geheimer Empörung verdächtig machte, ließ ihm der König den Prozeß machen, bei dem er selbst zu Gerichte saß, und ihn auf öffentlichem Markte hinrichten. Die übrigen Glieder des Hauses Braganza ergriffen die Flucht.

Inzwischen brannte der Adel vor Begierde, sich zu rächen. Eine zweite Verschwörung gegen des Königs Leben ward von einem Herzog von Viseo eingeleitet. Johann ward gewarnt, und entwaffnete zweimal bloß durch seinen starren Blick und seine Fassung die ausgesandten Mörder. Endlich, um sich Ruhe zu schaffen, ließ er den Herzog eines Abends zu sich rufen, und als

Alles floh, er aber trat unerschrocken vor die Königin, und erlegte das grimmige Thier mit seinem Degen.

dieser in sein Zimmer trat, redete er ihn mit affectirter Munterkeit an: „Vetter, wenn euch jemand wollte ermorden lassen, was thätet ihr?“ Bestürzt antwortete der Herzog nach einigem Nachdenken: „Ich würde sehen, ob ich ihm nicht zuvorkommen könnte.“ — „Recht, mein Freund! rief der König, du hast dir selbst das Urtheil gesprochen!“ und in dem Augenblick stieß er ihm rasch seinen Dolch zu wiederholten Malen in den Leib. Die Mitverschwornen wurden nun alle eingezogen und hingerichtet. Seitdem wagte der Adel keine Versuche mehr, seine ehemaligen Freiheiten herzustellen, vielmehr bequemte er sich aus Furcht zu mancher Demüthigung, die der triumphirende König für ihn zu ersinnen Vergnügen fand.

Mit gleicher Heftigkeit umfaßte Johann II. die reizenden Plane zur Ausdehnung der portugiesischen Macht und des Handels an der reichen Küste von Afrika. Er war in diesem Punkte so eifersüchtig auf seine Nachbarn, daß er auf die Nachricht, es wären drei seiner Schiffleute, welche das äthiopische Meer befahren hatten, nach Castilien gegangen, diesen mit größter Hast nachsetzen ließ. Zwei derselben wurden auf der Stelle niedergehauen, den dritten aber, welcher ihm lebendig zurückgebracht ward, ließ er viertheilen. — Er wars, der den kühnen Diaz aussandte, und dem entdeckten Vorgebirge den

reizendern Namen gab. Er war es endlich auch, der den Columbus abwies; aber er hatte allerdings gute Gründe, lieber den einmal betretenen sichern Weg nach Indien zu verfolgen, als an die Aufsuchung eines neuen und ungewissen vielleicht vergebliche Summen zu wagen.

Er hatte den Schmerz, seinen Sohn und bestimmten Nachfolger sterben zu sehen, und war nun darauf bedacht, den Thron einem seiner natürlichen Söhne zuzuwenden. Darüber aber starb er selbst so plötzlich (24. Oct. 1495), daß man vermuthet hat, das Haus Braganza, dessen Interesse durch diese Verfügung am meisten würde gefährdet worden seyn, habe derselben lieber durch ein verzweifeltes Mittel zuvorkommen wollen. Der nächste Erbe war nämlich jetzt der Prinz Emanuel aus diesem Hause.

---

## 3.
## Emanuel.

(Geb. 1469, König 1495, + 1521.)

Dieser König ist der Glückliche genannt worden, und glücklich war er auch in der That, und was mehr ist, auch werth es zu seyn. Mit dem Eifer seines Vorgängers, die portugiesische Macht

zu erhöhen, verband er eine festere Einsicht in die Mittel dazu, und einen sanften, wohlwollenden Sinn, der sich an dem zunehmenden Wohlstande seines Volks innig ergötzen konnte. Eine unbeschränkte Freigebigkeit, viele gute Stiftungen und die Sorge für eine bessere Rechtspflege machte ihn seinen Unterthanen so werth wie einen Vater, und wenn er Geldes bedurfte, so steuerten sie ihm reichlich und gern.

Die Kriege mit den Mauren in Afrika setzte er fort, doch ohne großen Erfolg. Die glänzendste Seite seiner Regierung sind die kühnen Seereisen und die Eroberungen der Portugiesen in Indien, von denen oben weitläuftiger geredet worden ist. Unter ihm fand Vasco de Gama den neuen Seeweg und Cabral Brasilien; unter ihm begründeten Almeida und Albuquerque die Herrschaft der Portugiesen in Ostindien, und breiteten sie von Babelmandeb bis an die Meerenge von Malakka aus. Die Schätze des reichsten Landes der damals bekannten Erde flossen in Lissabon zusammen; alle handelnden Nationen mußten die Producte der Gewürzinseln und den größten Theil ihrer Seide und Baumwolle von den Portugiesen kaufen. Venedig und Spanien sahen mit Eifersucht auf das so schnell emporgekommene Volk, dessen sonst so ohnmächtiger König jetzt Gesandschaften von Abyssinien und vom Perserschach empfing. Mit einem Worte, es war

das goldene Zeitalter der Portugiesen, und es stand zu erwarten, daß bei einer weisen Benuzzung dieser herrlichen Umstände das kleine Portugal sich vielleicht zum Range der ersten Nation emporschwingen werde.

Ein allgemeiner Enthusiasmus belebte Alt und Jung, sich durch ritterliche Unternehmungen und Seezüge einen Namen zu machen. Dieser Geist theilte sich selbst dem andern Geschlechte mit, und ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, daß die Frauen am Hofe nicht leicht einem Edelmanne ihre Gunst geschenkt hätten, der nicht einen Zug nach Indien, oder doch gegen die Mauern gethan hatte.

---

4.

## Johann III.

(Geb. 1502, König 1521, † 1557.)

Auch unter Emanuels Sohn Johann III. währten die Entdeckungen der Portugiesen in Indien fort, wenn schon ihre Besitzungen jetzt daselbst nicht mehr so ansehnlich vermehrt wurden. Um die Stadt Diu, z. B. mußte lange gefochten und viel Bluts vergossen werden, ehe man sich darin festsetzen konnte. Die Ungerechtigkeiten

und Barbareien, welche bei diesen indischen Eroberungen der Portugiesen vorgefallen sind, möchten überhaupt wohl denen nicht weit nachstehen, die sich die Spanier in Amerika erlaubt haben. Aber was vermag die Stimme der Menschenliebe, wo der Trieb der Selbsterhaltung so laut vorschreit! Und ein Drittes gabs ja nun einmal nicht zwischen Siegen und Unterliegen, nachdem einmal der Streit zwischen Portugiesen und Indiern um den Boden der Letztern eröffnet worden war.

Schon während Emanuels Regierung hatte der kühne Magellan seine Reise um die Welt gemacht, und den Spaniern einen neuen Weg zu den Molukken gewiesen. Er hatte sogar die Meinung ausgebreitet, als gehörten diese reichen Gewürzinseln kraft der päpstlichen Theilung zu dem Departement der spanischen, und nicht der portugiesischen Entdeckungen. Seitdem hatten die Seefahrer beider Nationen unaufhörlich Händel mit einander; und es hätte darüber vielleicht ein hitziger Krieg ausbrechen können, wäre nicht gerade der damalige König von Spanien, Karl V, in andere weitläuftige Fehden verwickelt gewesen. Dies und sein beständiger Geldmangel verschaffte dem König von Portugal gute Bedingungen. Er kaufte nämlich jenem ein für allemal seine Ansprüche mit 350,000 Dukaten ab (1529). Das portugiesische Gold gefiel Karln so wohl, daß er sich

einige Jahre früher (1526) eine Schwester Johanns III. zur Gemahlin ausgebeten hatte, um seinen sehr verfallenen Finanzen durch die damals unerhörte Aussteuer von 900,000 Kronen aufzuhelfen, die seine portugiesische Braut ihm zubrachte. Daß aber diese Heirath seinem Sohne gar einmal zum Besitz von ganz Portugal verhelfen würde, konnte er damals wohl nicht ahnden.

Johann III. that während seiner langen Regierung viel zur inneren Verbesserung der Staatsorganisation. Er führte ordentliche Reichscollegien und Reichsgerichte ein, und vereinigte das Großmeisterthum aller Ritterorden auf ewig mit der Krone; ein wichtiger Schritt zur Erhöhung der königlichen Macht, indem er dadurch nicht nur seine Einkünfte vermehrte, sondern auch jede andere Beziehung des Adels außer der auf den Dienst des Königs vernichtete.

Aber er that auch etwas, das seinem Lande unendlichen Schaden gebracht hat, den er freilich nicht berechnen konnte. Er führte die Inquisition und die Jesuiten ein; diese, um sie zu Bekehrern der afrikanischen und asiatischen Nichtchristen zu gebrauchen, jene aus übelverstandenem Religionseifer, um die heimlichen Juden aufzuspüren, die trotz allen Vertreibungen noch in großer Anzahl im Lande lebten; vielleicht auch wohl,

wohl, um ein allgefürchtetes Tribunal in der Nähe zu haben, das ihm nöthigen Falls auch in weltlichen Dingen gegen ungehorsame Unterthanen seinen Arm liehe. Beide, Jesuiten und Inquisition, hatten aber kein angelegentlichers Interesse, als das Volk in ewiger Lähmung und Geistessklaverei zu erhalten; und daher ist es zum Theil gekommen, daß die schöne Blüte der Portugiesen unter Emanuels Scepter durchaus keine Frucht hinterlassen hat.

Schade um diesen herrlichen Anfang! Schon unter Johanns Regierung sank der Flor von Portugal wieder. Da waren nicht Hände genug, die schöne Ausbeute des Handels im Lande zu vertheilen und festzuhalten. Wären die vielen Tausende fauler Mönche fleißige Ackerleute oder Fabrikanten gewesen, so würde jeder gestrebt haben, sich durch seine Arbeit einen Theil des neuen Reichthums zuzueignen, der Wohlstand würde allgemein geworden seyn, und je größer die Volksmenge, desto heftiger wäre das Streben gewesen. Aber diese Volksmenge ward ebenfalls verringert durch die Vertreibung der Juden und Muhamedaner, durch die Kriege mit den Mauren, die starken Auswanderungen nach Indien, und durch das Heer der Pfaffen (die nicht heirathen durften). Alles dies machte das Land fast öde, und eben dadurch auch kraftlos.

## 5.

## Sebastian.

(Geb. 1554, König 1557, † 1578.)

Zu allem Unglück starb Johann III. ohne einen regierungsfähigen Nachfolger zu hinterlassen. Sein einziger Sohn war vor ihm gestorben, und hatte ein Knäblein hinterlassen, das nun, drei Jahre alt, zum König ausgerufen ward. Noch schlimmer wars aber, daß der kleine Sebastian den Jesuiten zur Erziehung anvertraut ward, und daß diese Mönche das Reich bis zur Großjährigkeit des jungen Königs verwalteten.

Sebastian wuchs unter schwärmerischen Phantasien auf, sich durch Besiegung der Ungläubigen ein unsterbliches Verdienst zu erringen. Daher war die erste Unternehmung des Jünglings ein Feldzug gegen die Mauren. Vergebens stellten ihm seine Räthe, ja selbst der König von Spanien und dessen versuchteste Feldherren das Mißliche dieses Zuges vor, denn Muley Moloch, der maurische König von Fez und Marokko, hatte eine sechsfach größere Macht auf den Beinen, als Portugal aufbringen konnte, und war dabei auch selbst ein kluger und tapferer Feldherr. Jedermann sagte ihm das Unglück vorher, das nachher wirklich erfolgte, aber der

feurige Jüngling war taub gegen alle Warnungen und Bitten.

An einem glühend heißen Tage (4. August 1578) traf das glücklich übergesetzte Heer in der Ebene von Alkassar in Afrika mit dem feindlichen zusammen. Es begann eine fürchterliche Schlacht: die wilden Afrikaner schienen ihren Feind nicht besiegen, sondern vernichten zu wollen. Ueber zwölftausend Portugiesen wurden erschlagen, und gegen siebzehntausend zu Sklaven gemacht. Und König Sebastian? Niemand konnte von ihm Nachricht geben. Er hatte sich mit wilder Tapferkeit am Ende der Schlacht in die Feinde gestürzt, und sich zuletzt aus den Augen der wenigen Begleiter, die dem Tode entrannen, verloren. Einige sagten aus, sie hätten ihn unter dem Säbelhiebe eines Mohren fallen sehen, und bei dieser Aussage mußte man sich beruhigen, da nach langem Harren keine Kunde weiter von ihm erscholl.

---

## 6.

## Portugal mit Spanien vereinigt.

(1580 — 1640.)

Der Mannsstamm Johanns III. war nun ganz ausgestorben, bis auf einen Bruder dieses Königs, den alten 67jährigen Cardinal Heinrich, der es wohl nicht gedacht hatte, daß er noch auf den Thron kommen würde. Er that auch nichts weiter darauf, als daß er untersuchte, wer nach ihm hinaufsteigen sollte. Er war aber in seinen Untersuchungen noch nicht weit gekommen, als der Tod ihn abrief. Nun griffen die Competenten zu den Schwertern.

Die rechtmäßigste Erbin wäre eine Bruderstochter Johanns III., eine Herzogin von Braganza, gewesen, allein als ein Weib mußte sie wohl im Männerstreite den kürzern ziehen. Ganz anders trat Philipp II., der mächtige König von Spanien, als Schwestersohn Johanns, auf, und erklärte sein Recht an der Spitze von 24000 Mann versuchter Truppen. Aber der Nationalhaß der Portugiesen entbrannte über diese Anmaßung. Wozu bedarfs des Spaniers, hieß es, da ein Sohn Johanns lebt? Man meinte damit einen Bastard, Dom Antonio von Crato, Prior des Malteserordens. Das

Volk lief ihm haufenweise zu, und rief ihn zum König aus; nur der Adel mißgönnte ihm diese Würde wegen seiner unehelichen Geburt, und war auch zum Theil von Philipps Unterhändlern unerhört bestochen. Gewalt mußte entscheiden, und da ward denn Antonio's ungeübter Schwarm von Philipps wohldisciplinirten Truppen leicht besiegt. Doch der Sieg genügte diesem noch nicht, sein Nebenbuhler mußte für immer vernichtet seyn. Er ward also für einen Empörer erklärt, und 80,000 Thaler wurden auf seinen Kopf gesetzt. Dennoch entwischte er, fast durch ein Wunder, den gierigsten Nachforschungen. In Setubal nahm ihn ein Schiffskapitän auf, der ihn nach Calais brachte. Von hier aus suchte er bald Frankreich bald England in sein Interesse zu ziehen; beide Mächte sandten ihm auch wirklich ein paar Flotten zu Hülfe, aber die französische ward 1582 bei den Azoren geschlagen, und die englische sahe sich, nach einem vergeblichen Versuche auf die Hauptstadt Lissabon, zum Rückzug genöthigt (1589), und so mußte der arme Antonio zuletzt die Hoffnung aufgeben, den väterlichen Thron je zu besteigen. Er starb 1595 zu Paris in Dürftigkeit, und bis auf den letzten Augenblick von Philipps ausgesandten Meuchelmördern verfolgt.

So besaß nun zwar König Philipp II. das reiche Portugal, aber keineswegs die Herzen

der Portugiesen. So freundlich und mild er sich auch bei seinem prächtigen Einzug in Lissabon gestellt hatte, und so viele Geschenke er sichs kosten ließ, den Adel für sich zu gewinnen, so ward er doch als ein unrechtmäßiger Tyrann und als Spanier verabscheut. Der harte Druck, unter dem er das Volk hielt, verbunden mit der Despotie der Jesuiten und der Inquisition, lähmte die Geisteskraft der so munter emporstrebenden Portugiesen dergestalt, daß sie von nun an eine eben so kraftlose und verächtliche Nation wurden, als sie unter Emanuels Scepter eine große und glückliche zu werden versprochen hatten.

Weil Spanien mit England und den Niederlanden in ewiger Fehde lebte, so hörte nun auch, seitdem Portugal spanisch war, aller Handel der Engländer und Holländer mit Lissabon auf, und beide Völker schifften nun geraden Weges nach Ostindien, um die Waaren, die sie nicht mehr aus Lissabon holen durften, aus der Quelle selbst zu holen. 1595 gingen die ersten holländischen Schiffe nach Indien, nicht lange nachher errichteten sie daselbst ihre berühmte Handelskompagnie, und zwanzig Jahre später eroberten sie gar die reichen Molukken. 1621 ging das wichtige Ormus wieder verloren. 1624 nahmen die Holländer sogar die besten Besitzungen in Brasilien und Guinea weg; der japanische Handel ward 1638 ganz zernichtet, und bald

darauf ging auch noch Malakka, das der große Albuquerque mit Gefahr seines Lebens erobert hatte, an die Holländer über. — Die armen Portugiesen! Was halfen ihnen nun alle die großen Anstrengungen ihrer berühmten Helden? Gama's, Pereira's, Almeida's und Albuquerque's Thaten waren vergebens gethan. Das kann eine schlechte Regierung anrichten!

---

## 7.
## Die falschen Sebastiane.

(1585 — 1598.)

Die allgemeine Sehnsucht, das spanische Joch abzuschütteln, veranlaßte mehrere seltsame Entwürfe, die auf die Ungewißheit des Todes jenes unglücklichen Königs Sebastian gebauet wurden. Man stellte nach einander drei Menschen auf, die dem Sebastian einigermaßen ähnlich sahen; listige Pfaffen und Hofleute gaben ihnen Unterricht, wie sie ihre Rollen recht natürlich spielen könnten, und so zogen sie dann durch ihr Aeußeres und durch ihre Erzählungen von wunderbaren Schicksalen, die sie in der maurischen Gefangenschaft erlebt haben wollten, die Aufmerksamkeit nicht weniger Menschen auf sich. Der

letzte dieser Betrüger täuschte sogar durch sein künstliches Spiel eine spanische Prinzessin, die ihn mit ihren eigenen Juwelen unterstützte. Nachher zeigte sichs, daß er eigentlich ein Pastetenbäcker war. Die spanische Justiz ließ ihn erst henken, dann viertheilen. Dasselbe Schicksal hatten auch seine beiden Vorgänger erfahren.

Aber sonderbar genug war's, daß, während die Portugiesen ihre Hoffnung dreimal hinter einander auf falsche Sebastiane gesetzt hatten, der wahre Sebastian vielleicht nicht fern war, und als er wirklich erschien, das Schicksal jener Betrüger hatte. Im Jahre 1598 ließ sich nämlich in Venedig ein Mann sehen, den alle dort anwesenden Portugiesen beim ersten Anblick für den König erkannten, und der nicht bloß Figur, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an seiner rechten Augenbraune und eine große Warze am Fuße mit dem wahren Sebastian gemein gehabt haben soll. Die Entdeckung machte in Venedig so großes Aufsehen, daß der dasige spanische Gesandte die Regierung anging, die Sache zu untersuchen. Man zog ihn ein, und verhörte ihn scharf. Er sagte aus, er sey wirklich wofür man ihn halte; schwer verwundet und betäubt sey er auf dem Schlachtfelde bei Alcassar liegen geblieben, und der Gefangenschaft wunderbar entronnen. Aber er habe es nicht über sein Ehrgefühl vermocht, sich in dem Zustande eines Bett-

lers seinem Volke wieder zu zeigen, und so habe er nach einer kümmerlichen Wallfahrt mehrere Jahre in Georgien als ein Klausner gelebt. Zuletzt sey die Begierde wieder in ihm erwacht, Freunde und Landsleute wieder zu sehen, und darum sey er nach Venedig gekommen. — Er sprach so freimüthig, so seiner Sache gewiß, und erinnerte den Rath von Venedig an so specielle Dinge, die er einst in Briefen mit demselben verhandelt hatte, daß man ihn drei Jahre in Verwahrung behielt, ohne es zu wagen, ihn einen Betrüger zu nennen. Die Portugiesen thaten alles Mögliche, ihn frei zu bekommen, selbst König Heinrich IV. von Frankreich ließ die Ritter ersuchen, ein ganzes Volk nicht länger über dessen König in Ungewißheit zu lassen. Was aber der spanische Gesandte dagegen insgeheim gewirkt haben mag, ist nicht bekannt geworden. Genug, man ließ ihn los, befahl ihm aber in 8 Tagen die Republik zu verlassen. Er ging nun nach Florenz; doch auch hier lauerten ihm spanische Aufpasser auf, und führten ihn den Spaniern in Neapel in die Hände. Die Untersuchungen gingen von neuem an; es fand sich, daß er viele Personen namentlich kannte, die ihm hier vorkamen, und man konnte ihn so wenig eines Betrugs überführen, daß man ihn auf einer Galeere nach Spanien zu senden beschloß, um sein Schicksal dem König anheim zu stellen.

Als er sich der Küste von Algarbien näherte, ward alles in Portugal rege, so daß man ihn gleich auf das nächste spanische Schloß St. Lukar setzen mußte. Hier ist er auch bald hernach gestorben, man weiß nicht wie; aber gerade dies geheimnißvolle Ende scheint das sicherste Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussage zu seyn.

---

# III.

# Die Spanier.

## Ferdinand und Isabelle.

(1479 — 1516.)

Spanien, welches wir in dem vorigen Bande bis zur Vereinigung unter einem Haupte fortgeführt haben, zeigt dasselbe Schauspiel eines Verfahrens, um auf den Trümmern der Feudalaristokratie eine königliche Macht zu bilden. Neben den Mitteln, welche in andern Staaten gebraucht wurden, spielt, dem oben schon beschriebenen Geiste der Nation gemäß, die Inquisition eine große Rolle. Aber man möchte sagen, daß indem die Religion nicht mehr zum Kampfe aufforderte, sondern sie fast nur zur Beschränkung gebraucht wurde, die Nation dadurch gelähmt ward, und es ihr am Ende an Regsamkeit fehlte, in das Spiel ihrer Thätigkeit die neue Welt aufnehmen zu können, deren Schätze nur dienten sie arm zu machen und

jene Regsamkeit zu zerstören, mit welcher man sich in dem Gedränge der Welt einen festen Platz erkauft. Wir sehen daher schon bald den Glanz verbleichen mit welchem die Nation jetzt auftritt, auf dem Schauplatz der Welt und in den heitern Regionen der Poesie, die ihr goldnes Zeitalter jetzt hat, und ein lebendiges Abbild des nationalen Lebens ist. Denn die Elemente des letztern sind auch die Elemente ihrer Kunst, in welche mehr als bei irgend einer Nation der Katholicismus, unter andern, am tiefsten eingedrungen ist. Ja es strebte alles so in einander ein, daß ihre berühmtesten Dichter eben so sehr durch ihre Schicksale an dem politischen Leben ihrer Nation Antheil nahmen, als sie den Ruhm derselben durch ihre Werke verewigten. Cervantes, der berühmte Verfasser des Don Quixote, verlor seinen Arm in der Schlacht bei Lepanto. Lopez de Vega, dieser unerschöpfliche Theaterdichter, diente auf der unüberwindlichen Flotte Philipps; Garcilasso de la Vega verlor sein Leben in dem Sturm vor einer Festung, und fand seinen Ruhm in der poetischen Darstellung eines romantischen Schäferlebens; Ercilla focht gegen die Araucaner in Amerika, und besang sie, wenn gleich vielleicht weniger glücklich, in seiner Araucana.

Der Erbe von Aragonien, Ferdinand mit dem Beinamen der Katholische, und

Isabelle von Castilien regierten also gemeinschaftlich, doch so, daß jedes Reich noch immer seine besondere Verfassung behielt, auch nicht ohne eine gewisse Spannung, so daß einer in des andern Erbreich nicht viel zu befehlen hatte.

Darin waren sie indessen beide einig, daß die königliche Macht in beiden Reichen möglichst unabhängig von dem Adel gemacht werden müsse, wenn man unter den übrigen Königen Europens eine Rolle spielen wolle. Beiden fehlte es nicht an dem guten Willen, diese Unabhängigkeit zu erringen, auch nicht an Klugheit, die Zeitumstände dazu sorgfältig zu benutzen. Im Allgemeinen bedienten sie sich der nämlichen Mittel, die Johann II. und Emanuel von Portugal zu gleichem Zwecke angewendet haben. Um einen allgemeinen Landfrieden einzuführen, wurde dem Adel die richterliche Gewalt genommen, und die Gerichtshöfe wurden mit Rechtsgelehrten besetzt. Eine stehende Miliz ward von den Bürgern jeder Stadt unter königlicher Sanction errichtet, welche theils für die gute Ordnung und Ruhe in den Städten selbst, theils für die Sicherheit der Landstraßen wachen, und besonders den Gewaltthätigkeiten räuberischer Edelleute steuern sollte. Sie hieß die heilige Hermandad. Ferner ward die Inquisition eingeführt, und bekam in den Hauptstädten

Spaniens ihre Gerichtshöfe, indeß ihre Spürer im ganzen Lande vertheilt wurden. Es war dabei ganz vorzüglich auf die Vertilgung der Mauren und Juden im Reiche abgesehen, die zwar auf den ersten Anblick grausam scheint, aber neben dem rohen Religionseifer, der es löblich fand, zur Begründung einer festen Macht eben so nothwendig war. Man weiß, wie gewaltig das Religionsinteresse auf den großen Haufen wirkt; nimmermehr also konnte in vorkommenden Fällen der König auf allgemeinen Beistand seines Volks rechnen, wenn ein dreifaches und so verschiedenartiges Interesse dies Volk spaltete. Dazu kam, daß die Juden im Besitz des meisten baaren Geldes in Spanien, und die Mauren im Besitz des Seehandels waren, und daß folglich der Eigennutz bei der Vertreibung beider keine schwache Stimme hatte.

Verdammte aber die Inquisition auch darum nicht jährlich Tausende zum Scheiterhaufen, so war es doch der Regierung lieb, daß sie es that; und weil bei diesem heillosen, die Menschheit entehrenden Ketzergerichte keine Zeugen öffentlich genannt und jedes Zeugniß angenommen wurde, wenn es nur nicht für den Beklagten war, so hatte der König, als Oberhaupt dieses Gerichts, an diesem privilegirten, ja geheiligten Tribunale der Ungerechtigkeit das bequemste Instrument, sich jedes verdächtigen Kopfes vom

Adel wie vom Bürgerstande zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke bereit finden ließ, ihn Ketzereien halber zu verklagen, die ihm vielleicht nie in den Sinn gekommen waren.

Wir wissen aus den vorigen Theilen dieses Buches, wie sehr die Päpste die Macht der Könige dadurch beschränkten, daß sie die vornehmsten geistlichen Stellen in jedem Lande nach ihrem Gefallen besetzten. Auch dieser Fessel entschlug sich Ferdinand glücklich, indem er einem Papste, der sehr von ihm abhing, eine Bulle abnöthigte, worin ihm und allen künftigen Königen von Spanien die Macht bewilligt wurde, alle Erzbisthümer und Bisthümer im Lande selbst zu besetzen.

Ein anderer Kunstgriff Ferdinands war, daß er sich nach und nach das Großmeisterthum der drei zahlreichen Ritterorden Spaniens übertragen ließ, und dasselbe auf ewig mit der Krone verband. Dadurch verschaffte er sich den unmittelbaren Einfluß in alle ständische Berathschlagungen, ja selbst in die Schicksale der größten adeligen Familien im Lande.

Er war es ferner, wie schon oben erzählt ist, der das einzige noch übrige Reich der Mauren in Spanien, Granada, ihnen abnahm und zu Castilien schlug; welches ihm einen blutigen langwierigen Krieg gekostet hat, den aber die Religiösität des Zeitalters für so rühmlich und

verdienstlich achtete, daß französische und deutsche Ritter nach Spanien kamen, um als Freiwillige gegen die Ungläubigen zu fechten, ja daß Isabelle diesen Feldzügen persönlich zu Pferde beiwohnte, und die Streiter ermunterte. Die ersten Bedingungen, die den Mauren für die Abtretung Granada's versprochen wurden, waren noch leidlich, ein Tribut und völlige Religionsfreiheit; aber sieben Jahre nachher brach man ihnen auch diese Zusage, und legte ihnen die Alternative vor, entweder sich taufen zu lassen, oder bei Strafe des Todes oder der Sklaverei das Land zu räumen.

Der Zeitpunct, da Granada erobert und der maurische Krieg beendigt wurde, war eben derselbe, den die Freunde der großen Columbus benutzten, um ihm Isabellens Bewilligung und Beistand zu seiner kühnen Unternehmung auszuwirken. Als das Entdeckungswesen nun einigermaßen in Gang gekommen war, benutzten Ferdinand und Isabelle auch diese Gelegenheit, sich recht vieler Unterthanen, selbst aus dem Adelstande, zu entledigen, indem sie sie als Kolonisten nach Amerika schickten. Indem aber die Furcht die spanischen Könige abhielt, ihren amerikanischen Unterthanen eine freie und glückliche Existenz zu verstatten, zogen sie nicht nur aus jenen reichen Besitzungen nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Gewinn, sondern

dern sie zwangen auch ihre Kolonisten, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen; und so floß aus den reichen Goldquellen Amerika's mehr in die englischen und holländischen Kanäle, als in das spanische Bette. Höchst wahrscheinlich würde Spanien viel glücklicher geworden seyn, wenn Amerika entweder nie entdeckt, oder wenn Columbus, Cortez und Pizarro an ihren Königen zu Verräthern geworden wären.

Außer den Bemühungen, welche Ferdinand anwandte, seine Macht von innen zu befestigen, war er auch bei aller Gelegenheit darauf bedacht, sie von außen zu erweitern. Kluge Minister und tapfere Feldherren begünstigten seine Unternehmungen; aber außer diesen rechtlichen Mitteln griff er im Nothfall auch nach andern, die ihm einen bösen Ruf zugezogen haben. Er wußte da, wo Gewalt nicht hinreichte, Schlauheit an die Stelle zu setzen, und Politik erschien als die Aufgabe, sich zu überlisten. Der damalige König von Neapel machte unter andern eine schlimme Erfahrung von diesem Verfahren Ferdinands. In Neapel war man mit der Regierung unzufrieden. Ewige Gährungen im Innern, die Folgen der allererbärmlichsten Verfassung, machten dies schöne, reich bevölkerte Land zu einem der unglücklichsten damaliger Zeit. Dem damaligen König Ludwig XII. von Frank-

reich schien diese Stimmung günstig, sich des für seine übrigen politischen Zwecke so wichtigen Neapels zu bemächtigen. Alle Ansprüche darauf sollten diesen politischen Handel zu einem Rechtsstreit machen. Ferdinanden zu beruhigen, wurde ihm ein Antrag zur Theilnahme gemacht (22. Nov. 1500). Beide kamen also darüber überein, die Eroberung des Landes gemeinschaftlich zu übernehmen, und sich nachher in den Besitz brüderlich zu theilen.

Der Vertrag blieb aber weislich vor dem König Friedrich von Neapel geheim, und dieser fürchtete niemanden als die Franzosen. Ferdinand, der schon eine Armee in Italien hatte, ließ ihn unter dem Schein der Freundschaft wissen, daß ein großes französisches Heer unterweges sey, er sey aber bereit, ihm gegen dasselbe beizustehen, denn Frankreich sey ihm sehr verhaßt. Friedrich ist entzückt über den Antrag, er nimmt die Spanier in seine besten Städte und Festungen auf, und ahndet nicht, wie entsetzlich er betrogen ist. Erst als die Franzosen erscheinen, merkt er den Betrug, aber nun ist es zu spät. Er ergiebt sich, doch nicht dem Verräther, sondern Ludwigen, der ihn nach Frankreich nimmt, und ihm bis an seinen Tod (1504) ein Jahrgeld von 30,000 Livres bewilligt.

In Taranto vertheidigte sich noch der Sohn des abgesetzten Königs mit rühmlicher

Tapferkeit. Gonsalvo von Cordova, Ferdinands Feldherr, bekämpfte ihn lange vergebens. Endlich beschwört er ihm mit dem feierlichsten Eide seine vollkommenste Freiheit, wenn er die Stadt gutwillig übergeben wolle. Der Prinz geht den Vertrag ein, aber kaum ist Gonsalvo Herr der Festung, so läßt er jenen gefangen nehmen, und schickt ihn nach Spanien. Man sieht, auch die Diener waren in die Grundsätze des Herrn eingeweiht.

So schnell war dies Königshaus untergegangen, bei weitem schneller, als das Land wieder beruhigt ward. Denn Ferdinand kannte seine Vortheile zu gut, um dabei stehn zu bleiben. Er wendete die Politik, die ihm einen Theil Neapels verschafft hatte, nun gegen Ludwig selbst, um das Ganze zu erhalten. Ein bei der Theilung des Landes entstandener Streit wurde zu einem völligen Bruche fortgeführt. Gonsalvo erhielt, ehe sichs die Franzosen versahen, Verstärkung über Verstärkung. Daß die Neapolitaner, und die übrigen Italiäner dazu, die Franzosen gern ganz aus dem Lande haben wollten (sie machten auch noch beschwerliche Ansprüche auf Mailand), das wußte er sehr gut, und darauf rechnete er bei seinem Plan. Sein Feldherr Gonsalvo muß vorrükken, und die Franzosen, die ohnehin unter sich selbst uneinig waren, müssen weichen. Ludwig

XII, den die unerwarteten Gewaltthätigkeiten sehr befremden, will nun auch seinen Feldherren Verstärkung schicken, aber das verhindert Ferdinand, indem er zu unterhandeln anfängt. Er schlägt dem König von Frankreich seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Philipp von Oestreich zum Vermittler vor, dessen Prinz soll eine französische Prinzessin heirathen, und König von Neapel werden. Ludwigen gefällt der Vorschlag, er willigt ein, und denkt gar nicht daran, daß Ferdinand ihn nur betrügen will. Während er alle Verstärkung seiner italiänischen Truppen zurückhält, und seinen Feldherrn Waffenstillstand gebietet, überfällt Gonsalvo die sichern Franzosen, sagt, daß er von Philipp keine Befehle annehmen könne, und verweiset dessen Abgeordnete nach Spanien. Hier hält Ferdinand sie mit Fleiß so lange auf, bis Gonsalvo die Franzosen, die noch immer ohne Hülfe bleiben, rein aus Neapel hinausgeschlagen hat, und dann nimmt er von dem ganzen Königreiche Besitz (1503).

Ludwig XII. war nicht willens, solche Treulosigkeit ungerächt zu lassen. Er sandte drei Heere nach Italien, aber es war, als sollte ihm da nichts glücken. Seine Feldherren hielten sich viel zu lange auf; die Italiäner ließen den nachgeschickten Proviant nicht durch; die Kriegszahlmeister schlugen die Gelder unter, die den Truppen bestimmt waren; und diese letztern

näherten sich den neapolitanischen Gränzen so erschöpft und verdrossen, daß Gonsalvo sie in der ersten Schlacht ein für alle Male in die Flucht schlug.

Der König von Frankreich bestand indessen darauf, daß die verabredete Ehe vollzogen würde. Damit konnte Ferdinanden unmöglich gedient seyn. Er leugnete geradehin ab, daß er dem Erzherzog so weitläuftige Vollmacht gegeben, und behauptete, daß dieser alle jene Unterhandlungen für sich betrieben habe. Philipp, voll gerechten Abscheus gegen seinen Schwiegervater, straft ihn Lügen, indem er dessen eigenhändige Instructionen vorzeigt; aber durch die bloße Scham konnte nun einmal Ferdinand nicht bewegt werden, sein Wort zu halten. Er behielt Neapel trotz allen Verwünschungen derer, die er darum betrogen hatte.

Dafür war ihm aber doch noch eine bittere Kränkung aufbehalten. Diese begann, als seine Gemahlin, Isabelle von Castilien, starb (26. Nov. 1504). Nach den vorher geschlossenen Reichsverträgen fiel dadurch Castilien keinesweges an Ferdinand, sondern an dessen Tochter Johanna, deren Gemahl eben dieser ihm so verhaßte Philipp war. Man kann denken, wie sauer es einen Mann wie Ferdinand ankommen mußte, eine Regierung aufzugeben, an die er so lange gewöhnt war, und nun wieder

in sein kleineres Aragonien zurückzukehren. Vergebens wandte er alle seine alten Künste an, in dem Besitz Castiliens zu bleiben, (er zeigte z. B. ein wahrscheinlich falsches Testament seiner Gemahlin vor): die Stände haßten ihn zu sehr, und erklärten sich einstimmig für Philipp von Oesterreich, der auch wirklich den königlichen Titel annahm.

Voll boshaften Grimms wandte er sich nun nach Frankreich, söhnte sich mit Ludwig XII. aus, und begehrte dessen 18jährige Schwestertochter, Germaine de Foix, zur Gemahlin. Obschon 53 Jahre alt, hoffte er doch noch einen Erben aus dieser Ehe zu sehen, und diesem (nicht dem verhaßten Philipp) wäre alsdann Aragonien zugefallen. Das sollte seine Rache seyn. Aber es fügte sich anders. Der junge Philipp (erst 28 Jahre alt) starb plötzlich, 25. Sept. 1506, und seine Gemahlin Johanna, die ihn wegen seiner Schönheit schwärmerisch geliebt hatte, und über seine häufige Untreue schon vorher schwermüthig geworden war, verfiel nun über seinen Tod in völligen Wahnsinn. Sie hatte während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen, und der Leichnam war kaum begraben, so mußte er wieder aus der Gruft genommen, und, prächtig angekleidet, in ihr Zimmer gesetzt werden. Hier richtete sie unverwandt die Augen auf ihn, und wiederholte sich

immer das Mährchen, das ein Karthäuser ihr erzählt hatte, von einem Könige, der nach 14 Jahren wieder aufgelebt sey. Sie litt dabei, aus alter Eifersucht, kein weibliches Geschöpf in ihrem Zimmer, und ward selbst ohne Beistand von einer Tochter entbunden. Als sie eine Reise machte, mußte der geliebte Leichnam mitgenommen werden, und unzähligemal ließ sie nachsehen, ob er noch immer schlummere. Dabei vermied sie die Städte und das Reisen bei Tage; eine Wittwe, sagte sie, deren Sonne untergegangen sey, müsse auch die Sonne des Himmels meiden. Einmal wollte sie in einem Kloster Herberge nehmen; als sie aber erfuhr, daß es ein Nonnenkloster sey, mußte weiter gefahren werden. Nur mit großer Mühe konnte sie endlich bewogen werden, den schon halb verweseten Leichnam in der Karthäuserkirche zu Miraflores bei Burgos beisetzen zu lassen. Die unglückliche Frau beharrte in diesem Zustande des Wahnsinns über funfzig Jahre; denn sie starb erst kurze Zeit vor ihrem ältesten Sohne, dem berühmten Kaiser Karl V., den 12. Apr. 1555.

Dieser Karl, seit Philipps, seines Vaters, Tode, Herr von Castilien, war damals erst sechs Jahre alt. Der Cardinal Ximenez, einer der klarsten Köpfe, die je das Ruder eines Staats geführt haben, wußte die Stände zu bewegen,

den alten Ferdinand um des Friedens willen doch noch einmal zum Regenten von Castilien anzunehmen, bis der Prinz Karl 20 Jahre alt seyn würde. Seine Ehe mit der Prinzessin Germaine blieb kinderlos, und so war also nun die nahe Aussicht zur ewigen Vereinigung Castiliens und Aragoniens eröffnet, denn beide Reiche fielen nun nach Ferdinands Tode an jenen Karl.

Von Ferdinand ist seitdem nichts weiter zu sagen, als daß er in Italien noch immer eine bedeutende Rolle spielte, und nächstdem sein Ansehen gegen den Papst Julius II. kühn behauptete. Dieser hatte bisher immer das Königreich Neapel als ein Lehn der römischen Kirche vergeben; Ferdinand fragte gar nicht einmal um die Belehnung an. Der Papst schickte in Sachen eines Klosters Commissarien ins Neapolitanische: Ferdinand ließ ihnen sagen, wenn sie nicht gleich wieder nach Hause gingen, würde er sie aufknüpfen lassen. Festigkeit und Entschlossenheit kann diesem Könige überhaupt nicht abgesprochen werden.

Kurz vor seinem Ende starb auch sein berühmter Feldherr Gonsalvo de Cordova, mit schnödem Undank belohnt, wie alle Despotendiener.

---

2.

## Karl I.

(1516 — 1555.)

Nach Ferdinands des Katholischen Tode (23. Jan. 1516) würde die Regierung der nun vereinigten spanischen Reiche unbedenklich in die Hände seiner Tochter Johanna gefallen seyn, wenn diese nicht noch immer an jener unglücklichen Gemüthskrankheit gelitten hätte. Das bewog die kastilischen Stände zu dem Beschlusse, den ältesten Prinzen Karl *) zum Regenten anzunehmen, wenn dieser das gehörige Alter erreicht haben würde, bis dahin aber, nach Ferdinands Verordnung, dem klugen Cardinal Ximenez **) als Reichsverweser zu gehorchen.

Prinz Karl, damals sechszehn Jahre alt, befand sich eben in den Niederlanden, als sein Großvater starb. Voller Vorliebe für dies sein Vaterland (er war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren) eilte er eben nicht sehr, sein neues Erbe persönlich zu besuchen; und die Niederländer,

*) Johanna hatte vom Erzherzog Philipp zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und vier Prinzessinnen.

**) Sprich Chimenes.

die von der Abwesenheit ihres glänzenden Gebieters manchen Nachtheil für sich fürchteten, hätten ihn lieber gar nicht fortgelassen. Wirklich dauerte es auch über anderthalb Jahre, ehe die Spanier ihren neuen Herrn zu sehen bekamen; und es hätte leicht geschehen können, daß diese Nachlässigkeit und mehrere andere Unvorsichtigkeiten, die der junge Monarch sich während dieser Zeit entwischen ließ, ihn ganz um den spanischen Thron gebracht hätten, wenn er nicht an dem alten grauen Ximenez einen eben so treuen als klugen Diener gehabt hätte. Dieser bot nicht nur seine ganze Kraft auf, den immer noch unbändigen Adel im Zaume zu halten, sondern auch alle die unbesonnenen Streiche unschädlich zu machen, die der junge Karl ihm spielte. Dieser wollte z. B. gleich zum König von Spanien und Neapel ausgerufen seyn, welches ganz verfassungswidrig war, so lange Johanna noch lebte. Ximenez that Vorstellungen, aber da Karl nicht davon abging, so entschloß er sich, es durchzusetzen. Die Stände von Castilien wurden versammelt. Sie erhoben über den Vorschlag ein gewaltiges Geschrei. Ximenez, der sich schon durch unzählige Beispiele von Beharrlichkeit in den Respekt gesetzt hatte, als ob ihm nichts abgeschlagen werden könne, sagte kurz und mit seinem gewöhnlichen Nachdruck: „Es ist nicht mehr die Rede vom Berathschlagen, sondern vom Ge-

horchen: unser Herr will es, und ich werde es heut befehlen, daß er hier in Madrid und in den andern Städten zum König ausgerufen werde.“ Es geschah trotz allem Murren durch ganz Castilien, nur in Aragonien, wo ein Ximenez fehlte, galt Karl noch immer für nichts weiter als für einen Prinzen von Spanien.

Was die Gemuther noch mehr beunruhigte, waren die Gerüchte, die sich in Spanien von dem Charakter des jungen Königs verbreiteten. Man hörte, er zeige äußerst wenig Geist, sey vielleicht nicht besser mit Verstande begabt, als seine Mutter Johanna, und hange so völlig von seinen niederländischen Günstlingen und besonders von seinem Erzieher und ersten Minister, einem Herrn von Chievres ab, daß sich Spanien von seiner Regierung keine andere als eine höchst unglückliche Zukunft versprechen dürfe. Das letztere bestätigte sich auch wirklich dadurch, daß Karl dem Ximenez einen alten Niederländer, den Kardinal Adrian, zum Gehülfen schickte. Das Volk war darüber sehr unzufrieden. Ximenez hingegen bewillkommte den neuen Collegen sehr höflich, ließ ihm den Titel, und fuhr fort, die Geschäfte ganz allein zu betreiben. Bald darauf erschienen noch mehrere Niederländer in Spanien mit großen Vollmachten, sie wurden aber vom Ximenez mit gleicher Höflichkeit zurückgehalten.

Voll von solchen bösen Ahndungen richtete ein Theil des spanischen Adels seine Augen auf Karls Bruder, den Prinzen Ferdinand, der in ihrem Lande (in Guadalupe) erzogen wurde, und den schon der verstorbene Großvater immer dem Karl vorgezogen hatte. Ximenez, um auch von dieser Seite Böses zu verhüten, versicherte sich dieses Prinzen, indem er ihn nach Madrid kommen ließ, wo er ihn und seine Gesellschafter immer unter den Augen hatte. Noch mehr: der Adel war nach damaliger Lehnsverfassung einzig im Besitz der Kriegsmacht des Reichs; sollte ein Heer aufgebracht werden, so berief der Adel seine Vasallen von seinen Gütern zusammen. Der König war also nichts ohne den Adel. Diese gefährliche Abhängigkeit zu vernichten, ließ Ximenez aus den Bürgerschaften der Städte eine junge Mannschaft ausheben, die sich alle Sonntage in den Waffen üben mußte, unter dem Vorwande, auf jeden Ueberfall der Mauren gefaßt zu seyn. Das Ganze betrug doch gegen 30,000 Mann. Der Adel merkte die Absicht des alten Schlaukopfs, und ließ ihn durch eine förmliche Deputation befragen, wer ihm die Vollmacht gegeben habe, sich solche Dinge herauszunehmen? Er zeigte ihnen Ferdinands Testament und Karls Bestätigungen; aber man warf ihm mit größter Hitze ein, daß seine Anmaßungen über diese allgemeinen Vollmachten hinaus gingen.

Während des Gesprächs hatte er sie unvermerkt an ein Fenster geführt, von welchem man einen großen Haufen Geschützes und eine zahlreiche Mannschaft unter Waffen übersehen konnte: "Seht da die Macht, rief er, die ich vom König empfangen habe, damit regiere ich Castilien und werde es regieren, bis euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird." Auf diese Ueberraschung war die Gesandtschaft nicht vorbereitet gewesen, sie ging daher still ab und kam nicht wieder.

Außer diesen kühnen Schritten wandte Ximenez seine Aufmerksamkeit auf die möglichste Verbesserung der Finanzen. Er brachte der Krone viele ausgethane Domainen zurück, und erübrigte durch weise Sparsamkeit so viel, daß er nicht bloß die Magazine und Zeughäuser in den besten Stand setzen, sondern auch noch dem Könige ansehnliche Summen baar überschicken konnte. Dieser würde die Treue des würdigen Greises mit wahrer Rührung bewundert haben, wenn seine niederländischen Günstlinge von allem dem, was jener für ihn that, ihm nur das mindeste hätten unverfälscht zu Ohren kommen lassen. Aber sie hatten ein zu großes Interesse dabei, den jungen Herrn nie mit dem alten ehrlichen Spanier bekannt werden zu lassen, denn sie wünschten ihren Einfluß über Karln auch in Spanien so zu behalten, wie sie ihn in Holland

ausgeübt hatten. Nicht genug also, daß sie ihn — trotz allen dringenden Bitten des Cardinals, nach Spanien zu kommen — noch so lange als möglich in Gent zurückhielten, Chievres that auch, da Karl am 13. Sept. 1517 wirklich in Asturien gelandet war, sein möglichstes, eine Zusammenkunft zu verhindern, Ximenez eilte zwar dem König entgegen, wurde aber auf der Reise, zu der er sich so sehr gefreuet hatte, so plötzlich krank, daß seine Freunde auf den Verdacht einer Vergiftung geriethen. Er mußte in Los Equillos liegen bleiben, und dicturte von hier aus einen Brief an den König, worin er ihn dringend bat, den verhaßten niederländischen Hofstaat zu entlassen, und sich den Spaniern ganz als Spanier zu zeigen. Da der Brief durch Chievres Hände ging, ehe er an Karln gelangte, so kann man denken, wie er aufgenommen worden sey. Die Antwort war: der Kardinal Ximenez möchte sich nicht weiter mit Regierungssorgen bemühen, sondern in seinen geistlichen Kirchsprengel nach Toledo zurückkehren, und dort seine Tage in Ruhe beschließen. Solch ein Undank für solche Dienste — das war mehr, als der 81jährige Greis ertragen konnte. Er überlebte den kränkenden Bescheid nur wenige Tage, und starb am 18. Nov. 1517.

Nichts kann ein treues Volk empfindlicher schmerzen, als wenn sein eigener König es ver-

achtet, und Ausländern sein Vertrauen schenkt. Karl, des Spanischen nicht recht kundig, gab seinen Unterhanen nur abgebrochene Antworten, wies sie an seine niederländischen Räthe, und schien nur darum zu ihnen gekommen zu seyn, um ihnen neue Abgaben aufzulegen. Alle Stellen rissen seine flämischen Günstlinge an sich, und das gekränkte Volk sah mit Schmerz und Erbitterung selbst die reiche Pfründe des ehrwürdigen Ximenez, das Erzbisthum Toledo, in die Hände eines jungen Menschen fallen, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er der Neffe des Herrn von Chievres war. Das ärgste war, daß das Geld, welches der allzu freigebige Monarch an seine Günstlinge verschwendete, nicht einmal im Lande blieb. Man rechnet, daß in zehn Monaten 1100,000 Dukaten nach den Niederlanden sollen geschleppt werden seyn. Solche offenbare Mishandlungen wandten dem jungen König alle Herzen ab. An vielen Orten war die Gährung dem Ausbruch nahe. Karl durchreisete alle Provinzen, und bewog mit vieler Mühe die Stände zu einer Steuer: er war aber noch nicht überall herum gekommen, als er die Nachricht vom Tode seines Großvaters von väterlicher Seite, des Kaisers Maximilian erhielt. Dieser hatte ihm schon bei seinen Lebzeiten die deutsche Kaiserwürde zugedacht, und Karl, von dieser Aussicht entzückt, erstickte jetzt jeden andern Ge-

danken, um nur diesem desto eifriger nachhangen zu können. Die Geschichte seiner Bewerbung wird anderswo weitläuftiger erzählt werden: hier sage ich nur kurz, daß er sein Ziel erreichte, und dadurch einer der länderreichsten Monarchen aller Zeiten geworden ist. Er besaß die österreichischen Erblande, die Niederlande, Burgund, war König von Spanien und von Neapel, und Herr der beiden größten und reichsten Länder und aller Inseln der neuentdeckten Welt. Dennoch hatte er nie Geld, und die unvollkommene Finanzverfassung, welche daran Schuld war, konnte, bei solcher Macht allein das damalige Europa vor dem Despotismus bewahren, auf den er es nach seinem leidenschaftlichen Gemüthe abgesehen, und um deswillen er fast die ganzen 40 Jahre hindurch, die seine Regierung dauerte, Krieg geführt hat.

Voll von dem Gedanken an das Kaiserthum, achtete er auf die Beschwerden gar nicht, welche die Stände von Castilien bey ihm einreichten, besuchte die große Provinz Valencia gar nicht einmal in Person, sondern schickte den verhaßten Kardinal Adrian mit andern Niederländern dahin, die Huldigung anzunehmen: beschied ferner die Castilianischen Granden zu einem Reichstage nach Compostella, wo sonst nie dergleichen Versammlung gehalten worden war, und brachte durch das alles den Adel und das Volk dergestalt auf, daß bei seiner Abreise nach Deutschland

land (22 Mai 1520) der Aufruhr überall in lichten Flammen ausbrach. Toledo gab das Signal; daselbst stand ein edler junger Mann aus einem der ersten castilischen Häuser, Don Juan de Padilla, an der Spitze. Die Städte rissen sich von ihren Verpflichtungen gegen den Adel los, nahmen eine demokratische Verfassung an, und schlossen eine Junta (Bündniß) unter einander, durch deren Kraft sie dem ungerechten Könige bessere Bedingungen abtrotzen wollten. Sie zogen mit Heeresmacht nach Tordesillas, wo die Königin Mutter lebte, versicherten sich dieser Frau, und stellten sie an die Spitze der Regierung. Hätte der ganze Verein den toledanischen Anführer Padilla zu seinem gemeinschaftlichen Oberhaupt genommen, so wäre wohl alles gut gegangen; aber die Mehrheit bestand auf einen weit unfähigern Mann, der die Einheit des Interesse bei weitem nicht lebhaft genug zu erhalten wußte, er hieß Peter Giron. Der Regent von Castilien, Cardinal Adrian, brachte sogleich einen Haufen königlicher Truppen auf die Beine; der Adel, auf den es bei dieser Gelegenheit mit gemünzt war, trat, aller Kränkungen ungeachtet, zur königlichen Partei über, und so mußten die Insurgenten der Mehrheit unterliegen. Sie verloren zuerst Tordesillas, und die Königin nebst vielen Deputirten der Junta fielen in die Hände der Royali-

sten. (1520, 5 Dec.) Jetzt übernahm Padilla das Commando, aber er konnte den Schaden nicht mehr ersetzen. Nach fürchterlichen Ausbrüchen der Volkswuth und den blutigsten Auftritten dämpft endlich eine Hauptschlacht bei Villalar (1521, 23 Apr.) die ganze Empörung. Padilla ward mit vielen andern Demagogen gefangen und enthauptet: seine würdige Gemahlin, Donna Maria aus dem Hause Pacheco vertheidigte mit weiblichem Heldenmuth die Stadt Toledo noch sechs Monate lang, mußte aber zuletzt doch auch nach Portugal fliehen. Karl, der einige Zeit nachher als Kaiser (unter dem Namen des fünften) selbst nach Spanien kam, mochte nun vorsichtiger geworden seyn; er begnadigte einen großen Theil der Aufrührer, die noch in den Gefängnissen schmachteten, und begnügte sich damit, ihr Vermögen einzuziehen. Aber der Bürgerstand verlor von der Zeit an allmälig seine schönsten Rechte und Freiheiten, und man kann von dieser Epoche an mit gutem Fug den inneren Verfall des spanischen Flors datiren.

Karls lange Regierung ist eine ewige Kriegsgeschichte. Fünf blutige Kriege hat er mit den Franzosen geführt, davon in der Folge noch einmal ausführlicher geredet werden soll; zwei pomphafte Landungen hat er in Afrika gethan (1535 und 1541); die erste, um einen König von Tunis, Muley Hassan, den ein kühner

Korsar, Hayradin, Barbarossa genannt, vertrieben hatte, wieder einzusetzen; die andere, um Algier zu züchtigen, ein Unternehmen, welches ihm beinahe seine ganze Flotte kostete; und endlich hatte er einen langwierigen Reichskrieg mit den protestantischen Fürsten in Deutschland zu führen, wovon gleichfalls an seinem Orte weitläuftiger gehandelt werden soll. Spanien gewann bei einem so kriegerischen Regenten wahrlich nicht viel; Karl kam auch nur selten hin, und fast immer nur um Geld zu holen, welches ihm oft bitter verweigert ward, indem die Deputirten sich nicht entblödeten, ihm seine vielen unnützen und landesverderblichen Kriege vorzurücken. Ungeachtet der ansehnlichen Steuern, die er erhielt, und der großen Summen, die ihm damals schon sein neuer Welttheil einbrachte, hinterließ er doch beträchtliche Schulden, um deren willen er sogar viele Krongüter und Regalien verpfändet hatte.

Eine böse Krankheit, die damals den Aerzten noch unheilbar war, durchzog seit 1550 seinen Körper mit giftigen Säften,*) und versenkte ihn in finstere Schwermuth. Er ließ sich während dieser Zeit nur von wenigen Vertrauten sehen und sprechen. Man konnte ihn einmal neun Monate lang, und auch nachher noch oft nicht

*) Auch sein Gegner Franz I starb daran.

zur Unterschrift seines Namens bewegen, er schien ganz blödsinnig zu werden. Düstre Betrachtungen über sein in fruchtlosen Kriegen hingebrachtes Leben, das ihm so wenig erfreuende Scenen, so wenig erreichte Zwecke in der Erinnerung zeigte, dann auch der Ueberdruß an dem Aufenthalte unter den Deutschen, die er nie geliebt hatte, dies alles mag seinen Entschluß befestigt haben, seine Kronen niederzulegen, und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Zu dem Ende ließ er 1555 seinen einzigen Sohn Philipp nach Brüssel kommen, und trat ihm daselbst feierlich in voller Versammlung des Hofes den 25 Oct. sein ganzes erbliches Gebiet in den Niederlanden und Burgund ab. Einige Monate später, (16 Jan. 1556) legte er ebendaselbst auch Spaniens Regierung in Gegenwart aller Ständedeputirten in seine Hände nieder. Die deutsche Kaiserwürde übertrug er seinem Bruder Ferdinand. Und nun eilte er, als flöhe er vor bösen Geistern, aus der Gesellschaft der Menschen hinweg. Er hatte sich schon lange vorher einmal, als einen künftigen Ruheplatz, ein kleines Privathaus, in einer schönen Gegend bei dem Hieronymitenkloster Juste, eine Viertelmeile von dem Flecken Coacos in Estremadaura, erbauen lassen. Dahin befahl er, daß man ihn bringen sollte, und zwar in so ungeduldiger Hast, daß die Reise selbst im unfreundlichsten Regenwetter angetreten

werden mußte. Nur wenige vertraute Personen durften ihn begleiten, keinem Fremden war der Zutritt in seine Einsiedelei erlaubt; selbst seine Schwestern, die Königinnen von Ungarn und Portugal, wollte er nicht mehr sehen. So lebte er zwei Jahre kümmerlich, denn selbst der kleine Gehalt, den er sich von seinem Sohne ausbedungen hatte, ward ihm, wie man sagt, sehr schlecht ausbezahlt. Seine Stunden waren zwischen Andachtsübungen und mechanischen Arbeiten (Drechseln 2c.), zu denen er von Natur aufgelegt war, getheilt. Oft überraschte ihn die schrecklichste Hypochondrie in seiner Abgeschiedenheit. In einem solchen Anfall, sagt man, fiel es ihm einmal ein, sein eignes Leichenbegängniß zu feiern, und so mußten ihn die Mönche des nahen Klosters in Procession im offenen Sarge nach der Kirche tragen, und ein Todtenamt für ihn halten. Bald darauf verschied er wirklich, den 21. Sept. 1558, von keinem vermißt, und, wiewohl einst der Gebieter von vier großen Reichen, schon bei seinen Lebzeiten vergessen.

In seiner Jugend war er ein schöner starker Mann, und in ritterlichen Uebungen nach der Weise damaliger Zeiten sehr geschickt gewesen. Einst war er zu einem Ritterspiel spanischer Edelleute verkappt erschienen, und hatte, unerkannt, den ersten Dank davon getragen; ein Zug, wodurch er sich bei den Spaniern sehr be-

liebt gemacht. Wir werden in der deutschen und französischen Geschichte noch oft auf ihn zurückkommen. Hier will ich nur noch das Eine von ihm sagen, daß er der erste Monarch gewesen ist, der sich den Titel Majestät beigelegt hat, da man vorher Könige und Kaiser Ew. Hoheit oder Ew. Gnaden anzureden pflegte.

---

## 3. Ignaz von Loyola.

(Geb. 1492, † 1556.)

In die Regierungsperiode Karls V. fällt noch eine höchst merkwürdige Begebenheit, die wir jetzt nachholen wollen, die Entstehung des berühmten Jesuitenordens. Die Geschichte des Stifters desselben ist zugleich ein interessanter Beitrag zur Charakteristik des Geistes jenes Zeitalters.

Ignaz von Loyola (⏑—⏑) war der Sohn eines Edelmanns in der spanischen Provinz Guipuzcoa, der viele Kinder hatte. Er verließ das väterliche Haus in seinem sechszehnten Jahre, und versuchte sich zuerst als Page am Hofe Ferdinands und Isabellens, dann als

Soldat im Dienste eines Herzogs von Najara, wo er sich durch sein schönes, kräftiges Aeußeres und durch seinen Anstand so auszeichnete, daß er zu den artigsten Cavalieren gerechnet wurde. Er durstete nach einer Gelegenheit, seinen Heldenmuth zu zeigen, und wußte nicht, welchen schlimmen Ausgang seine erste Kriegsthat nehmen, und noch weniger, welche sonderbare Folgen dieser schlimme Ausgang für sein ganzes Leben haben würde.

Die Franzosen, welche den von Ferdinand aus seinem Reiche verdrängten König von Navarra wieder einsetzen wollten, benutzten Karls V Reise nach Deutschland, um in Spanien einzufallen. Sie fanden keinen Widerstand, und drangen schnell bis Pampelona vor. Unter dem kleinen Häuflein, welches diese Stadt vertheidigen sollte, befand sich unser Loyola. Vergebens feuerte er die Bürger zum Widerstande an, die Stadt ging ohne Schwertschlag über. Er, voller Zorn über diese Treulosigkeit und Feigheit, aber entschlossen, noch das Aeußerste zu wagen, warf sich mit wenigen Getreuen in die Burg. Man forderte ihn auf, sich zu ergeben, er verachtete die unwürdigen Bedingungen, und reizte den Feind zum Sturmlaufen. Das Geschütz warf einen Theil der Mauer nieder, Loyola trat vor die Bresche und wehrte die Stürmenden ab. Da auf einmal riß eine Kanonenkugel

die Mauer neben ihm ein, ein losbrechendes Stück derselben zerschmetterte ihm das linke Bein, seine Kameraden flohen, und die Franzosen eroberten die Burg.

Sie bewilligten den braven Spaniern freien Abzug, und Loyola ließ sich nun zu seinen Geschwistern bringen, um sich heilen zu lassen. Ein ungeschickter Wundarzt setzte ihm das Bein so falsch ein, daß ein besserer, den man später zu Rathe zog, erklärte, wenn der Schaden ganz gehoben werden solle, so müsse das Bein noch einmal wieder zerbrochen werden. Loyola unterwarf sich dieser schmerzhaften Operation ohne alle Klage, ja er ließ sich mit gleichem Heroismus noch ein Ueberbein aussägen, das sich unter dem Knie eingefunden hatte, und als troß der zweiten Heilung das Bein doch noch zu kurz zu werden drohte, ließ er sich auch noch mehrere Monate lang den schmerzhaften Zwang dehnender Gewichte und Compressen gefallen, Beweise genug von einer Stärke des Ehrgefühls, die ihm den Gedanken, sein so ruhmvoll begonnenes Leben von nun an thatenlos zu vollenden, unerträglich machen mußte.

Um die lange Weile zu zerstreuen, die ein so feuriger Geist während einer so langwierigen Cur empfinden mußte, fiel er aufs Lesen. Aber leider war auf den Gütern seiner Verwandten kein anderes Buch aufzutreiben, als eine Le=

gendensammlung voll ächtkatholischer Salbung. Diese durchlas er mit großer Aufmerksamkeit, und je mehr er über das Gelesene nachdachte, desto interessanter wurde ihm dies Studium. Er machte allerlei Betrachtungen über die wunderbaren Führungen der Menschenschicksale; er verglich die seinigen mit denen der Heiligen, und je mehr sein eigner Schmerz ihn zur Religion hinleitete, desto fester wurde er überzeugt, daß dies sein Unglück wohl eine Fügung Gottes seyn könne, durch welche er zu einem sonst nie gefühlten Beruf, zum Märtyrerthum, habe hingeführt werden sollen.

Die Verwandten bemerkten mit Unruhe die Veränderung, die durch die Lesung jener Bücher in ihm hervorgebracht worden war, aber vergebens bemühten sie sich, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sein Entschluß stand fest, ein Heiliger zu werden, und sobald nur sein Bein geheilt war, beurlaubte er sich bei den Seinen, um die Reise nach Jerusalem anzutreten. Das Reisegeld, welches ihm sein ältester Bruder mitgab, vertheilte er an die Armen, und nun setzte er seinen Pilgerstab auf den Weg nach Barcellona. Unterweges legte er in der Kapelle der Mutter Gottes zu Monte-Serrate das Gelübde der ewigen Keuschheit ab, und empfahl sich dem Schutze der Himmelskönigin; beichtete dann, und machte hierauf von seinem Schwerte

den letzten Gebrauch, indem er damit vor dem Bilde der Mutter Gottes Schildwacht stand. Dann legte er Schwert und Dolch für immer in dem Kloster nieder, und vertauschte seine Kleider mit einem Sack und einem Strick, ging auch anfangs barfuß, bis ihn der Schmerz in seinem geschwollenen Fuße zwang, diesen mit Pfriemenkraut zu bewickeln. Bettelnd half er sich von Dorf zu Dorf, bis er nach Manresa kam. Hier brachte er als Eremit eine Woche ohne Speise und Trank in einer Höhle vor der Stadt zu, und er wäre gewiß vor Entkräftung daselbst gestorben, hätten nicht zufällig Leute ihn entdeckt, und ihn ins Leben zurückgerufen. In dem unnatürlichen Zustande der geistigen Anspannung, in dem er gelegen hatte, waren ihm die seltsamsten Gestalten vorgekommen, deren er sich jetzt in seiner Schwärmerei als göttlicher Offenbarungen rühmte. Selbst die unbegreifliche Dreieinigkeit hatte sich ihm enthüllt.

Eine übertriebene Strenge gegen sich selbst unterhielt diese religiöse Begeisterung ununterbrochen fort. Dreimal des Tages geißelte er sich, sieben Stunden brachte er mit Gebet zu, seine Nahrung war Wasser und Brod, sein Lager die bloße Erde. Je mehr diese Lebensart ihn abzehrte, desto stolzer ward er, und je ähnlicher sein Aeußeres einem Rasenden wurde, desto heiliger kam er sich vor. In Manresa mach-

te er so großes Aufsehen, daß Alt und Jung ihm nachlief; selbst die Damen interessirten sich für ihn, sie halfen liebreich seinem Mangel ab, pflegten sein während eines heftigen Fiebers, und bewogen ihn, von seiner Strenge künftig etwas nachzulassen. So setzte er dann seine Reise in einem tuchenen Mantel, und mit Hut und Schuhen bekleidet fort.

Im Anfange des Jahres 1523 schiffte er sich zu Barcellona ein. Der Schiffskapitän nahm ihn frei mit nach Italien, aber das Geld zu Schiffszwieback hatte er sich erst in der Geschwindigkeit zusammenbetteln müssen. Angekommen zu Cajeta wanderte er in steter Gefahr zu verhungern, (denn die Pest herrschte damals in Italien, und alle Einwohner verschlossen ihre Häuser) nach Rom, küßte Hadrians VI. Pantoffel, und ging sogleich nach Venedig, in der nämlichen Todesgefahr. Seine tiefliegenden, brennenden Augen und sein ganzes übriges Ansehen verscheuchten alles von ihm; man glaubte, das Bild der Pest leibhaftig vor sich zu sehen. Ueberall zurückgestoßen, oft erschöpft von der entsetzlichen Anstrengung, aber nicht im mindesten unzufrieden mit sich selbst, langte er in Venedig an, und begab sich auf ein Schiff, welches eben segelfertig lag. Während der Fahrt hielt er den Matrosen Strafpredigten über ihre gottlosen Reden, mit einem Eifer, in welchem ihn

weder Gelächter noch Drohungen irre machen konnten. So kam er nach Cypern, und endlich nach Palästina. Wie schlug sein Herz, als er den heiligen Boden betrat! Ganz aufgelöset in entzückenden Gefühlen begann er stehenden Fußes die Wallfahrt nach Jerusalem. Freudenthränen stürzten ihm aus den Augen, da er es erblickte; die Kreuzigungs- und die Begräbnißstätte des Heilands verließ er in einigen Tagen nicht, und kniend küßte er unaufhörlich die geweihte Erde.

Leider ward sein Entzücken bald unterbrochen: denn kaum hatte er seinen Vorsatz, in Palästina die Ungläubigen zu bekehren, ruchtbar werden lassen, so lehnten sich die Mönche des Franziscanerklosters zu Jerusalem eifersüchtig gegen ihn auf, und der Guardian ließ ihn ohne Umstände, eben da er auf dem Oelberge betete, aufgreifen, und mit Gewalt auf ein Schiff bringen, das nach Venedig zurückging. Nach einer beschwerlichen Fußwanderung von Venedig nach Genua, schiffte er sich wieder nach Spanien ein, und kam glücklich im Hafen von Barcellona an.

Was nun beginnen, nachdem der Bekehrungsplan verunglückt war? denn noch immer lebendig loderte in ihm die Begierde, sich einen Namen zu machen. Wie, wenn er einen Orden stiftete? Aber dazu reichte der bloße Ruf der Heiligkeit nicht hin; um über den Willen

Anderer zu herrschen, muß man ihnen an Einsicht überlegen seyn. Also Wissenschaft, Wissenschaft mußte erst erworben werden. Aber im drei und dreißigsten Jahre noch mit der lateinischen Grammatik anzufangen — das mußte einem so leidenschaftlichen Gemüth doppelt schwer eingehen. Er quälte sich über seine Kräfte, ängstigte sich ab, daß doch auch gar nichts in seinem Kopfe haften wollte, bat seinen Lehrer, einen Cisterzienser, mit Thränen, doch ja nur des Unterrichts nicht müde zu werden, und flehte in seinem täglichen Gebete die Mutter Gottes an, sein Gedächtniß zu stärken, und ihm das schwere Latein zu erleichtern.

Als er sich endlich nach langer Anstrengung fähig glaubte, einen lateinischen Vortrag zu verstehen, ging er auf die Universität nach Alcala. Aber sein Unstern verfolgte ihn auch hier. Er hatte kaum angefangen, sich in Predigten hören zu lassen, als er einen solchen Zulauf bekam, daß die Inquisition, aus Furcht vor Neuerungen, ihm die Kanzel verbot. Unwillig darüber ging er nach Salamanca. Hier gings ihm nicht besser; er ward sogar wegen seiner Schwärmereien in den Kerker geworfen und zur Untersuchung gezogen. Seine Antworten verriethen Geist und Scharfsinn; man erstaunte über ihn, verbot ihm aber doch das Predigen. Im höchsten Zorn entschloß er sich nun nach Paris

zu gehen, wo man doch wenigstens von einer Inquisition nichts wußte.

Im Februar 1529 kam er in der Hauptstadt Frankreichs an. Vier Jahre lang kämpfte er hier mit Elend und Mangel, verschlang aber mit Heißhunger die philosophischen und theologischen Vorlesungen der berühmtesten Lehrer, und ward um so weniger in seinen Studien gestört, da er sich aus Unkunde der Landessprache den Volksunterricht, seine Leidenschaft, versagen mußte. Aber außerordentlich muß doch immer der Eindruck gewesen seyn, den er auf seine Umgebung zu machen wußte, denn er erwarb sich durch seine Reden auch hier in kurzem so viel Verehrer, daß er die Aufmerksamkeit der Sorbonne auf sich zog. Er ward über seine Meinungen zur Rechenschaft gefordert; aber diesmal, da er sich mit Klarheit und Würde gerechtfertigt hätte, ehrenvoll entlassen.

Hier in Paris reifte sein lange gehegter Plan, einen Orden zu stiften. War ihm auch das Ganze seines Vorhabens noch jetzt nicht klar, so warb er doch immer im Voraus für die neue Gesellschaft. Seine ersten Anhänger waren fünf Spanier, Franz Xaver, Didaco Lainez, Alonzo Salmeron, Al Bobadilla und Simon Rodriguey, und ein Savoyarde, Namens Pierre Lefebre. Er ließ sie am 15. Aug. 1534 auf eine geweihte Hostie

schwören, nach geendigtem theologischen Cursus allen weltlichen Dingen zu entsagen, und mit ihm zuerst nach Rom und dann nach Palästina zu gehen. Da er aber zuvor sein Vaterland gern noch einmal wiedersehen wollte, so verließ er sie im Herbste 1535, und verabredete mit ihnen, daß er sie in Venedig wieder treffen wolle.

Seine Reise durch Spanien — wie gewöhnlich im dürftigsten Aufzuge — war ein steter Wechsel von Predigen, Bekehren, Krankenpflegen und Betteln. Man kannte ihn nun schon überall, und verehrte ihn wirklich wie einen Heiligen. Seine Verwandten wollten ihn bereden, in Guipuzcoa zu bleiben, aber vergeblich. Er landete in Genua, pilgerte zu Fuße nach Venedig, und hatte sich auch hier schon durch seine Predigten und seine Enthaltsamkeit einen Namen gemacht, als seine Freunde zu ihm stießen. Sie verweilten hier bis zum Frühjahr 1537, und beschäftigten sich mit Bekehrungen ruchloser Menschen, mit Zuspruch an Sterbebetten, mit Predigen und mit der Verpflegung aller Kranken in dem dortigen Hospitale, wobei sie eine so beispiellose Standhaftigkeit und Selbstverleugnung zeigten, daß schon die bloße Anhörung ihrer Thaten unser Gefühl empört. Xaver z. B. fand es gar nicht ekelhaft, den Unglücklichen, deren Körper mit den giftigsten Beulen und Geschwüren bedeckt war, den Eiter aus denselben mit dem

Munde auszusaugen. Soviel hat sichs mancher kosten lassen, die Bewunderung der Welt auf sich zu ziehen!

Unterdessen war der Türkenkrieg wieder mit solcher Heftigkeit ausgebrochen, daß vor der Hand an keine Ueberfahrt nach Jerusalem zu denken war. Die Glieder der kleinen Gesellschaft zerstreuten sich daher in die Städte Oberitaliens, trieben ihre christlichen Beschäftigungen fort, und fanden überall Zulauf und Achtung. In Loyola's Kopfe war mittlerweile der alte Plan, einen öffentlichen Orden zu stiften, zur völligen Reife gediehen. Aber von dem Zweck, die Ungläubigen zu bekehren, war man nun zurückgekommen. Dafür wollte man sich anheischig machen, das fallende Ansehen des Papstes und der Hierarchie gegen den damals schon überhand nehmenden Protestantismus zu beschützen. Das tiefsinnige, ununterbrochene Brüten des lebhaft begeisterten Mannes über diesen neuen Plan und über die Mittel zu seiner Ausführung spannte seine Nerven wieder so an, daß er abermals Erscheinungen zu haben glaubte. Christus selber wars, wie ihm dünkte, der im Vorübergehen zu ihm sagte: „In Rom werde ich dich unterstützen."

So ging er dann nach Rom, von Lainez und Lefebre begleitet, und legte dem Papste ein kleines Geschenk an Gelde zu Füßen, welches die Gesellschaft von dem Ersparten ihrer reichlich erhal-

haltenen Almosen zusammengebracht hatte. Der Papst freute sich dieses Beweises seiner Ergebenheit, und hörte seine Vorschläge mit großer Aufmerksamkeit an. Erwünschter konnte ihm in der damaligen Krisis nichts kommen, als das Anerbieten, eine geistliche Miliz zu organisiren, deren Zweige sich durch alle Länder erstrecken sollten, und die mit aller Macht die Feinde des päpstlichen Stuhles zu bekämpfen unternahm. Er bestätigte feierlich 1540 die neue Brüderschaft, ernannte den Loyola, dessen heller Verstand ihm Bewunderung eingeflößt hatte, zum General des Ordens, und autorisirte ihn, den neuen Staat zu organisiren. Sogleich wurden Proselyten aus allen Ständen und Altern geworben, und in kurzer Zeit war die Zahl der Mitglieder schon zu mehreren Hunderten angewachsen.

Die Einrichtung dieses Ordens, der nun von Loyola's letzter Erscheinung den Namen der Gesellschaft Jesu bekam, ist das Werk des feinsten Verstandes. Die Verfassung war monarchisch. Dem General, der in Rom lebte, waren die Untergenerale in den Provinzen unterworfen, und von diesen gingen wieder, wie beim Militär, unendliche Stufen bis zum gemeinsten Bruder hinab. Durchgängig herrschte die strengste Subordination. Von dem kleinsten Unternehmen und Wirken jedes Einzelnen wurden Protokolle geführt, und dem General einge-

sandt. Ueber die Aufzunehmenden wurde die strengste Berathschlagung gehalten. Sie mußten eine lange Prüfungszeit überstehen, und die Obern betrachteten während dieser Zeit aufs sorgfältigste ihre Neigungen und Fähigkeiten, um zuletzt mit Sicherheit entscheiden zu können, wozu ein jeder am besten zu gebrauchen sey. Die gewandtesten und verschlagensten sandte man an die Höfe, und schlug sie zu Beichtvätern oder Prinzenerziehern vor; die gelehrtesten beförderte man zu Schulämtern, oder überließ sie ihrer Neigung zur Schriftstellerei; die Schwärmer versandte man als Missionäre, und die offenen und redlichen Leute stellte man an solche Plätze, wo ihr Licht am besten leuchten, und dem ganzen Orden Vertrauen erwecken konnte. Das Gelübde der Armuth erließ man ihnen gern, um sie dafür nur desto sicherer an das des Gehorsams zu fesseln. Wer das letztere übertrat, ward sogleich aus dem Orden gestoßen; und damit kein Jesuit durch ein anderes Interesse von dem des Ordens abgezogen würde, wurde ein Gesetz aufgestellt, das die Mitglieder von allen feststehenden Aemtern, und selbst von allen kirchlichen Würden ausschloß, wovon in der Folge nur einige wenige Ausnahmen gemacht worden sind.

Dadurch, daß man keinen zu einer bestimmten Beschäftigung zwang, und die Mieglieder von den geistlichen Geschäften anderer Orden, als

Beten, Messelesen, Horensingen ꝛc. dispensirte, verschaffte man ihnen Zeit und Lust, sich mit nützlichen Wissenschaften, ihrer Neigung gemäß, zu beschäftigen. Daher hat kein anderer Orden so viele treffliche Lehrer und Schriftsteller, als die Jesuiten aufzuweisen. Spitzfindige Theologen, eifrige Beichtiger, leidenschaftliche Kanzelredner, ausharrende Missionäre, geschickte Meßkünstler, Astronomen nnd Mechaniker, ja selbst treffliche Gesetzgeber sind unter ihnen in Menge aufgestanden.

Diese Vielseitigkeit mußte ihnen offenbar die Achtung des Volks verschaffen. Man verband im 16. und 17. Jahrhundert mit dem Namen Jesuit eben so schnell den Begriff eines brauchbaren und klugen Kopfs, als man jetzt etwa mit dem Worte Herrnhuter den Begriff eines friedlichen und betriebsamen Bürgers verbindet. Was ihnen aber bei der Menge den größten Eingang verschaffte, war die Uneigennützigkeit, mit der sie sich überall des Jugendunterrichts annahmen. In jenen Zeiten, wo gute Lehrer so selten waren, hielt man es für eine göttliche Wohlthat, daß so viele geschickte Leute sich freiwillig erboten, umsonst zu unterrichten. Auch ihre Predigten gefielen weit mehr, als anderer Geistlichen ihre. Als Beichtiger hatten sie vollends einen ungeheuren Zulauf, denn sie brachten eine moralische Casuistik in Gang, durch welche alle

mögliche Sünden entschuldigt wurden. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Orden in weniger als funfzig Jahren nicht nur über ganz Europa, sondern selbst über die andern Welttheile verbreitet war *), und unermeßliche Reichthümer erwarb, die er theils freiwilligen Geschenken und Vermächtnissen, theils dem Handel der indischen und amerikanischen Missionäre verdankte. Länger als 200 Jahre waren die Jesuiten in allen Kabinettern und bei allen politischen Verhandlungen thätig, waren im Besitz der Erziehung fast der ganzen katholischen Jugend, in die sie sorgfältig den bittersten Haß gegen den Protestantismus zu pflanzen suchten; verbreiteten das Papstthum in den fernsten Weltgegenden, und errichteten sogar ein großes Reich in Amerika, im Innern von Paraguay.

Auch in Asien und Afrika gab es früh schon Jesuiten. Der oben erwähnte Xaver selbst versuchte sein Heil als Missionär in Ostindien, Ceylon und Japan, und endigte sein thätiges Leben in China (1552). Ihm folgten viele andere, und die ersten umständlichen Nachrichten, die wir von jenen Ländern besitzen, rühren von Jesuiten her.

*) Als Loyola 1540 den Papst um die Sanctionirung seines Ordens bat, hatte er nur 10 Schüler. Im Jahre 1608 zählte man 10,581 Jesuiten, und 1710 nahe an 20,000.

Die Abnahme und der Fall dieses merkwürdigen Ordens fällt erst in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts, und soll an seinem Orte erwähnt werden.

---

4.

## Philipp II.

(1556 — 1596.)

Philipp II, Kaiser Karls V. Sohn und Nachfolger, war ein finstrer, mistrauischer Mensch. Man sagt, er habe nur ein einziges Mal in seinem Leben gelacht. Sein fester Plan während seiner langen Regierung war der, alle seine Unterthanen unter das strengste Joch des Despotismus zu beugen, und sich allen auswärtigen Staaten furchtbar zu machen. Aber nicht an der Spitze seiner Heere wollte er diese Zwecke ausführen, vielmehr wollte er vom Dunkel seines Kabinets aus eine halbe Welt in steter Bewegung erhalten. Aber gerade der Standpunkt von Spanien aus, gab ihm eine Einseitigkeit, an der viele seiner Pläne gescheitert sind.

Vor allen Dingen erhöhte er die Macht der furchtbaren Inquisition, die ihm zu seinen despotischen Zwecken ein so herrliches Instrument seyn mußte. Er wollte sie auch in Mailand,

Neapel und die Niederlande einführen, aber überall fand dies Vorhaben den heftigsten Widerstand. In den beiden ersten Staaten gab er noch bei Zeiten nach, aber in den siebzehn vereinigten Provinzen trieb er die Gewalt so weit, daß das ganze Land in Aufruhr gerieth. Die daraus entstandene höchst merkwürdige Revolution soll in der Geschichte dieser Staaten weitläuftiger erzählt werden.

Hätte Philipp alle Folgen dieser Revolution ahnden können, so würde er sie nimmermehr veranlaßt haben. Allein er glaubte anfangs, das sey eine recht erwünschte Gelegenheit, die übermüthigen, ihm viel zu reichen, mit viel zu vielen Privilegien begabten Niederländer recht aus dem Grunde zu Paaren zu treiben, und sie auf den Fuß zu bringen, auf dem nun endlich seine frommen Spanier standen, die nichts thun, nichts reden, ja kaum noch etwas denken durften, das er nicht haben wollte. Er wußte nicht, welche Riesenkraft ein Volk hat, das einmal aufgestanden ist, seine Freiheit zu vertheidigen. Fünfhundert vier und sechzig Millionen kostete ihm dieser Krieg, nicht zu rechnen die beträchtlichen Einkünfte aus den Niederlanden, die ihm während desselben entgingen, die hohen Zinsen jener größtentheils in Italien erborgten Millionen, und die Menschenmenge, welche dieser langwierige, blutige Krieg dahinraffte. Da ist

es kein Wunder, daß der Herr der Schätze von Mexiko und Peru 1596 einen honetten Bankerott erklären wollte.

Und dies war bloß eine seiner Hauptunternehmungen. Eine zweite, die sich gleichfalls durch den ganzen Zeitraum seiner Regierung hindurchzog, waren seine Seekriege gegen die Türken und deren Korsaren. Diese argen Feinde waren damals Herren des ganzen Mittelmeers; sie nahmen alle christlichen Schiffe weg, landeten oft unvermuthet an den Küsten, und thaten in Sicilien, Neapel, den balearischen Inseln, ja in Spanien selbst, unglaublichen Schaden. Auf ihre Vertilgung hätte Philipp sein größtes Augenmerk richten sollen, und bei klügeren Maaßregeln hätte sie ihm auch mit dem zehnten Theil jener unnütz verschwendeten Millionen gelingen müssen. Allein er unternahm nur immer einzelne Expeditionen; und als nach der Schlacht bei Lepanto (1571), in welcher sein natürlicher Bruder Don Juan d'Austria *) die türkische Flotte total geschlagen hatte, die ganze türkische Macht mit einem Striche hätte zernichtet werden können, da zögerte er mit Fleiß, denn er hatte nicht das Herz, seinem Bruder soviel Ruhm

*) Ein talentvoller, allgemein beliebter Prinz. Sein Daseyn verdankte er einem unnatürlichen Umgang Karls V. mit seiner Schwester Maria von Ungarn, der Wittwe Ludwigs des Frühzeitigen.

und soviel siegreiche Thaten allein zu überlassen; und darüber ging der glückliche Moment verloren, der nie wieder kam. Alle seine Siege hatten nun keinen Nutzen mehr, ja am Ende verlor er noch manches an der afrikanischen Küste, was er im Anfang seiner Regierung besessen oder erobert hatte.

Die Eifersucht gegen seinen trefflichen Bruder Don Juan wuchs von Tage zu Tage, je mehr Philipp sich selbst von allen seinen Unterthanen gehaßt sah. Am stärksten aber ward sein Mistrauen, als er 1576 genöthigt war, ihm wider seinen Willen die Statthalterschaft über die damals schon sehr rebellischen Niederlande zu ertheilen. Er ließ sichs viel kosten, ihn dort durch Spione auf allen Tritten bewachen zu lassen; und da er den Geheimschreiber desselben, einen feinen Kopf, Namens Escobedo, als den möglichen Urheber künftiger großer Projekte fürchtete, so gab er seinem Staatssekretär, Anton Perez, den geheimen Auftrag, denselben ermorden zu lassen. Nach vielen mislungenen Versuchen, ihn zu vergiften, griffen ihn endlich die ausgesandten Meuchelmörder einmal auf offener Straße an, und ermordeten ihn. Bald darauf, den 7. Oct. 1578, starb auch Don Juan d'Austria selbst sehr plötzlich. Freunde und Kinder des Escobedo klagten, das ganze Volk war aufgebracht. Der

König, der wohl fühlte, daß aller Verdacht auf ihn selber falle, wollte die Sache nicht ganz unterdrücken; er ließ indessen den Ausgang des weitläuftigen Processes künstlich genug so lange verzögern, bis die wenigen Personen, die von seinem gegebenen Befehle wußten, gestorben, und die Papiere, die Perez darüber von ihm in Händen hatte, auf die Seite gebracht waren. Nun fing er, um sich vor dem Publikum zu rechtfertigen, die strengste Untersuchung der Mordthat an. (1591, also 13 Jahre nachher!) Der unglückliche Perez wurde eingesperrt und gefoltert. Aber er entkam, und flüchtete nach Aragonien, seinem Vaterlande. Hier verlangte er von dem Justicia Mayor oder Oberrichter des Landes, dem Herkommen gemäß, gerichtet zu werden. Alle Aragonier nahmen sich seiner an, doch die Inquisition, die sich über alle Nationalprivilegien erhaben behauptete, griff auf Philipps geheime Ordre zu, und wollte sich seiner Person bemächtigen. Darüber stand die ganze Bürgerschaft von Saragossa in Masse auf, denn jetzt galt es die Nationalrechte des ganzen aragonischen Volks. Perez entfloh unter der Begünstigung des allgemeinen Aufruhrs; aber Philipp, der sich diese schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, die letzten Freiheiten der Aragonier zu unterdrücken, schickte castilische Truppen nach Saragossa, den Aufruhr

zu dämpfen. Der Justicia protestirt gegen diesen Eingriff in die Constitution — denn fremde Völker sollten eigentlich in Aragonien nicht gebraucht werden — und läßt die Waffen ergreifen. Aber die Castilianer siegen, und der Justicia wird nebst mehreren Großen öffentlich enthauptet. Das sind die Mittel, durch welche von jeher der Despotismus alle Lebenskraft der herrlichsten Völker ertödtet hat. Alles was Spanien jetzt ist, das hat es solchen verkehrten Eingriffen beschränkter Tyrannen zu verdanken, die ihr Volk, anstatt es zu achten und höher zu heben, gefürchtet und niedergedrückt haben.

Seit Ferdinands und Isabellens Regierung, unter welcher bekanntlich das Schicksal der noch im Lande gebliebenen Mauren sehr hart gewesen war, hatten diese meistentheils betriebsamen und wohlhabenden Menschen ziemlich Ruhe gehabt, denn Karl V. hatte sich nicht viel um Spanien bekümmert. Philipp II. hingegen, der als Despot alles haßte, was dem allgemeinen Glauben nicht gehorchen wollte, wüthete gegen Protestanten und Muhamedaner mit gleicher Grausamkeit. Der erstern gab es noch nicht viele in seinen Staaten, der letztern desto mehr, und diese wollte er schlechterdings unterdrückt wissen. Die meisten derselben wohnten in der Provinz Granada. Hier erging zuerst 1568 ein königliches Edict: niemand solle gewisse beschriebene

maurische Kleidungen tragen, niemand gewisse maurische Gewohnheiten beobachten, niemand Arabisch sprechen oder Kinder Arabisch lehren — bei Todesstrafe. Die Folge dieses Edicts war abermals eine Empörung. Castilianische Truppen metzelten zwei Jahre lang unter die Unglücklichen, die der Uebermacht weichen mußten; und was nach diesem Blutbade von Mauren noch übrig geblieben war, wurde aus Granada weggebracht, und in die inneren Provinzen des castilischen Reichs versetzt.

In diese Periode fällt auch die Geschichte des unglücklichen Don Carlos, des damaligen Kronprinzen. Er war ein Sohn Philipps und seiner ersten Gemahlin Maria von Portugal, nach deren Tode Philipp sich mit einer andern Maria von England, einer Schwester der berühmten englischen Elisabeth vermählte. Gegenwärtig aber war Philipp schon zum dritten Male verheirathet, und zwar mit einer jüngern Elisabeth, einer Schwester des Königs von Frankreich, die mit ihrem Stiefsohn Don Carlos in gleichem Alter war. Philipp, dessen Mistrauen gerade gegen seine nächsten Verwandten am regsten war, sah in seinem raschen, kühnaufstrebenden Sohne seinen ärgsten Feind, und hielt ihn unter dem strengsten Druck. Vergebens bat der muthige Jüngling seinen Vater um eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen: dieser

entfernte ihn von allen Geschäften. Der Prinz wünschte besonders in den Niederlanden seine ersten Lorbeeren zu verdienen, aber ihn dahin zu schicken, meinte Philipp, hieße seinem Mörder das Messer reichen. Herzog Alba ward hingesandt, ein Bluthund, wie er sich für einen Philipp schickte. Diese Kränkung ergriff das heftige Gemüth des Prinzen dergestalt, daß er den Herzog, als dieser von ihm Abschied zu nehmen kam, unfehlbar mit dem Dolche durchbohrt haben würde, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Von dieser Zeit an sahen sich Vater und Sohn gar nicht mehr, auch der äußere Schein der Eintracht ward aufgehoben. Aber hier fängt die Geschichte dunkel zu werden an. Ganz gewiß trieb des Vaters Strenge den Sohn zu gewaltsamen Maaßregeln. Man sagt, der Prinz habe geheime Verbindungen mit deutschen Fürsten und mit einigen spanischen Granden schließen wollen, und die letztern hätten seine Briefe dem Vater vorgelegt. Er hatte eben Anstalten getroffen, aus Spanien zu entweichen, als sein Vater, der davon benachrichtigt war, den 18. Jan. 1568 in Begleitung seiner Leibwache und mehrerer Großen in sein Zimmer trat, ihm seine Waffen und seine Papiere wegnahm, und ihm Verhaft ankündigte. Der Prinz schrie laut über Ungerechtigkeit, aber Philipp machte sogleich was er gethan öffentlich bekannt,

benachrichtigte auch den Papst, den Kaiser und die übrigen Höfe von seinem Verfahren und von den Ursachen, die ihn dazu bewogen hätten — ob unparteiisch, ob durch die geschwärzte Brille des Argwohns, weiß man nicht — und ließ ihm zuletzt durch sein furchtbares Werkzeug, die Inquisition, den Prozeß machen. Bis dieser entschieden war, blieb der Prinz im Gefängnisse; er ist auch nicht wieder herausgekommen. Am 24. Jul. 1568 ward sein Tod bekannt gemacht. Es ging ein dunkles Gerücht, er sey im Kerker enthauptet worden. Die jetzige Königin von Spanien hatte als Prinzessin von Asturien einmal den Wunsch, den Sarg aufsuchen und öffnen zu lassen, und siehe, der Kopf lag wirklich vor den Füßen des Leichnams. Der Unglückliche ist 23 Jahre, 6 Monate und 16 Tage alt geworden. Drei Monate darauf (30. Oct. 1568) starb auch die schwangere Königin sehr plötzlich. Das Volk vernahm beide Todesfälle mit Misvergnügen und Gemurmel. Philipp ließ nichts von sich sehen noch hören.

Wie Philipp II. nach dem Verschwinden des jungen portugiesischen Königs Sebastian die Hand nach seinem Nachbarlande ausgestreckt, und es durch seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, 1581 habe erobern lassen, ist schon in der portugiesischen Geschichte erzählt worden. Eben daher wissen wir auch, wie verhaßt er dem gan=

zen dörtigen Volke war, wie er vergebens Gold aus vollen Taschen ausstreute, und sein finstres Gesicht zur Freundlichkeit zwang, um sich beliebt zu machen; auch, wie das Volk einen unächten Enkel Emanuels, den unglücklichen Prior von Crato unterstützte, und nachher so vielen falschen Sebastianen anhing — alles Beweise, wie heftig Philipps Regierung verabscheut ward.

Im Jahre 1588 unternahm er noch eine Hauptexpedition, mit der er lange umgegangen war. Er wollte England erobern, und ließ es sich auf diesen Fall vom Papst Sixtus V, der es wegen seines Protestantismus in den Bann gethan hatte, förmlich schenken. Damals regierte in England die berühmte Elisabeth. Diese hatte ihn schon vor dreißig Jahren durch einen verschmähten Heirathsantrag beleidigt, späterhin aber noch weit mehr dadurch, daß sie den Rebellen in den Niederlanden und dem Dom Antonio-Hülfe geschickt hatte. Sein Haß gegen die Protestanten — und zu diesen gehörte Elisabeth mit dem größten Theil ihrer Unterthanen — mochte ihm wohl gar das Unternehmen, England zu erobern, als einen rühmlichen Kreuzzug vorstellen: zum wenigsten erklärte er, daß er die Bezwingung dieser Ketzer als eine Gewissenssache betrachte. Er brachte zu diesem Zweck eine Flotte auf, dergleichen die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Er selber nannte sie die un-

überwindliche; ihre Ausrüstung berechnete man auf 60 Millionen Thaler *). Der Herzog von Medina Sidonia sollte sie führen, und mit ihm zugleich sollte der Prinz von Parma von Holland aus an einer andern Stelle eine Landung in England thun. Doch ach, wie nichtig sind oft die best berechneten Plane! Fast von dem Tage an, da die unüberwindliche Flotte aus dem Hafen von Lissabon auslief (27. Mai, 1588), hatte sie mit widriger Witterung zu kämpfen. Nach großer Noth erreichte sie die Höhe von England, und ward nun von einer so auserlesenen Anzahl kleiner Geschwindsegler empfangen, daß die großen spanischen Schiffe, die sich weit schwerfälliger bewegten, durchaus nichts machen konnten. Außer diesem Umstande hatten die Engländer auch immer den Vortheil des Windes und der geschickteren Matrosen, und in fünf Gefechten trugen sie jedesmal den Sieg davon. Die Schiffe, welche sie nicht wegnahmen oder in den Grund bohrten, zerschellte der Sturm an Klippen, und nur wenige kamen zerstreut nach Hause; mit diesen der unglückliche Admiral, dem für seinen Kopf nicht ohne Grund bange war. So viele Millionen waren rein umsonst verschleudert, und der so fürchterlich drohende Feind hatte sich

*) Eine Million Scudi schenkte ihm der ökonomische Sixtus V. dazu.

vor ganz Europa lächerlich gemacht. Dennoch beliebte es Philippen, die affektirte Unerschütterlichkeit, in der er sich immer so wohl gefiel *), auch hier zu zeigen. Er hörte die Unglückspost mit scheinbarer Kälte an, und erwiederte dem zitternden Admiral, der ihm bei der nächsten Audienz den ausführlichern Bericht davon ertheilte, im ruhigsten Tone: „Fassen Sie Sich, Herzog: ich habe Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesendet."

Es ist aber schwer zu glauben, daß es ihm mit dieser Gemüthsruhe Ernst gewesen seyn könne. Denn der Schade, der aus dieser verunglückten Expedition entsprang, bestand nicht bloß in dem Verlust der ungeheuren Ausrüstungskosten, sondern auch in den Folgen, die die gereizte Rachsucht der Engländer seitdem für den spanischen Handel hatte. Er konnte es nämlich nicht verhindern, daß die in den amerikanischen Gewäs-

*) Einmal z. B. als er mit seinem Sekretär eine ganze Nacht gearbeitet hatte, um wichtige Depeschen nach Frankreich aufs schnellste auszufertigen, verdarb der Sekretär in der Hast den wichtigsten Bogen, indem er statt der Streubüchse das Tintenfaß drüber stürzte. Der arme Mann zitterte vor Schrecken am ganzen Leibe, aber Philipp begnügte sich, ihm beide Gefäße nach einander unter das Gesicht zu halten, und weiter nichts dabei zu sagen, als: „das ist das Tintefaß, und das ist das Sandfaß." — Ein anderes Beispiel von seiner Trockenheit in seltsamen Situationen steht schon in Sulzers Vorübungen, I, 114.

wässern rastlos umherkreuzenden englischen Seehelden seine reichsten Schiffe wegkaperten, und die schönsten spanischen Besitzungen plünderten. Sechzehn Jahre dauerten diese Feindseligkeiten, denen die Spanier keine ähnlichen entgegensezzen konnten, bis endlich unter Philipps Nachfolger ein Friede die Mißhelligkeiten ausglich.

Ich übergehe noch einige andere politische Speculationen, die Philipp mit größter Schlauheit ausgedacht zu haben glaubte, und von denen doch keine einzige nach seinen Wünschen einschlug. Nach 42jährigem Streben, sich auf den Gipfel der Macht zu erheben, sah er sich zulezt von seinen auswärtigen Feinden verachtet, von seinen Unterthanen verabscheut, und an politischen Kräften so erschöpft, daß er in Spanien durch Geistliche eine Beisteuer von Haus zu Haus für sich einsammeln lassen mußte. Die sichersten Einkünfte des Reichs waren verpfändet, das Hauptreich Castilien war durch sein elendes Steuersystem und die immer steigenden Toxen, die auf die ersten Bedürfnisse des Lebens gelegt wurden, ganz ausgesogen, und von seiner baar aufgenommenen Schuldensumme (140 Millionen Dukaten) mußten jährlich so ungeheure Zinsen ins Ausland geschickt werden, daß alle die schönen Einkünfte aus den mexikanischen und peruanischen Bergwerken gleichsam nur einen Durchzug durch Spanien machten, um den Italiänern,

Holländern und Deutschen zu Gute zu kommen. Dazu kam, daß Philipps ewiger Argwohn den Handelsverkehr zwischen Spanien und seinen Kolonien so beschränkte, daß die letztern gezwungen wurden, ihre Bedürfnisse fremden Schleichhändlern abzukaufen, wodurch dann der größte Gewinn aus den spanischen Besitzungen den Engländern und Holländern zufiel.

Philipp II. hat übrigens zuerst den Sitz der gemeinschaftlichen Regierung Spaniens nach Madrid verlegt, da Ferdinand und Isabelle sich gewöhnlich in Valladolid aufgehalten hatten. Er wohnte jedoch am liebsten in seiner prächtigen Schöpfung zu Escorial, in der Nähe der Hauptstadt, wo er, einem Gelübde zufolge, ein Hieronymitenkloster gestiftet hatte, das noch jetzt zu den berühmtesten Gebäuden in der Welt gehört. Der Grund dazu ist am 23. April 1563 gelegt worden. Die sämmtlichen Kosten des Baues sollen, nach der geringsten Schätzung, über acht Millionen Dukaten betragen haben.

Hier, in Escorial, ist er auch gestorben, am 13. Sept. 1598 im 71sten Jahre seines Alters. Er war klein von Person, sonst aber wohlgebildet. Alle seine aus vier Ehen erzeugten Kinder starben vor ihm weg, bis auf einen Sohn, der ihm in der Regierung folgte.

5.

# Philipp III.

(1598 — 1621.)

Philipp III. war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er betrug sich auf demselben so, daß man sogar seines Vaters Regierung zurückwünschte. Etwas schlechteres kann wohl nicht von ihm gesagt werden. Philipp II. hatte immer an der Spitze eines Staatsraths regiert; Philipp III. überließ die ganze Regierung einem unwürdigen Minister, ohne sich auch nur um eine allgemeine Oberaufsicht im mindesten zu bekümmern. Der Minister überließ die Sachen wieder einem andern, einem gewissen Calderona, der eigentlich der Sohn eines armen Soldaten war, und es vom herzoglichen Bedienten zum Grafen von Oliva und Marquis von Siete Iglesias gebracht hatte, und der ein jährliches Einkommen von 100,000 Kronen bezog, während in allen Kassen des Reiches der äußerste Mangel war. Ja Philipp III, der Besitzer der reichsten Goldbergwerke, war so arm, daß er sein Kupfergeld zum Werthe des Silbers erhöhen mußte.

Da bei einer so schlechten Verwaltung die hohen Schulden des Staats eher vermehrt als vermindert wurden, so gingen noch immer ungeheure Summen für Zinsen aus dem Lande; die

schon so drückenden Steuern wurden noch mehr erhöht, die Industrie erschlaffte, die Bettler und die Mönche vermehrten sich, und die Sitten verschlimmerten sich mit der Abnahme der Erwerbsthätigkeit von Jahr zu Jahr. Als aber 1609 die hohe Geistlichkeit, der die Unterhaltung der Missionarien für die Mauren längst beschwerlich gewesen war, dem schwachen Könige gar den Befehl ablockte, sämmtliche Mauren nun ohne alle Ausnahme aus dem Lande zu jagen, da verlor Spanien seine fleißigsten Pächter und Fabrikanten, und der hohe Rath von Castilien erklärte acht Jahre nachher dem Könige selbst mit Wehmuth: so sey Spanien nie entvölkert gewesen, wie jetzt; wenn Gott nicht helfe, sey das Reich verloren; überall sehe man Ruinen von Häusern, und niemand baue sie; Städte und Dörfer lägen verödet, und der Ackerbau und alle Gewerbe seyen im tiefsten Verfall.

Wie müßte einem Könige, der seine hohe Würde recht kennete, bei solchen Vorwürfen zu Muthe werden! Philipp III. empfand davon nicht viel, denn er wußte nicht, daß ein Theil der Macht eines Königs auf der stärkeren Bevölkerung, und auf der möglichsten Freiheit der Beherrschten beruhe. Die spanischen Monarchen haben es mit ihrem System dahin gebracht, daß das herrliche Land, das zu Isabellens Zei-

ten 30 Millionen Menschen ernährte, jetzt kaum 9 Millionen enthält, wovon der größte Theil noch arm ist oder müßig geht. Man muß sich bei solchen Erscheinungen durch den Gedanken beruhigen, daß eine schlimme Sache erst recht schlimm werden müsse, um zur gänzlichen Wiedergeburt reif zu werden, und daß bei dem beständigen Fortschreiten der Menschheit zur Vollkommenheit, auch dem spanischen Volke diese schönere Wiedergeburt gewiß noch bevorstehe.

# IV.

# Die Deutschen.

## 1.

## Kaiser Friedrich III.

(1440 – 1493.)

Der Zeitraum von 1453 bis 1618, der, wie wir jetzt gesehen haben, für die spanische und portugiesische Geschichte so reich an wichtigen Ereignissen und berühmten Männern gewesen ist, hat auch in Deutschland seines Gleichen an Interesse nicht aufzuweisen. In ihn fallen die merkwürdigsten Veränderungen, die jemals das deutsche Reich betroffen haben; eine Menge der ausgezeichnetsten Charaktere treten in demselben auf, und eine der einflußreichsten Revolutionen für die fortschreitende Entwickelung des menschlichen Geschlechts, die Reformation, werden wir wäh-

rend desselben aus unserm Vaterlande hervorgehen sehen. Wenn aber, wie wir mit Recht anneh= men können, alle Begebenheit immer im Zusam= menhange stehen, so werden wir glauben müs= sen, daß diese merkwürdige Welterscheinung be= günstigt und möglich gemacht wurde, durch die Verfassung des Landes, die auf Wegen, die oben beschrieben sind, dahin gediehen war, daß das Oberhaupt desselben weder Macht noch Geld besaß, außerdem was die eigenen Staaten dessel= ben darboten. Friedrich III, den wir am Ende des vorigen Bandes auf dem kaiserlichen Throne zurückließen, besaß nur das Herzogthum Oest= reich, das er selbst zuerst zum Erzherzogthum erhob; und auch das theilte er noch mit seinem Bruder Albrecht, an dem er einen sehr feindseli= gen Nachbar hatte. Ueberdem wurden diese Provin= zen von den Ungarn oft verheert, und Matthias hatte Oestreich sogar eine Zeitlang im Besitz. Von den ihm zugehörigen Provinzen war Steier= mark die beste, und diese trug ihm an baarem Gelde kaum 7000 Mark ein; höchstens eben so= viel mochte er aus Krain und Kärnthen ziehen. Mit diesen Einkünften, welchen Aufwand konn= te da wohl ein deutscher Kaiser machen? wel= chen Nachdruck konnte er seinen besten Planen geben? welche Macht konnte er dafür unterhal= ten? Kein Wunder ist es, daß er keine Reise mit einem nur einigermaßen bedeutenden Gefol=

ge machen konnte, ohne sich in Schulden zu stürzen. Auf einem Reichstage zu Augsburg 1474 mußten sich die köllnischen Gesandten anheischig machen, die von seinen Zehrungskosten noch rückständigen 6736 Gulden zu übernehmen, damit der Kaiser nur aus der Stelle konnte. In einem Kriege gegen Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, hatte sich sein wichtigster Vasall, Herzog Albrecht von Sachsen, rein aufgezehrt, und verlangte vom Kaiser 6000 Gulden. Aber der arme Kaiser wurde selbst fast bloß von den Köllnern erhalten, und da er dem Herzog nichts geben konnte, so mußte er ihn zu seinem großen Schmerze mit dessen ganzen Heere abziehen sehen.

Selbst durch die schlechte Verfassung des damaligen Kriegswesens waren dem Kaiser überall die Hände gebunden. Dieses beruhte noch einzig auf dem Adel, und ohne ihn konnte der Landesherr nichts machen. Denn da jener eigentlich nur zu Vertheidigungskriegen verbunden war, so mußte ihm der Kaiser noch erst viel gute Worte geben, eh sich einer zu Pferde setzte. Kaiser Karl IV. hatte seinen Böhmen eidlich versprechen müssen, keinen Dienst außerhalb Böhmen von ihnen zu fordern: wie hätte also der weit ohnmächtigere Friedrich III. seinem weit übermüthigern steiermärkischen Adel auch nur von ferne zumuthen dürfen, mit ihm in Deutschland

herumzuziehen und sich für ihn mit den unruhigen Fürsten zu schlagen? Woher also Soldaten nehmen wenn es zu gleicher Zeit an Gelde fehlte? Wahrlich man darf Friedrichen nicht zu hart deswegen tadeln, daß er unter solchen Umständen während einer 53jährigen Regierung nichts erhebliches ausgerichtet hat.

Böhmen und Ungarn, diese beide Kronen, die sein Oheim und Vorfahr, Kaiser Albrecht II. getragen hatte, vererbten sich deswegen nicht auf ihn, weil Albrechts Wittwe noch nach dessen Tode mit einem Sohne niedergekommen war, dem Friedrich seine gerechteren Ansprüche nicht gewaltsam entreißen wollte. Er lehnte sogar, aus natürlicher Bedächtlichkeit, die Aufforderung der Stände Böhmens, das Reich wenigstens bis zur Mündigkeit des Prinzen zu regieren, von sich ab, und veranlaßte dadurch sowohl die Ungarn als die Böhmen, die ihn weder achteten noch fürchteten, sich nach dem unerwarteten Tode des jungen Prinzen (1457) aus der Mitte ihres eigenen Adels Könige zu wählen. Der von Böhmen hieß Georg Podiebrad, und der von Ungarn war der tapfere Feldherr Matthias Corvinus. Friedrich war viel zu schwach, um diese ihm so nachtheiligen Wahlen verhindern zu können; aber für einen Mann von Geist und Kraft wäre hier ein herrlicher Streich auszuführen gewesen. Daß er auch dem

Franz Sforza bei der Besitznahme von Mailand hätte gefährlich, sich selbst aber nützlich werden können, ist oben erwähnt worden.

Als die Nachricht von der Eroberung Constantinopels nach Deutschland kam, erregte sie überall die gerechtesten Besorgnisse. Es ward in alle Kirchengebete und Litaneien eine Bitte um Abwendung dieser grimmigen Feinde eingeschaltet, und zu gewissen Stunden des Tages ward die große Glocke dreimal anzuschlagen befohlen *), alle Bürger zu erinnern, Gott in eignen Gebeten um dieselbe Gnade anzurufen. Kaiser Friedrich berief auch sogleich die Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg, wo sein Geheimschreiber Aeneas Sylvius (denn er selbst pflegte die Reichstage selten persönlich zu besuchen) alle Beredsamkeit aufbot, die Herren zu einem Kreuzzuge nach Ungarn zu bewegen. Sie stellten sich auch willig, allein etwas bestimmtes ward doch nicht ausgemacht, die Hauptsache ward vielmehr auf einen andern Reichstag, der nach Frankfurth ausgeschrieben wurde, verschoben. Unterdessen schickte man Gesandte an alle auswärtigen Mächte, um diese zur Mithülfe aufzufordern, allein niemand traute dem Kaiser, und noch weniger dem Papste. Auf dem Reichstage zu Frankfurth gelang es zwar dem Aeneas Sylvius, den Fürsten bestimmtere Versprechungen abzulocken; allein um die Sache ganz aufs Reine zu brin-

*) Daher noch jetzt die Betglocke.

gen, verlangten sie doch noch erst Bedenkzeit, und einen neuen Reichstag zu Neustadt, auf dem man wieder uneiniger ward, als man je gewesen war. (1455.) Bald darauf brachte der Tod des Papstes Nikolaus V in der ganzen Unterhandlung einen Stillstand hervor. Die Hauptursach, warum man so schwierig war, lag in dem allgemeinen Mistrauen in des Kaisers Einsicht und Entschlossenheit, welches so weit ging, daß die Kurfürsten gar ein paar Convente für sich hielten, auf denen sie sich über die Wahl eines römischen Königs besprachen. Zum Glück für Friedrichen kam auch diese Sache nicht zu Stande; aber sein geschickter Geheimschreiber Aeneas Sylvius ward Cardinal, und verfocht nun das päpstliche Interesse so, wie er bisher das kaiserliche verfochten hatte. 1458 wurde er gar selber Papst *), und nun wagte Friedrich vollends nicht mehr, irgend einen öffentlichen Schritt zu thun.

Der neue Papst bezeigte sich übrigens sehr eifrig, einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Er lud alle Souverains von Europa zu einer Versammlung nach Udine oder Mantua ein (1459). Aber niemand kam, wenige schickten Gesandte, und Friedrich, dem es nicht gelegen war, seinem ehemaligen Sekretär den Pantoffel zu küssen, ließ sich mit wichtigen Geschäften entschuldigen. Von denen, welche er-

*) Unter dem Namen Pius II.

schienen, versprach jeder etwas, aber über die Ausführung des ganzen Zuges konnte doch, wegen der Abwesenheit so vieler Hauptpersonen, noch nichts bestimmtes beschlossen werden.

Bei den deutschen Fürsten war auch jetzt in der That an keinen Verein zu auswärtigen Unternehmungen zu denken. Sie hatten unter einander selbst so viele arge Fehden, daß ein jeder zu Hause genug zu thun hatte. Besonders richteten zwei derselben, der Herzog Ludwig von Bayern und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, in Oberdeutschland große Unruhen an, indem sie wegen der Stadt Donauwerth, auf welche sie beide Ansprüche machten, mit offener Heeresmacht gegen einander zu Felde lagen. Mit dem letztern hatte auch der Erzbischof Diether von Mainz eine Fehde. Desgleichen griff ihn der Pfalzgraf von Veldenz und Zweibrücken und der Graf Ulrich von Würtemberg an. Der kleineren Fehden waren unzählige, und fast kein Edelmann brachte ein Jahr ruhig auf seinem Schlosse zu, ohne ein paar Knechte seines Nachbars niederzuwerfen. Am meisten gab die Ungewißheit der Gränzen in Ansehung der Gerichtsbarkeit jedes Grundherrn zu solchen Streitigkeiten Anlaß, ein Gegenstand, der jetzt mehr als sonst zur Sprache kam, da das römische Recht jetzt immer weiter verbreitet wurde. Vergebens schlug sich der Papst ins Mittel, es

kam zu förmlichen Schlachten, in denen viel Bluts vergossen ward. Als Pius II. den berühmten Cardinal Bessarion nach Nürnberg schickte, die Fürsten zu einer Versammlung zu entbieten, erschien nicht die Hälfte; und als darauf der Cardinal nach Worms zog, um sich mit den rheinischen Fürsten noch besonders zu besprechen, sah er statt der gehofften Beilegung aller Streitigkeiten, in allen Richtungen den Rauch brennender Städte und Dörfer zum Himmel steigen. Der Kaiser konnte von allem dem nichts hindern, ja er durfte es nicht einmal wagen, seine Erbstaaten zu verlassen, denn der ganze östreichische Adel war ihm aufsätzig; sein eigner Bruder Albrecht unterhielt die Gährungen, und selbst den Ungarn und Böhmen war nicht zu trauen*). Bessarion erkannte es auch selbst, daß Friedrich an der Verzögerung des Kreuzzuges nicht schuld sey; desto mehr schimpfte er zu Worms auf die Fürsten, und schied so unzufrieden von dannen, daß er den Gesandten beim Abschiede — den Segen mit der linken Hand gab.

Bald darauf ward der Kaiser in seinen Erblanden selbst angegriffen. Sein eigner Bru-

*) Der König von Böhmen hatte nichts Geringeres zur Absicht, als Friedrichen zu entthronen, und sich selbst zum Kaiser zu machen. Der Kurfürst von Brandenburg hatte aber das größte Interesse dabei, die Sache zu hintertreiben.

der Albrecht machte ein Bündniß mit dem König von Böhmen und dem Herzog Ludwig von Baiern, und der letztere that wirklich 1462 einen Einfall in das Oesterreichische. Friedrich erklärte ihn des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, und übertrug seine Bestrafung dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Grafen Ulrich von Würtemberg und dem Markgrafen Karl von Baden, die er zu seinen und des Reiches Oberfeldherren bestellte. Nun brach das Kriegsfeuer an allen Ecken aus. Gegen Albrecht von Brandenburg standen plötzlich die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und der König von Böhmen, Georg Podiebrad, sein alter Feind, auf. Ihm beizustehen, forderte dagegen der Kaiser 42 Reichsstädte, unter andern Augsburg und Ulm, durch Briefe auf. Diese rüsteten sich auch nach besten Kräften, und gingen auf Ludwig von Baiern los. Auch Herzog Ulrich von Würtemberg brachte ein Heer auf die Beine, das meist aus Söldnern bestand, und, wohin es kam, alles aufs grausamste verheerte. Dagegen schlug Ludwig von Baiern das Heer des Brandenburgers bei Giengen (1462, 19 Jul) und belagerte Augsburg. Albrecht sammelte indessen seine Völker wieder, und that einen Einfall in Baiern, wo er alle Ortschaften an der Donau, von Pfoin bis Neuburg verwüstete.

Während dieser Unruhen bedrängte den

armen Kaiser noch eine andere Noth. Ein Schwarm von Vagabunden, die ihm ehemals als Söldner gedient hatten, aber nun nicht länger von ihm erhalten werden konnten, machte sich selbst dadurch bezahlt, daß er wie eine Räuberbande im Oesterreichischen herumzog, und sogar der Stadt Wien die Lebensmittel abschnitt. Friedrich erbot sich, die beschwerlichen Gäste mit einer Summe Geldes zu befriedigen, wenn nur die Wiener selber auch etwas zu dieser Summe hergeben wollten. Diese aber, von dem Adel und Friedrichs eignem Bruder aufgehetzt, verweigerten durchaus jeden Beitrag, machten einen Aufstand, warfen die vier angesehensten Magistratspersonen in den Kerker, und verlangten Brod und einen andern Regenten, der die gräulichen Unordnungen abstellte. So ging es vor 300 Jahren in unserm Vaterlande zu!

Auf die Nachricht von diesem Aufstande raffte Friedrich einen Theil seines Adels aus seinen übrigen Provinzen zusammen, und rückte mit 4000 Mann vor Wien. Die Bürgerschaft ließ ihn nicht ein, er mußte drei Tage und drei Nächte vor dem Thore im Lager zubringen. Gewalt zu brauchen war gefährlich, denn drinnen in der Burg befand sich seine Gemahlin und sein einziger Sohn, zwei allzu kostbare Pfänder. Er verlangte darauf mit der Bürgerschaft zu sprechen, und als ihre Gesandten er-

schienen, redete er ihnen so beweglich zu, daß sie mit Thränen der Reue schieden, und ihm bald darauf die Thore öffneten.

Aber diese Rührung war bei weitem nicht allgemein unter den Bürgern, und am wenigsten unter dem Adel von Wien. Als er den Aufrührern nicht geradehin alle ihre Forderungen bewilligte, ergriffen sie noch einige seiner Räthe, warfen sie in die Gefängnisse, plünderten ihre Häuser, und belagerten ihn selbst in der Burg. Sein eigener Bruder, der indessen auch nach Wien gekommen war, unterstützte sie darin. Es wurden Gräben gezogen und Schanzen aufgeworfen, und schon nahm das Beschießen der Burg seinen Anfang. Friedrich, der nur ein paar hundert Leute um sich hatte, bewies in dieser mißlichen Lage eine rühmliche Standhaftigkeit, und rief mit lauter Stimme den Belagerern zu, er wolle diesen Ort vertheidigen, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber lebe noch, der werde ja wohl der gerechten Sache beitreten, und einen rechtmäßigen Landesherrn gegen den Trotz frevelhafter Unterthanen zu beschirmen wissen. Zugleich sandte er Boten zu allen Reichsfürsten herum, die in größter Schnelligkeit herbeieilten, und einen Frieden zwischen ihm und seinem Bruder vermittelten, unter Bedingungen freilich, die nicht viel dazu beitrugen, seine Würde und seine Einkünfte zu erhöhen. Da aber Albrecht auch

die

die wenigen Bedingungen, die er dabei hatte eingehen müssen, nicht erfüllte, so kam es bald wieder zu neuen Feindseligkeiten. Friedrich brachte es dahin, daß die Reichsfürsten zu Regensburg seinen Bruder in die Acht erklärten; doch würde dies gewiß nur die Losung zu neuen Bruderkriegen geworden seyn, wenn nicht Albrecht zum Glück den 4. Dec. 1463 gestorben wäre.

Da nun durch diesen Todesfall die Ruhe im Reiche einigermaßen hergestellt schien, kam der Landfriede und der Türkenkrieg wieder in Anregung, aber die Verhandlungen darüber hatten keinen bessern Fortgang als sonst. Ein Reichstag zu Ulm 1466, ein anderer zu Nördlingen, ein dritter zu Nürnberg — endigten gerade so unverrichteter Sache, als sie angefangen hatten. Im folgenden Jahre schrieb der Kaiser abermals zwei, zu Nürnberg und zu Regensburg, und eben so vergeblich aus. Die nächsten Jahre waren wieder voller Unruhe, denn der König von Böhmen rüstete sich gegen den Kaiser, und ward nur noch von dessen Bundsgenossen Matthias von Ungarn zurückgeschlagen. Darüber vergaß man die Türken eine Zeitlang, bis diese 1469 sich durch einen Einfall in Kroatien und sogar in Krain selbst in Erinnerung brachten. In dieser Noth berief der Kaiser einen Convent nach Wien, aber wenige Fürsten erschienen. Auf einem zweiten zu Nürn-

berg 1470 ward auch nichts ausgerichtet. Nun endlich entschloß sich Friedrich, zum ersten Male einer solchen Versammlung persönlich beizuwohnen, und lud die Fürsten nach Regensburg ein (1471). Da erschienen denn wirklich ihrer mehr als gewöhnlich, und selbst burgundische, venedische und päpstliche Gesandte stellten sich ein. Man sprach viel von der Größe der Türkengefahr. Es ward auch eine Hülfe für des Kaisers Erbländer bewilligt, doch ohne daß man über die Vertheilung derselben auf alle Städte und Fürsten einig werden konnte. Der Kaiser verlegte hierauf, wegen einreißenden Mangels an Lebensmitteln, den Reichstag von Regensburg nach Nürnberg; aber weder hier noch dort konnte er die Deputirten zu seinem Willen bringen. Ein abermaliger Reichstag zu Augsburg (1473) fruchtete auch nichts, und besonders die Städteverordneten versicherten, daß man in so schweren Zeitläuften das kaiserliche Ansinnen nothwendig ablehnen müsse. Es war nämlich von sämmtlichen Reichsstädten verlangt worden, tausend Reiter zu stellen und während des Feldzuges zu unterhalten. War es wirkliches Unvermögen, oder fehlte es nur an Lust, in jedem Falle beweiset es den traurigen Zustand des Reichs und die äußerst geringe Autorität des Kaisers.

Von Augsburg begab sich Friedrich III.

nach Trier, um eine höchst wichtige Zusammenkunft mit dem berühmten Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, zu halten. Dieser, schon ein mächtiger, aber nach immer höherer Macht und Ehre durstender Fürst, hatte den Plan, sich von Friedrich III. zum burgundischen König und zum Reichsvikar über die Länder von den Rheinmündungen bis über die Alpen, jenseit Mailand, machen zu lassen. Der junge Maximilian, Friedrichs Sohn, sollte dagegen Karls Tochter heirathen. In Rücksicht auf den letztern Vortheil war Friedrichen der Vorschlag ungemein annehmlich; allein die anwachsende Macht Burgunds schien ihm für Oestreich und Deutschland gefährlich. Der Herzog erschien bei der Zusammenkunft mit einer Pracht, die alles übertraf, was man in Deutschland bis dahin gesehen hatte. Auch hatte er, seiner Königswürde schon gewiß, alle Insignien mit nach Trier gebracht, ja sogar in der Kathedralkirche schon Anstalten zur Krönungsfeier treffen lassen. Doch auf einmal, ehe man sichs versah, reisete der Kaiser wieder ab, ohne von dem Herzog nur Abschied zu nehmen. Der bedächtliche Kaiser fürchtete gewiß, von dem durchgreifenden Herzog in ferneren Unterredungen zu weit fortgerissen zu werden.

Auf seiner Rückreise nach Oestreich hielt er noch einen Reichstag in Augsburg (1474),

auf dem der jetzt herrschende Landfriede auf 6 Jahre verlängert, und der Pfalzgraf Friedrich, der sich widerrechtlich die Kurwürde seines verstorbenen Bruders angemaßt hatte, in die Acht erklärt ward. Ein neuer Beweis von der traurigen Ohnmacht des Kaisers war es aber, daß der neue Kurfürst, der mit seinen Ständen recht gut stand, dieser Achtserklärung lachte, und daß dies Lachen ihm, so wie seine vorhergegangene Anmaßung, durchaus ungeahndet hinging.

Das glücklichste Ereigniß, welches Kaiser Friedrich III. während seiner langen traurigen Regierung erlebte, war Karls des Kühnen Tod (1477, 5. Jan.) und der daraus entsprungene schnelle Entschluß seiner einzigen Tochter Maria, dem jungen Maximilian ihre Hand zu geben. Dieser erlangte dadurch eine Macht, mit der er dereinst der Kaiserwürde einen Nachdruck geben konnte, der ihr längst gefehlt hatte: denn die weitläuftigen burgundischen Staaten, die noch weit mehr als die nachher sogenannten Niederlande umfaßten, gehörten zu den reichsten und blühendsten Ländern des damaligen Europa. Frankreich, das alle Kräfte und alle List angewandt hatte, die reiche Erbschaft an sich zu bringen, blickte mit neidischen Augen auf das Kaiserhaus; und die deutschen Fürsten, die Maximilians Unternehmungsgeist kannten, fürchteten

böse Folgen für ihre Freiheit von dieser mächtigen Erwerbschaft. Allein das Glück wollte nun einmal Friedrichs Geschlecht nur in kurzen Sonnenblicken begünstigen. Fünf Jahre nach der Vermählung starb Maria schon (1482), und obgleich Maximilian dennoch Herr von Burgund blieb, so betrachteten die Stände ihn doch nunmehr als einen Fremden, und verweigerten seinem Ungestüm und seiner Kriegslust den Beistand, den sie ihrer geliebten Maria mit Freuden bewilligt hatten.

Ein neuer Unstern ging Friedrichen unterdessen in Osten auf. Um Ruhe vor dem herrschsüchtigen Georg Podiebrad zu haben, hatte er bisher den König Matthias Corvinus von Ungarn gegen ihn aufgeregt, und diesem versprochen, ihm dafür einst zur böhmischen Krone zu verhelfen, wenn Podiebrad gestorben seyn würde. Als nun aber 1477 dieser Todesfall wirklich erfolgte, gab Friedrich seine Stimme einem polnischen Prinzen, mit dem er verwandt war; denn er fürchtete durch die Vereinigung Böhmens und Ungarns die Macht des kühnen Matthias allzusehr zu erhöhen. Dadurch erbittert, sante ihm Matthias sogleich einen Absagebrief, und fiel in Nieder-Oestreich ein, welches er ganz eroberte. Friedrich, anstatt sich an die Spitze seines Adels zu stellen, und die Feinde hinauszuschlagen, überließ es seinem Volke selbst,

sich seiner Haut zu wehren, und ging aller Unruhe dadurch aus dem Wege, daß er unterdessen in Deutschland herumreisete, und nicht etwa, um die Fürsten um Hülfe anzusprechen, sondern um ganz anderer Dinge willen. Er hielt Reichstage zu Frankfurt und zu Kölln, veranstaltete die Krönung seines Sohnes zum römischen König (1486) und traf Vorkehrungen zu einem allgemeinen Gerichtshofe für Deutschland (Reichskammergericht), von welchem künftighin alle Zwistigkeiten der Fürsten geschlichtet werden sollten, um das Faustrecht und die inneren Kriege auf ewig abzuschaffen. Es kamen indessen bei diesem Vorschlag so vielerlei Schwierigkeiten in Betrachtung, daß bei Friedrichs Lebzeiten die Sache noch nicht zu Stande kam.

Man arbeitete unterdessen wenigstens an einer Verlängerung des Landfriedens, und setzte vor der Hand zehn Jahre fest. Doch auch daran würde sich schwerlich ein kriegslustiger Fürst oder Edelmann gekehrt haben, hätte man nicht den glücklichen Gedanken gefaßt, dem bloßen Vertrage einen Nachdruck durch einen Waffenbund zu geben. Die schwäbischen Fürsten waren es vorzüglich, die sich vereinigten, eine Executionsarmee bereit zu halten, mit welcher derjenige auf der Stelle gezüchtigt werden sollte, der den Landfrieden bräche. Das ist der sege-

nannte schwäbische Bund (1488), der in der Folge so berühmt geworden ist.

Endlich, da während dieser Verhandlungen Gesandte über Gesandte von seinem Adel mit immer traurigern Nachrichten aus Oestreich an ihn kamen, so verlangte Friedrich auf einem neuen Reichstage zu Nürnberg (1487) nun auch von den Fürsten Hülfe. Nachdem die Berathschlagungen darüber bis in die zwölfte Woche gedauert hatten, ward man endlich einig, dem Kaiser mit 100,000 Gulden beizuspringen; aber als es zur Repartition dieser Summe kam, fand jeder einzelne Reichsstand den Antheil, der auf ihn fiel, viel zu hoch. Friedrich, dem endlich einmal die Geduld riß, erklärte nun, man möchte es rund heraussagen, ob man ihm helfen wolle oder nicht. Er fragte darauf von oben herunter jeden einzeln, und nachdem der Kurfürst von Kölln in der Ueberraschung 3000 Gulden herzugeben versprochen hatte, verstanden sich die andern Kurfürsten zu einem gleichen Beitrage, Nürnberg und Ulm versprachen jede 2000, Augsburg 1676, Frankfurt 1600 Gulden. Das war die große Hülfe, mit welcher das furchtbare Heer aufgebracht werden sollte, das den mächtigen König von Ungarn aus Oestreich jagen sollte!! Da Friedrich selbst kein Kriegsmann war, so ernannte er den Herzog Albrecht von Sachsen zu seinem Feldhauptmanne. Dieser

war natürlich viel zu schwach, die Ungarn vertreiben zu können, und konnte nichts als einen Waffenstillstand erlangen, von dessen schlimmen Bedingungen der Kaiser zum Glück bald durch Matthias Tod befreit wurde (1490).

Drei Jahre nachher (1493, 19. Aug.) starb endlich auch Friedrich in hohem Alter, als eben das deutsche Reich ein wenig beruhigt worden war, und die besseren Fürsten den Vorschlägen der Rechtsgelehrten, ein allgemeines Reichskammergericht einzusetzen, immer mehr Gehör gaben. Diese besseren Fürsten richteten nun auch ihr Augenmerk auf den Wohlstand und die innere Verwaltung ihrer Staaten; daher wird von dieser Zeit an die Privatgeschichte der einzelnen deutschen Länder schon sehr interessant. Ungemein viel thaten besonders die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg für die Beförderung des Ackerbaus, des Handels und des Gewerbs- und Kunstfleißes in ihren Provinzen; und diese nahmen sich sichtbar auf, und zeichneten sich bald vor andern durch Wohlstand und rechtliche Ordnung aus.

---

2.

# Maximilian I.

(1493 — 1519.)

Friedrichs Sohn, Maximilian, auch schlechtweg Max genannt, war dem Temperament nach ganz das Gegentheil von seinem Vater. Schon als Knabe waren kriegerische Uebungen sein größtes Vergnügen gewesen, und die Jagd trieb er leidenschaftlich. Oft sah man ihn den Gemsen auf den schroffsten Felsklippen so kühn nachklettern, daß er mehr als einmal in große Lebensgefahr kam. Dabei war er stark und wohlgebildet, in seinen Aeußerungen lebhaft und witzig, und in seinem Betragen sehr einnehmend. Die deutschen Fürsten versprachen sich viel von seiner Regierung, unendlich mehr, als in Erfüllung gegangen ist.

Was konnte aber auch unter den damaligen Umständen, in welchem sich Deutschland und die übrigen Staaten befanden, Maximilian thun? Er selbst, ein romantischer Karakter, hatte es mit Gegnern zu thun, welche die Schlauheit italiänischer Politik verstanden. Als Kaiser war er der ohnmächtigste und ärmste aller gekrönten Häupter, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen. Die Zölle, die Privilegien, die Judentribute, und

andere Abgaben, die sonst den Kaisern gehört hatten, waren allmälig auch in die Kassen der einzelnen Landesfürsten geflossen; und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht einmal mehr den Kaiser und sein Gefolge frei halten wollten, wenn er sich in denselben aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Alles was er noch vermochte, vermochte er als Erzherzog von Oestreich und als Herzog von Burgund. Aber in beiden Ländern war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus ihnen reichten für einen vollends so unwirthlichen Haushalter *), als er war, bei weitem nicht hin. Sein Credit war so gering, daß sein eigner Gesandter nach Frankreich, nachdem er auf seiner Reise schon 50 Thaler zugesetzt hatte, nicht weiter gehen wollte, als bis ihm dies Geld ersetzt, und mehreres nachgeschickt würde. Auf einem Reichstage zu Augsburg 1511 verschwendete er große Summen mit Jagden, Mummereien und Kurzweil, und prangte in einem Waffenschmuck, der über 200,000 Gulden gekostet hatte, während daß sein Heer aus Mangel an Sold theils darbte, theils sich vom Plündern und Rauben nährte, bis er endlich drei treffliche Städte verpfänden mußte, um Sold be-

*) Die Antwort, die er auf solchen Vorwurf soll erwiedert haben: „Ich bin über Land und Leute, nicht aber über Geld gesetzt," spricht ihn recht aus.

zahlen zu können. Dieser Leichtsinn benahm seinen kühnsten Entwürfen allen Nachdruck, und machte, daß er fast keinen einzigen seiner Plane, zu welchen Beharrlichkeit erfordert ward, bis zu Ende ausführen konnte. Das mochte er wohl selbst fühlen, indem er die so häufig an ihn ergangenen Aufforderungen, mit der Geistlichkeit eine Reform vorzunehmen, so launig ablehnte. „Wenn Gott nicht besser für seine Kirche sorgt, pflegte er zu sagen, als ich armer Jäger und der versoffene Julius *), so wird nicht viel daraus werden."

Seine Politik bewies er meistens in dem Bestreben, vortheilhafte Heirathen zu stiften und Bündnisse mit mächtigen Nachbarn zu knüpfen, denen diese aber gerade so lange treu blieben, als bis sie durch dieselben ihre Zwecke erreicht hatten. Mit seinen eigenen Heirathen aber hatte Maximilian nicht viel Glück, denn seine erste Gemahlin, Maria von Burgund, starb ihm bekanntlich viel zu früh, und eine zweite, mit der er die französische Provinz Bretagne zu erhaschen dachte, nahm ihm ein glücklicherer Nebenbuhler, der König Karl VIII. von Frankreich vor dem Munde weg, nachdem er schon mit ihr verlobt gewesen war. Er glühte vor Zorn, daß er weder Geld noch Truppen hatte, um diesen Hohn an Frank=

*) Papst Julius II.

reich rächen zu können; aber er behielt sichs noch vor, und legte sich ein ordentliches Büchelchen an, welches er sein rothes Buch nannte, worin er alle ihm von Frankreich erwiesenen Bosheiten sorgfältig eintrug. Aber gleich bei der ersten Gelegenheit zur Rache, die er ergriff, mußte er beschämt gestehen, daß es Verwegenheit sey, mit einem reichen Selbstherrscher anbinden zu wollen, wenn man nichts weiter als römischer Kaiser sey *). Doch davon nachher. Die Rede war von Maxens Vermählungen. Seine dritte Gemahlin war eigentlich nicht standesmäßig; sie war die Tochter des kürzlich verstorbenen Herzogs von Mailand, seines Vasallen, aber sie brachte ihm ein Heirathsgut von 300,000 Dukaten mit. Ihr Bruder, Johann Galeazzo Maria, der damals noch sehr junge Erbe von Mailand, der unter der Vormundschaft seines Oheims Ludwig Moro stand, hatte den Contract mit unterschrieben. Aber derselbe Gesandte, der dem Kaiser diesen Contract brachte, überreichte ihm insgeheim noch einen Brief von dem Ludwig Moro, worin dieser noch 100,000 Du-

*) Maximilian sah dies selbst sehr gut ein. Er drückte sich einmal sehr derb darüber aus: der König von Frankreich herrschte über Esel, denn sie trügen was er ihnen auflege; der König in Spanien über Menschen, denn sie folgten ihm, aber nur in rechten und billigen Dingen; er selber aber über Könige, denn seine Fürsten gehorchten so viel ihnen beliebte.

katen zu zahlen versprach, wenn Maximilian unter irgend einem Vorwande den jungen Galeazzo der Nachfolge unfähig erklären, und dagegen ihn, den Oheim, mit dem Herzogthum belehnen wolle. Der Verräther! Aber er mußte wohl seinen Mann kennen, denn Maximilian strich wirklich die hunderttausend Dukaten ein, und verderbte dafür seinen eignen Schwager, an eben dem Tage, da ihm dieser seine reiche Schwester überantwortet hatte.

Die unrechtmäßige Besitznehmung Ludwig Moro's von Mailand erregte zuerst den Zorn des Königs von Neapel, der dem jungen Galeazzo seine Tochter unlängst vermählt hatte. Ludwig hetzte hierauf demselben die Franzosen und Spanier auf den Hals, und daraus entstand die Entthronung des Königs von Neapel, und die listige Eroberung seines Landes durch Ferdinand den Katholischen, wovon schon oben geredet worden ist. Auch Maximilian warf in dieser Verwirrung sein Netz aus, um bei der Gelegenheit im Trüben zu fischen; allein sein Zug nach Italien war fruchtlos und beinahe lächerlich, weil es ihm wiederum, wie immer, an Gelde fehlte. Vergebens schrieb er Reichstage über Reichstage aus, und suchte die Fürsten zu überreden, wie herrlich jetzt die Gelegenheit sey, den alten Glanz der römischen Kaiserwürde in Italien wieder herzustellen. Sie waren taub gegen alle diese Lockun-

gen, und sahen in Maximilians Patriotismus nichts anders, als das eigennützige Bestreben, sich auf ihre Kosten zu vergrößern. Und dazu ihm ihre Kräfte zu leihen, hatten sie gar keine Lust. Ob unter den auswärtigen Staaten ein Gleichgewicht herrsche, oder nicht; ob Frankreich wirklich in Italien zu weit um sich greife; ob die Schiffahrt im Mittelmeer und der italiänische Handel wirklich durch die Türken so sehr gefährdet werde, das kümmerte sie äußerst wenig.

Unmöglich konnte Maximilian in diese Ansicht einstimmen. Aber welche Ehre war unter diesen Umständen in Deutschland zu gewinnen? Hätte er auch der Reformator seines Vaterlandes werden wollen, wie viele Schwierigkeiten standen ihm entgegen, und wie klein wäre der Gewinn davon für ihn selbst ausgefallen! Aber die Eroberung Mailands, dessen jährliche Einkünfte man auf 200,000 Goldgulden anschlug — welche Vermehrung seiner Macht wäre das nicht gewesen! Und da nun einmal Italien damals die Beute jedes Räubers, der Glück hatte, zu seyn schien; da Frankreich und Spanien dort zugriffen, ohne jemanden zu fragen, und ihre Macht durch das Ansichreißen italiänischer Provinzen so beträchtlich vergrößerten, warum sollte er denn, als römischer Kaiser, als erster Monarch der Christenheit, bei diesem allgemeinen Zugreifen still zusehen und leer ausgehen?

Aber wie gesagt, die deutschen Fürsten kümmerte das nicht. Wolle er sich mit auswärtigen Mächten einlassen, meinten sie, so möge er das auf seine Gefahr und auf seine Kosten thun. Und als er sich nun wirklich mit seinen burgundischen und östreichischen Vasallen und mit mehreren tausend Söldnern nach Italien aufgemacht hatte, aber wegen Mangels an Gelde mitten in seinen Unternehmungen stecken blieb, und abermals einen Reichstag zusammenberufen mußte, um die Fürsten zu einer Unterstützung zu bewegen, bekam er die trostlose Antwort: sie hätten den Krieg nicht angefangen, auch werde er um ihretwillen nicht geführt, folglich brauchten sie auch kein Geld dazu herzugeben. So mußte er denn viele seiner besten Söldner auseinander gehen, sich von den Venetianern aus Italien jagen, und von der ganzen Welt auslachen lassen: er mußte sehen, wie die Franzosen das reiche Mailand ohne Umstände in Besitz nahmen, und sehr zufrieden seyn, daß der König von Frankreich nur noch die kaiserliche Lehnsherrlichkeit darüber respectiren wollte, und sich zur Entrichtung eines ansehnlichen Geschenks für die Belehnung erbot, das ihm doch niemand mit Gewalt würde haben abnöthigen können.

So schlecht indessen Maximilians erste Einmischung in die italiänischen Händel abgelaufen war, so ließ er sich doch 1509 noch einmal in

eine ähnliche Unternehmung ein, indem er der bekannten Ligue von Cambray beitrat. Durch dieses Bündniß traten vier mächtige Fürsten zusammen, um die Macht des damals sehr weit um sich greifenden Venedigs zu schwächen, und dieser Republik alle die Städte wieder abzunehmen, die sie seit einem Jahrhundert an sich gerissen hatte. Die vier Herren waren der Papst Julius II, der König von Spanien Ferdinand der Katholische, der König von Frankreich Ludwig XII, und unser Kaiser Maximilian I. In solcher herrlichen Verbindung glaubte der letztere doch ganz gewiß gedeckt zu seyn: aber wie schlecht kannte er seine Leute! Als der Papst und Ferdinand hatten, was sie haben wollten, setzten sie sich mit den Venetianern, und traten von dem Bündniß ab. Der König von Frankreich war auch nicht Willens, sich für Fremde aufzuopfern, und ließ den Kaiser zuletzt im Stich, der sich nun abermals von den Venetianern aus Italien treiben lassen mußte, und nun für wenige Städte, die er noch festhalten konnte, ein Lösegeld erhielt, das ihm aber seine aufgewandten Kriegskosten bei weitem nicht ersetzte.

Aber selbst nach diesen unrühmlichen Erfolgen schmiedete er noch manchen neuen Kriegsplan, besonders gegen die Türken. Keiner derselben kam jedoch zur Ausführung, indem die

Für-

Fürsten ihm dazu durchaus ihren Beistand versagten. Mit der Hülfe der letztern gelang ihm aber doch eins, nämlich die Stiftung des Reichskammergerichts, das aber auch nun ein wahres Landesbedürfniß, und seit langer Zeit der Gegenstand des allgemeinen Sehnens der deutschen Fürsten geworden war. Schon unter Friedrichs III. Regierung hatte man den Plan in Anregung gebracht, ein Gericht festzusetzen, das künftighin alle Streitigkeiten der Reichsstände nach billigen Gesetzen entschiede, und dadurch allem Faustrechte und den heillosen Befehdungen auf ewig ein Ende machte. Dieser Wunsch ward mit jedem Jahre lebhafter, je mehr die größere Verbreitung des Schießgewehrs die alten Waffen aus der Mode brachte, je kostbarer die Kriege wurden, die nun mehr mit Söldnern als mit Vasallen geführt werden mußten *), und je leichter selbst die festesten Städte jetzt zu erobern waren, die sich vorher hinter einer hohen Mauer schon unbezwinglich gedünkt hatten. So kam dann wirklich auf dem Reichstage zu Worms (7. Aug. 1495) die Sache zu Stande. Es ward festgesetzt: niemand solle von nun an

*) Weil die Bürger ihr Gewerbe, das sie in Ruhe nährte, nur ungern im Stiche ließen, und auch weil jedermann, der sonst noch lustig mit dem Schwerte drein geschlagen hatte, das Schießgewehr als eine heimtückische, unritterliche Waffe verabscheute.

mehr den andern befehden, berauben oder beschädigen, niemand einen der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, der solle in die Reichsacht verfallen, und aller bürgerlichen und menschlichen Rechte verlustig gehen. Wer an einen andern Ansprüche habe, solle ihn gerichtlich bei dem Reichskammergericht belangen. Dies Gericht ward zuerst in Frankfurt am Main eingesetzt, und zwar anfangs nur auf vier Jahre zur Probe. Es bestand aus einem Kammerrichter, der des Kaisers Stelle vertreten sollte, 4 Präsidenten, und 50 Beisitzern, die theils Rechtsgelehrte, theils Herren vom hohen Adel und von der Ritterschaft waren. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldungen der Richter für die ersten vier Probejahre, wurden aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfennig nannte, bestritten; nachher schossen die Fürsten und Städte verhältnißmäßig das Erforderliche zusammen. Sobald zu Worms alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie sämmtlich in Pflicht, und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab, der noch heutiges Tages bei dem Kammergerichte gebraucht wird. Von Frankfurt wurde dies Institut späterhin nach Speier, und von da 1693 nach Wetzlar verlegt.

Um bei den Vorträgen eine feste Ordnung beobachten, und auch um im Nothfall gleich die Execution eines Kammergerichtsbescheides einer bestimmten Macht auftragen zu können, ward nun das ganze Reich (1512) in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt wurde, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund, dessen Glieder im Nothfall für einen Mann stehen mußten, betrachtet ward.

Durch seine schon erwähnten Heirathsstiftungen endlich hat er auf die Folgezeit kräftiger eingewirkt, als durch seine Regierung auf die Gegenwart. Der Umstand, daß sein einziger Sohn Philipp der Gemahl der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien geworden war, legte den Grund zum nachmaligen Flor des Hauses Oestreich, wiewohl es ein ganz unberechneter Glücksfall war. Johanna war damals erst die dritte Erbin Castiliens und Aragoniens: wer konnte glauben, daß ihr blühender Bruder, der Prinz Johann, und ihre gleichfalls gesunde Schwester, die Kronprinzessin von Portugal, noch vor ihr wegsterben würden? Und doch kam es so; Johanna blieb von allen Kindern Ferdinands und Isabellens allein übrig, und ihr Gemahl, der schöne Erzherzog Philipp, nahm den Königstitel an, starb sehr früh und hinterließ sechs unmündige Kinder.

Von diesen Kindern war Karl, der älteste

Prinz, (nachheriger Kaiser Karl V.) der entschiedene Erbe Spaniens, Neapels und der Niederlande, und Ferdinand, sein Bruder, überkam die österreichischen Staaten. Beide mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des alten Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Ueberall bot er sie aus, und noch als sie kleine Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungarn, und baute auf diese projektirten Verbindungen schon die herrlichsten Luftschlösser *). Mit dem Karl gelang es ihm nicht, indem alle darüber angestellten Verhandlungen wieder zerfielen, aber Ferdinanden brachte er nach langen merkwürdigen Unterhandlungen glücklich in Ungarn an. König Wladislav von Böhmen und Ungarn versprach ihm nämlich 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals 3 Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht gebornen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilians Enke-

*) Ueberhaupt war er rasch in Kombinationen und kühn in Hoffen, und betrog sich selbst am meisten. So hatte er einmal den Plan, Papst zu werden, und ein andermal, da er mit Ferdinand dem katholischen gut stand, versprach er diesem, ihm die Kaiserwürde über Italien zu verschaffen. Als er die Verbindung mit Ungarn so heftig betrieb, versprach er gleichfalls dem ungarischen Prinzen Ludwig die Kaiserwürde und die Krone von Neapel.

lin Maria. Das ist der nachherige Ludwig II. der Frühzeitige, der als ein seltenes Beispiel von Uebereilung der Natur berühmt geworden ist. Er kam zu frühzeitig, fast noch ganz ohne Haut, auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommenen Bart, im achtzehnten graue Haare, und ward im zwanzigsten auf der Flucht nach einer unglücklichen Schlacht (1526, 29 Aug.) von den Türken getödtet. Diesem raschen Prozesse der Natur war auch der Lauf seiner Schicksale ganz angemessen. Er war schon verlobt, ehe er noch geboren war, wurde im zweiten Jahre gekrönt, succedirte im zehnten, und heirathete im funfzehnten. Seiner Wittwe ist oben schon einmal unter den Schwestern Karls V. gedacht worden.

Maximilians immer rege Speculationssucht zeigte sich auch hier; obgleich er schon 1506 alles richtig gemacht hatte, bot er dennoch lange nachher eben diesen Ferdinand noch an mehreren Orten aus, und erst da er ihn nirgends besser unterbringen konnte, erneuerte er 1515 die ungarischen Tractaten. Um die Sache recht feierlich zu machen, lud er die Könige von Ungarn und Polen mit ihren Prinzen zu einem Besuche nach Wien ein, und ritt ihnen mit einem prächtigen Gefolge bis an die ungarische Gränze entgegen. Aber die beiden Monarchen trauten ihm so wenig, daß sie lange rathschlagten, ob sie kommen sollten, oder nicht. Endlich rief

der treuherzige König von Polen: „Auf das Wort des Kaisers bin ich hieher gekommen, obwohl man ihn mir als meinen Feind angegeben hat; auf sein Wort gehe ich nach Wien: wer mir trauet, der folge mir!“ Sie fanden den Kaiser wider Erwarten freundschaftlich und aufgeräumt, erstaunten auch über den Aufwand, mit dem er sie bewirthete, wußten aber vermuthlich nicht, daß er, ihn zu bestreiten, nach seiner Gewohnheit mehrere treffliche Güter verkauft hatte.

Maximilians letztes Bestreben war 1518 auf einem Reichstage zu Augsburg, seinem ältesten Enkel **Karl**, der nun schon König von Spanien war, die römische Königskrone zu verschaffen. Dem widersetzten sich aber der Papst und mehrere Kurfürsten. Mismuthig und kränkelnd verließ er hierauf Augsburg, und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Insbruck, denen er von vorigen Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich, sein Gefolge aufzunehmen, und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. Soviel galt damals ein römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu **Wels** in Oberöstreich, den 12. Jan. 1519.

3.

# Martin Luther.

(Geb. 10 Nov. 1483.)

In Kaiser Maximilians letzte Regierungsjahre fällt der Anfang der berühmten Streitigkeiten, welche mit dem Abfall eines großen Theils der europäischen Staaten von der Herrschaft des Papstes endigten. Die Geschichte der früheren Lebensjahre der beiden Haupturheber der Reformation in Deutschland wird also hier am bequemsten ihre Stelle finden.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann in einem thüringischen Dorfe, Möre, zwischen Eisenach und Salzungen, reisete im November 1483 mit seiner Frau nach Eisleben auf den Jahrmarkt. Hier wurde die Frau am 10 Nov. Abends um 11 Uhr wider Erwarten von ihrer Niederkunft übereilt, und gebar ein Knäblein, das der Vater gleich am folgenden Tage in der dortigen Kirche*) taufen, und weil es eben Martinstag war, Martin nennen ließ.

*) In dieser Kirche zeigt man noch jetzt den Taufstein, an dem er getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge geprediget hat. Man hat sie billig stehen lassen, als ihre Unbrauchbarkeit nach einer Reihe von Jahren eine neue nothwendig machte.

Sobald die Mutter wieder hergestellt war, wanderte die kleine Familie wieder nach Möre zurück; doch es währte nicht lange, daß der Vater eine bessere Stelle bei den Bergwerken um Mansfeld bekam, und seinen Wohnsitz in diesem Städtchen aufschlug. Hier hielt er sein Söhnchen früh zur Schule an, und trug ihn anfänglich sogar auf seinen Armen hin. Doch war diese Zärtlichkeit mit unüberlegter Strenge verbunden, an welche der gute Martin in seinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater, erzählt er, stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ihm gewöhnete. Die lieben Eltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Mit gleicher Strafe wurde das arme Kind von dem tyrannischen Schulmeister in Mansfeld behandelt. Funfzehnmal hinter einander bekam er einmal an einem Vormittage die Ruthe.

Im 14ten Jahre gab ihn der Vater nach Magdeburg in die lateinische Schule; aber da der Knabe in dieser Stadt nur gar zu kümmerlichen Unterhalt fand, nahm er ihn wieder weg, und schickte ihn 1498 nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte hatte. Aber diese mögen auch wohl wenig für ihn gethan haben, denn auch hier mußte er, wie in Magdeburg, sein Brod

mit Singen vor den Häusern verdienen, und bekam vor mancher Thür statt des gehofften Brodes nur schnöde Worte, bis eine gutmüthige Frau sich seiner Schüchternheit erbarmte, und ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus nahm. Das machte seinen drückendsten Sorgen ein Ende, und gewährte ihm ruhige Muße zum Studiren. Es ist sehr angenehm, ihn als Mann über diese Verhältnisse sprechen zu hören. „Verachte mir nicht, sagt er irgendwo, die Gesellen, die vor der Thür panem propter deum suchen, und den Brodreigen singen. Ich bin auch ein solcher Parthekenhengst gewesen, und habe das Brod vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt. Wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin. Aber dennoch bin ich ein Parthekenhengst gewesen, und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so weit kommen, daß ich itzt nicht wollte mit dem türkischen Kaiser beuthen, daß ich sein Gut sollte haben und meiner Künste entbehren."

In dieser Stelle sagt er uns selbst, daß er nach vollendeten Schulstudien die Universität zu Erfurt bezogen habe. Dies geschah am 17 Jul. 1501. Er ließ sich hier die trockenen Werke der scholastischen Philosophen, und von den alten

Klassikern besonders den Cicero, Virgil und Livius erklären. Gegen jene empfand er schon früh den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinen bestimmten Studien erübrigen konnte, brachte er auf der Universitätsbibliothek zu; und hier war es, wo er zum ersten Male eine vollständige Bibel, doch nur in der lateinischen Uebersetzung, zu Gesichte bekam. Seine Verwunderung darüber erzählt er uns selbst. „Da ich 20 Jahre alt war, sagt er, hatte ich noch keine Bibel gesehen, ich meinte, es wären keine Evangelia und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich in der Liberey (libraria) zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung." So selten war damals das Buch, das jetzt in jedem Bauernhause zu finden ist.

Sein übertriebener Fleiß und die ärmliche Kost verzehrten sichtlich seine körperlichen Kräfte. Er kränkelte fast immer, und sah blaß und mager aus. Dennoch ließ er nicht ab, vielmehr betrachtete er die philosophische Doktorwürde, die er 1505 erhielt, als einen Beweggrund, sich noch eifriger anzustrengen. „Nun vollends, schrieb er, darf des Studirens kein Ende für mich seyn, will ich anders den deutschen Magistern keine Schande machen." Er las nun selber Collegia über Aristoteles Physik und Ethik und an-

dere Theile der damaligen Philosophie, und rü-
stete sich während dessen zum Studium der
Rechte, worauf sein Vater immer mit Ernst be-
standen hatte.

Aber seine innerste Empfindung widersprach
dieser Beschäftigung. Die peinlichsten Kämpfe
zerrissen seine Seele. Von Kindheit an durch
eine sklavische Erziehung verschüchtert, fern von
allen Freuden der Jugend, unter dem Druck der
Armuth und am Bücherbrett aufgewachsen, leb-
te er nur in dunkeln Gefühlen, und hing schwer-
müthigen Grillen nach. Alle Freiheit der Denk-
kraft war in ihm erdrückt, alles Vertrauen zu
sich selbst war verschwunden. Und nun sollte er
ein Rechtsgelehrter werden, und sich in die ver-
worrenen Händel, in die geräuschvollen Strudel
des wildesten Lebens stürzen, das er nie in der
Nähe gesehen hatte, und das er aus einem
dunkeln Gefühl verabscheute! Es war ihm, als
könnte das gar nicht seine Bestimmung seyn.
Tief beunruhigt durch solche Gedanken, und ge-
drängt, seine Empfindungen in eines Freundes
Busen auszuschüttern, ging er einst (am Tage
der Heimsuchung Mariä 1505) mit seinem Her-
zensfreund Alexius über Feld spazieren, als
plötzlich ein schnell heraufgestürmtes Gewitter
diesen Freund an seiner Seite tödtete. Auf das
erste Schrecken folgte in Luthers Seele tiefe
Schwermuth; er glaubte Gottes Finger in die-

ser Fügung zu sehen, und ein längst schon leise in ihm aufgestiegener Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, ward nun zum festen Entschlusse. In der Nacht nach dem 17. Jul., nachdem er, ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu äußern, seinen sämmtlichen Freunden einen kleinen Valetschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem Augustinerkloster (in Erfurt), und ward eingelassen. Nur ein Exemplar von Plautus und Virgil begleitete ihn in seine Zelle: alles andere, was er besaß, ließ er in seiner ehemaligen Wohnung zurück. Am folgenden Tage nahm er von seinen Freunden schriftlich Abschied, schickte der Universität sein Magisterdiplom zurück, und meldete auch seinen Eltern seine plötzliche Standesveränderung. Sein alter Vater ward ganz zu Boden geschlagen von der Nachricht, und zog nun seine Hand völlig von ihm ab.

In der Einsamkeit des Klosters versank der unglückliche Jüngling in eine gänzliche Zerknirschung. Der Gedanke an die unnatürlichen Gelübde, die er für sein ganzes Leben auf sich genommen, folterte ihn mit Höllenangst, denn jetzt dünkte ihm schon jeder unheilige Gedanke ein Verbrechen. Und doch hatte er dieser Gedanken unwillkührlich so viele! Da hielt er sich dann für einen von Gott verlassenen, ewig verlornen Sünder, und kein Zuspruch der Beichtväter, die er fragte, konnte ihn trösten. Mit

stummer Resignation verrichtete er alle die niedrigen Dienste, die jedem Neulinge aufgelegt wurden; man zwang ihn, den Unflat aus den heimlichen Gemächern der Mönche auszutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um von den Bürgern Brod, Eier, Fische, Fleisch und Geld einzusammeln; Geschäfte, die um so empörender für ihn waren, da er als akademischer Docent sich schon einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Nach fast zweijähriger Probezeit erhielt er erst die eigentliche Weihe (2. Mai 1507). „Mein Weihbischof, erzählt er selbst, da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlung, das war Unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth.“

Ein höchst mühsames Studium der Scholastiker und der Bibel vermehrte seine Hypochondrie. Der kleinste irdische Gedanke fiel ihm gleich wie eine Todsünde aufs Herz *). Vergebens schalt ihn sein Beichtvater einen Narren;

*) Von welcher Art seine häufigsten Anfechtungen gewesen seyn mögen, ließe sich schon aus dem Umstande errathen, daß er den Plautus gern las.

er dachte bei sich: der Mann versteht mich nicht. Auch Dr. Staupitz, sein Prior, sagte oft zu ihm: „Du willst mit Gewalt ein Sünder seyn, und hast doch keine rechte Sünde. Du mußt ein Register haben, darinnen rechtschaffene Sünden stehen: soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehn, und aus jeglichem Bombert eine Sünde machen." — Aber Reden dieser Art machten den jungen Luther nur verschlossener; ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein, und würde gewiß darin gestorben seyn, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und den Unglücklichen durch die Kraft der Musik, die er über alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Ein so schwärmerisches Streben nach einer idealischen Heiligkeit und Reinheit der Gesinnungen mußte zuletzt zu einer gänzlichen Zerrüttung entweder des Geistes oder des Körpers führen. Zum Glück verhinderte ein günstiger Zufall beides. Der schon erwähnte Dr. Staupitz, von Geburt ein sächsischer Edelmann, damals General des Augustinerordens in Deutschland, und seit kurzem erster theologischer Dekan auf der 1502 zu Wittenberg gestifteten Universität, bekam von dem Kurfürsten von Sachsen den Auftrag, diese neue Anstalt mit tüchtigen Lehrern zu versorgen. Da er nun Luthers treff-

liche Kenntnisse und sein seltenes Lehrertalent kannte, so schlug er diesen zum Professor der Physik und Dialektik vor, und riß ihn wider seinen Willen aus seiner melancholischen Klause in das öffentliche, thätige Leben. Doch blieb Luther auch dabei noch immer seinem Orden treu, und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustinerklosters (1508).

Seine hohe Religiosität bewog seinen Gönner, den Dr. Staupitz, ihn zum Predigen zu ermuntern. Aber dazu trauete sich der schüchterne Mann auch nicht die kleinste Fähigkeit zu. „Herr Doktor, antwortete er einmal, ihr bringet mich um mein Leben: ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Staupitz versuchte es darauf mit dem Scherze, und bewog ihn zuletzt wirklich zu einem Versuche. Die Gemeine fand gleich soviel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn schon 1509 zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Alle diese Auszeichnungen hatten aber auf seine Bescheidenheit keine andere Wirkung, als daß sie ihn nur zu immer größerem Fleiße in dem Studium der Bibel ermunterten. Die Wahrheiten, die er darin fand, verleideten ihm den Schwulst der damals so sublimen philosophischen Systeme immer mehr. „Ich befinde mich, schreibt er 1509 an einen Freund, durch Gottes Gnade recht wohl, außer

daß mir das Studiren der Philosophie schwer eingehet, welche ich von Anfang her lieber mit der Theologie vertauschen wollen."

In einem Gemüthe, das auch das Kleinste auf Gott zu beziehen gewohnt ist, haben plötzliche Veränderungen der äußern Schicksale ganz andere Wirkungen, als in solchen, die überall nur einen natürlichen Wechsel der Dinge erblicken. Luther blickte dankbar zu seinem Gott auf, und nahm sein schnelles Glück für ein himmlisches Zeichen, daß der Regierer der Welt ihn zu höheren Absichten bestimmt habe. Alle die kleinmüthigen Besorgnisse, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden, und ein freudiger Muth und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott trat an ihre Stelle. Die Bibel, die er für die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit hielt, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Gemeine mit derselben bekannt machen, die Zuversicht und den Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Andern mittheilen zu können: dieser herrliche Beruf, ahnte ihm, möchte wohl der speciellen Fügung Gottes werth gewesen seyn, durch welche er ohne sein Zuthun aus einem armen, unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der Hauptstadt *) geworden seyn.

*) Wittenberg war damals die Residenz des Kurfürsten.

sey. Diese Betrachtungen führten ihn zu der Vorstellung, daß alles Gute, was dem Menschen widerfahre, durchaus kein verdienter Lohn seyn könne, sondern einer freien Gnade Gottes zuzuschreiben sey; und weil er die Wahrheit dieses Satzes an sich selbst so lebhaft erfahren zu haben glaubte, so war er durch nichts in der Welt in seinem ganzen Leben von dieser Behauptung abzubringen.

Alles Uebel, welches eine sklavische Erziehung und der Druck der Umstände im Gemüth wie im Körper Luthers angerichtet hatte, ward durch den neuen Schwung, den sein Geist jetzt erhielt, wie durch ein Wunder plötzlich aufgehoben. Der hypochondrische, schwermüthige Mann ward der heiterste, angenehmste Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit verwandelte sich in die freimüthigste, beredteste Offenheit. Selbst sein äußeres Ansehen gewann an Männlichkeit und Anmuth, wiewohl sich das eigentliche Starkwerden erst in seinen spätern Jahren einstellte. Noch 1519 beschrieb ihn ein Leipziger Gelehrter so: „Martin Luther ist von mittelmäßiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist

Dresden und Leipzig gehörten der herzoglich sächsischen Linie.

er höflich und freundlich, hat nichts stoisches oder stolzes an sich, ja er schickt sich für jedermann, in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Discurs. Ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, daß man wohl glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beistand mit solchen Sachen um. rc." Seine Lebhaftigkeit machte ihn in fröhlichen Gesellschaften nicht minder beliebt, als auf der Kanzel. Eine Menge dreißiger Einfälle, die sich noch von ihm erhalten haben, zeigen von seinem Witz und seiner jovialischen Laune. Seine Stimme war etwas hoch, nicht Baß, wie man nach seinem Bildnisse vermuthen sollte: in seiner Jugend soll er einen schönen Alt gesungen haben *). Gesang, Lauten- und Flötenspiel war auch in seinen ältern Jahren noch seine Lieblingsergötzung, er hat auch manches selbst componirt, und war ein so großer Freund der Musik, daß er behauptete, sie sey nächst der Theologie die herrlichste Kunst, und stärke oft mehr als Essen und Trinken.

Im Jahre 1510 ward er nebst noch einem

*) „Da einsmals St. Pauli schwacher Stimme gedacht, sagte er: Ich habe auch eine kleine und tumpere Stimme; man hört sie aber gleichwohl weit, sagt Herr Philippus." Matthesii Pred. XII.

andern Augustiner von dem Convent seines Ordens nach Rom gesendet, um von dem Papste die Erlaubniß auszuwirken, daß die Brüder im Falle großer Leibesschwachheit wider ihr Gelübde Fleisch essen dürften; und weil man in Rom auch bei der kleinsten Bitte nicht mit leeren Händen kommen durfte, so wurden ihm 10 Dukaten zur Bestechung der päpstlichen Schranzen mitgegeben. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Wohnsitz des allverehrten Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht klomm er auf den Knien die Stufen der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung hatte er schon mit jeder Tagereise, auf der er sich Rom genähert, die Sittenlosigkeit der Geistlichen größer gefunden, und in Rom selbst erfuhr er die tollsten Anekdoten von dem liederlichen Leben des Papstes. Ihn empörte der Leichtsinn, mit dem die italiänischen Priester ihre Gebete herplapperten. „Kaum, erzählt er, hatte ich eine Messe gelesen, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ists doch, als ob man ums Lohn bete.“ Es ist ganz gewiß, daß er ohne diese Reise in der Folge das nicht gewagt haben würde, was er gewagt hat; auch sagte er selber oft nachher, er wolle nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gethan haben. Uebrigens stellten sich in Italien die alten An-

fechtungen wieder merklich ein, er überwand sie aber standhaft mit dem Worte Gottes.

Nach seiner Rückkehr wartete seiner eine neue Ehre. Sein Gönner Staupitz trug ihm 1512 die theologische Doktorwürde an, und der Kurfürst Friedrich der Weise, der einmal von seiner Predigt sehr erbaut worden war, bezahlte für ihn die Sporteln aus seiner Tasche. Luther war davon so überrascht, daß er sich zuerst kaum entschließen konnte, bei seiner Jugend eine so hohe Würde anzunehmen: ja er lehnte sie sogar unter dem Vorwande ab, daß er ein schwacher, kränklicher Bruder sey, der nicht lange zu leben habe. Nachdem er sich aber endlich dem Willen seiner Obern unterworfen, bot er seinen ganzen Fleiß auf, um ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Jetzt erst legte er sich auf die Ursprachen der Bibel, um diese richtiger verstehen zu lernen. In seinen Vorlesungen erklärte er einzelne Bücher derselben, und in seinen Predigten machte er auch das Volk mit ihren Kernsprüchen bekannt. Je mehr ihm der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler ans Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die spitzfindigen und dunkeln Distinctionen der Scholastiker; und schon jetzt fing er an, dadurch Aufsehen zu machen, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch verehrten Philosophen aufs tiefste herabsetzte. Da nun von allen sei-

nen Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, als er, so trug er in jeder Disputation die Ehre des Sieges davon.

Im Jahre 1516 reizte eine ganz eigene Erscheinung seine Aufmerksamkeit. Seine Beichtkinder kamen weit sparsamer zu ihm, und die noch erschienen, empfingen die Absolution weit gleichgültiger als sonst, und versprachen gar nicht einmal Besserung. Das machte die Anwesenheit eines Dominikanermönchs, Namens Tezel, der als Unterkommissarius des großen päpstlichen Ablaßpächters Albert von Brandenburg *) ganz Sachsen mit zwei großen Kisten durchreisete, in deren einer er päpstliche Ablaßbriefe für alle mögliche, begangene und noch zu begehende Sünden umhertrug, indeß er das Geld, welches er in diesem unwürdigen Handel den einfältigen Leuten abnahm, in die andere steckte. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, schlug er sein Comptoir auf, und ließ gewöhnlich neben sich ein großes Feuer anzünden, oder ein Kreuz aufrichten **). Da er nun mit seltener

*) Er war ein Bruder Joachims I., Kurfürsten von Brandenburg, und Erzbischof von Mainz und Magdeburg.

**) Vor dem Galgthor in Halle steht noch ein steinernes Kreuz aus dieser Zeit.

Unverschämtheit die päpstliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater selbst die Macht habe, Sünden zu vergeben; da er behauptete, sein rothes Kreuz mit des Papstes Wappen sey eben so kräftig als das Kreuz Christi; er habe mit seinem Ablasse mehr Seelen erlöset, als Petrus mit seinem Evangelium; selbst wenn sich einer an der Mutter Gottes vergriffen hätte, so könne er es vergeben; ja da er die Leute zu überreden wußte, daß „wenn das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeur springe," so lief alles herbei um die herrliche Gelegenheit zu benutzen, und mancher arme Mensch gab seine letzten Heller für einen Wisch hin, auf dem ihm die Erlösung seines Vaters oder seines Kindes aus dem Fegfeuer, oder die Vergebung seiner eigenen Sünden verheißen ward. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil, und wer sich einen dergleichen lösete, der konnte nun ohne priesterliche Ahndung in den Fasten Milch und Butter genießen. Die Preise seiner Zettel waren verschieden, nachdem die Sünden oder die verlangten Wohlthaten waren. Eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, kostete nach unserm Gelde etwa vier Groschen.

Diese Ablaßkrämerei war zwar, wie Ihr aus den vorigen Theilen dieses Buches wisset,

keinesweges neu, aber nie war sie doch bisher mit solcher Unverschämtheit getrieben worden. Die Fürsten beklagten sich bitter darüber, daß ihre Unterthanen auf eine so plumpe Art um das Ihrige betrogen, und ihre eigenen Länder so schändlich ausgesogen würden, wie denn Tezel aus Freiberg allein über zweitausend Gulden weggeschleppt hatte. Auch war das Häuflein derer nicht so klein, die das Unvernünftige dieses Ablaßhandels einsahen, nur daß es niemand wagen wollte, gegen einen so hoch autorisirten und so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben.

Luther, in dessen Seele der Gedanke immer fester gewurzelt war, daß er von Gott selbst zum Zeugen der Wahrheit berufen sey, glaubte hier das erste Beispiel von seinem Eifer geben zu müssen. Er schrieb an die vornehmsten Bischöfe, und ersuchte sie, sich diesem groben Betruge zu widersetzen; und da das nicht fruchtete, so schlug er am Abend des 31. Oct. 1517 einen großen Bogen an die Schloßkirche zu Wittenberg an, worauf er 95 Sätze gegen den Ablaß geschrieben hatte, zu deren Bestreitung in einer öffentlichen Disputation er jeden Sachverständigen einlud. Aber siehe da, niemand wollte kommen, die 95 Sätze dagegen liefen flugs durch ganz Deutschland, wurden unzähligemal gedruckt, abgeschrieben, übersetzt und gelesen, und jedermann

freuete sich und bewunderte den Mann, der den Muth gehabt habe, so etwas öffentlich zu sagen. Die Pfaffen hingegen schimpften und tobten fürchterlich, und Tezel schrie sein „Ketzer! Ketzer!“ durch alle sächsische Städte. Wer es mit Luthern gut meinte, wünschte, daß er schweigen möchte, denn selbst die Verständigsten prophezeihten ihm keinen guten Ausgang. „Frater abi in cellam et dic miserere mei,“ sagte der sächsische Geschichtschreiber Albert Kranz, da er die Theses zu sehen bekam. Eben so schüttelte ein alter ehrlicher Geistlicher zu Hörter in Westphalen den Kopf, und sagte: „Mein leeve Broder Merten, wo du dat Fegefür un die Papenmarketenderey wegschludern kannst, bist du vorwahr ein groter Herre.“

Luther war um diese Zeit noch sehr entfernt, das ganze Gebäude der Hierarchie erschüttern zu wollen; er bekennt selbst, er sey damals noch „so trunken, ja ersoffen in den Lehren des Papstes gewesen, daß er schier bereit gestanden, alle diejenigen zu tödten, welche dem Papste auch nur mit einer Sylbe den Gehorsam versagt hätten.“ Nur in diesem einen Punkte, glaubte er, misbrauche der heilige Vater seine Macht, und hier sey es seine Pflicht, ihn aus der Schrift zurechtzuweisen. Von seiner Freudigkeit, für diese Ueberzeugung alles zu wagen, sprechen viele Stellen in seinen Schriften. Unter

andern sagt er einmal: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange, und wage es auf seine Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht für Menschen noch für der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2 Cap.: Schauet, lieben Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen, so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25 Ps.: Alle die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. — Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß ergriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben, kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich, und baten mich sehr, ich sollte den Orden nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: Lieben Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende, Amen!“

Diese Stelle mag zugleich zum Beispiel dienen, wie so innig der wackere Mann sich den Geist seiner Bibel angeeignet hatte, daß er fast zur Hälfte mit ihren Worten zu reden gewohnt war. Und daß er diese Bibel für wirkliche Eingebung des heiligen Geistes, mithin schon deswegen für unmittelbar göttliche Wahrheit hielt, das mußte seinem Verfahren und seinen Ueberzeugungen eine Sicherheit geben, zu der es der bloße Denker ohne Glauben nie bringen kann.

Es fehlte nicht an spekulativen Köpfen unter den katholischen Geistlichen, welche sogleich berechneten, daß sie sich vom Papste vielleicht etwas mehr als bloßes Lob verdienen könnten, wenn sie bei dieser Gelegenheit seine Rechte gegen Luthers Angriffe recht glänzend vertheidigten. So erschienen denn in kurzem mehrere Schriften, worin Luthers Schritte als unerhörte Verletzungen der Majestät des Papstes verschrien, und die päpstliche Gewalt so unmäßig erhoben wurde, daß es allen Verständigen zum Aergerniß gereichte. Sehr unklug in der That, denn Luther ward dadurch zu der öffentlichen Behauptung bewogen: wenn der Papst und seine Cardinäle mit diesen ihren unverschämten Lobrednern übereinstimmten, so wäre nicht zu zweifeln, daß Rom der Sitz des Antichrists sey. Dieser Funke, einmal in Luthers Seele angefacht, entwickelte sich allmälig zu der fürchterlichen Flamme, von

welcher in der Folge das ganze Gebäude des Papstthums so rasch verzehrt ward.

Aber noch hatte er selbst davon keine Ahndung. Ein langer Brief, den er 1518 an den Papst Leo X. schrieb, schloß mit diesen Worten: „Derohalben, heiligster Vater, falle ich Ew. Heil. zu Fuße, und ergebe mich Ihr sammt allem was ich bin und habe. Ew. H. handle mit mir nach Ihrem Gefallen. Es gerathe nun wie es wolle, so will ich nicht anders wissen, denn daß Ew. H. Stimme Christi Stimme sey, der durch Sie handle und rede. Habe ich den Tod verschuldet, so weigere ich mich nicht zu sterben. Denn die Erde ist des Herrn und was drinnen ist. Er sey gelobt in Ewigkeit, Amen rc. rc." Die Antwort des Papstes war eine Citation, binnen sechzig Tagen in Rom zu erscheinen und von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Dieser Aufforderung zuwider erhielt aber auch zugleich der Kurfürst von Sachsen den Befehl vom Papste, Luthern zu verhaften, ihn als einen Gottesverächter und als ein Kind der Bosheit seiner Ordenskleidung zu berauben, und an den päpstlichen Nuntius in Augsburg zu senden, der ihn dann schon nach Rom transportiren lassen werde. Dieser Auftrag mißfiel dem Kurfürsten nicht bloß wegen seiner persönlichen Zuneigung zu Luthern, sondern vorzüglich deswegen, weil die noch junge Universität zu Wittenberg,

seine Lieblingsstiftung, durch Luthers Ruf so schnell empor gekommen war, daß von allen Ecken Deutschlands junge Leute nach derselben hinströmten. Ungern würde er eine so wichtige Stütze dieser Anstalt so früh verloren haben, wenn auch nicht die allgemeine Stimme aller Studenten und Professoren sich so laut für Luthern verwendet hätte. Der Papst ward also im Namen der Universität und des Kurfürsten ersucht, die Sache in Deutschland abzumachen, und so erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, sich vor den päpstlichen Nuntius Thomas de Vio de Cajeta (gewöhnlich kurzweg Cajetanus genannt) in Augsburg zu stellen. Merkwürdig ist, daß Kaiser Maximilian, der sich damals wegen des Reichstages in dieser Stadt aufhielt, den Cardinal ermahnte, mit dem armen Bruder nicht so scharf zu verfahren, worauf dieser aber zur Antwort gab, er werde thun, was der Papst befohlen.

Luther erhielt unterdessen manche Warnung, auch nicht einmal nach Augsburg zu gehen, und in der That scheint ihm selbst so etwas von Hussens Schicksal vorgeschwebt zu haben. Aber es ist aus seiner damaligen Stimmung ganz sichtbar, daß die Wahrscheinlichkeit, sein Leben dort zu lassen, ihm innige Freude machte. Für seine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrertod zu sterben, schien ihm die höchste Ehre vor Gott und Menschen zu seyn. „Was kann ich verlie-

ren? schrieb er einem Freunde. Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib: nehmen sie diesen, so werden sie mich etwan um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln alles verlassen, allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es erhalten worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn so ist unser Bräutigam uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Jesus diesen Geist seines allergetreuesten Sünders vernehme und erhalte."

Im Anfange des Octobers 1518 erschien er zu Augsburg in einer anständigen und zahlreichen Begleitung, für welche sein Gönner, der Kurfürst, weislich gesorgt hatte. Cajetan fragte ihn kurz, ob er alles, was er gesagt, widerrufen wolle. Augenblicklich, erwiederte Luther, sobald man ihn aus der Schrift widerlege. Der Cardinal bedeutete ihm vornehm, daß er ihn um Streitens willen nicht herberufen habe, und daß es unter seiner Würde sey, mit einem Ketzer zu disputiren. Das Ende der Zusammenkunft war, daß Luther mit den Worten entlassen ward:

„Gehe hin und komm nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun." Noch immer bescheiden, erbot er sich des folgenden Tages schriftlich, er wolle gern schweigen, wenn nur seinen Gegnern das nämliche auferlegt würde. Aber er erhielt darauf keine Antwort. In der ehrlichen Meinung, der Päpst sey nicht so böse als seine Stellvertreter, er sey nur nicht recht berichtet, setzte er am 16. October, mit Notarius und Zeugen, eine lateinische Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst auf, die zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Diese Abreise geschah, gerechter Besorgnisse halber, sehr schnell und heimlich; seine Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hinaus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd, und gaben ihm einen Reiter mit, der die Wege wußte, und der mit ihm in einem Tage acht Meilen, auf Nürnberg zu, ritt. Am 30 Oct. kam er glücklich in Wittenberg an.

Fast scheint es, als habe der nahe Anblick der Gefahr doch wirklich seinen Versatz, als Märtyrer zu sterben, ein wenig wankend gemacht. Denn kaum war er in Wittenberg wieder angekommen, als er sehr ernstliche Anstalten traf, nach Frankreich zu flüchten. Nur ein ausdrücklicher Befehl des Kurfürsten hielt ihn zurück.

Auch als ein zweiter päpstlicher Gesandter, der Domherr von Miltiß, ihn im Januar 1519 zu einer neuen Unterredung nach Altenburg beschied, und die Sache etwas sanfter und freundlicher angriff, versprach er, alles zu unterdrükken; ja er schrieb dem Papste einen Brief voll der tiefsten Ehrfurcht, in welchem er unter andern sagte: „Ja ich bekenne frey, daß dieser Kirche Gewalt über alles sey, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über alles. Ich will auch gerne Ew. Heil. zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnüßen Rühmen und aufgeblasenen doch vergeblichen und schändlichen Worten inne halten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne die römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr zuviel gethan, indem ich die unnüßen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk in Irrthum verführt würde durch den Ablaß rc. rc."

Hätte jedoch der Trieb der Selbsterhaltung

auch wirklich einen erheblichen Antheil an diesen Schritten Luthers gehabt, so kehrte doch der alte Muth sehr bald zurück, besonders da die Vertheidiger des Papstes nicht aufhörten, ihn durch Schriften und Reden zu erbittern. Die Priester zu Meißen behaupteten öffentlich, der thue keine Sünde, der einen solchen Erzketzer todtschlage. Auch des Papstes Benehmen war gar nicht so väterlich und weise, wie Luther es von dem Statthalter Christi erwartet hatte. Miltitz bekam insgeheim den Auftrag, ihn auf irgend eine Weise dennoch nach Rom zu schaffen. Da kam er plötzlich auf den Gedanken: wie wenn jene Statthalterschaft erdichtet wäre? In der Bibel fand er keine Spur davon, er schlug also die Quellen der Kirchengeschichte nach, und fand den ungeheuren Betrug. Entzückt über seine Entdeckung schrieb er am dritten Adventssonntage 1518 einem Freunde: „Ich sende euch meine acta, welche schärfer herauskommen, als der Herr Legat (Miltitz) gehoffet hat. Aber meine Feder geht mit weit wichtigern Dingen um. Ich weiß nicht woher diese Gedanken kommen, meinem Bedünken nach hat diese Sache noch keinen Anfang, geschweige daß die Römischen ein Ende hoffen können. Ich sende euch meinen Einfall, daß ihr sehet, ob ich recht geurtheilet, daß der rechte Antichrist nach Pauli Lehre zu Rom

herrsche.

herrsche. Ich getraue mir, zu beweisen, er sey noch ärger als der Türke rc. rc.“

Bei diesen Gesinnungen war es ihm eben recht, daß einer der ärgsten Schleppenträger des Papstes, Dr. Eck, Procanzler der Universität zu Ingolstadt, die lutherische Partei, und namentlich den wittenbergischen Doctor Karlstadt zu einer öffentlichen Disputation in Leipzig über verschiedene Theses herausforderte, darin die Lehre von den Rechten des Papstes recht eigentlich zur Sprache kam. „Vielleicht, schreibt Luther (7 Febr. 1519) wird das eine Gelegenheit seyn, daß aus der Sache, mit der wir bisher nur gespielet, Ernst wird, und die römische Tyrannei übel ausschlage.“ Sein Freund rieth ihm Behutsamkeit an. Luther antwortete wieder; „Ich habe nie im Sinne gehabt, vom apostolischen Stuhle abzufallen. Will auch nicht bergen, was ich deshalb vor Scrupel in meinem Gemüthe habe. Ich lese itzt mit Fleiß das päpstliche Recht auf bevorstehende Disputation zu Leipzig, und — daß ich dem Herrn dies ins Ohr sage — ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sey, oder je sein Apostel; so gar erbärmlich wird von ihm in den decretis Christus, das ist, die Wahrheit verderbet und gekreuziget. Mich jammert ungemein, daß das arme Christenvolk unter dem Schein der Gesetze und christlichen Namens also verhöhnet wird. In mir wäch-

ſet immer mehr der Grund für die heil. Schrift.“

Indeſſen nahm die Diſputation zu Leipzig am 27. Jun. 1519 ihren Anfang, und dauerte bis zum 13. Jul. Jedesmal, ſo oft geſtritten wurde, war der Saal gedrängt voll von Zuhörern, die Luthers Freimüthigkeit und Gelehrſamkeit bewunderten. Da ſich Eck nicht auf Luthers, und Luther nicht auf Ecks Gründe einlaſſen wollte, ſo ward zwar eigentlich nichts ausgemacht, aber die allgemeine Stimme war doch auf Luthers Seite, und Eck ärgerte ſich nicht wenig, daß ihm ſein geträumter Triumph mißlungen war. Um ſich jedoch des Papſtes Gewogenheit (und vielleicht den allerſehnten Cardinalshut) aus allen Kräften zu verdienen, reiſete er im folgenden Jahre perſönlich nach Rom, um dort ſoviel Böſes als möglich von Luthern zu erzählen *). Unterdeſſen ließ ſich dieſer noch einmal von dem Herrn von Miltitz zureden, die Sache in Güte zu endigen, und etwa dem Pap-

*) So z. B. verbreitete Eck überall: Luther habe einen Teufel in einer Büchſe in der Taſche gehabt, der habe ihn durch böſe Künſte geſtärkt, daß er in der Leipziger Diſputation immer das letzte Wort behalten habe. Schrieb er deshalb doch ſelbſt dem Kurfürſten von Sachſen: er wiſſe nicht, wieviel daran ſey, aber das ſey wahr, an einem Finger habe Luther etwas an einem Fädlein und ſilbernen Ringlein getragen, darum viel Redens geweſen ſey.

ste ein rein orthodoxes Werkchen zu schicken, mit einem Briefe statt der Dedication, worin er die Lauterkeit seiner Absicht darstellte, und Ecken als den Urheber der letzten Hauptzänkerei angäbe. Dieser Brief ist ein Meisterstück von Naivetät; Schade, daß ich ihn nicht ganz hersetzen darf!

Im Eingange versichert er, er habe von des Papstes Person stets mit schuldiger Ehrfurcht gesprochen, und wer ihn einen Verläumder nenne, der lüge. „Das ist aber wahr, fährt er fort, ich habe frisch angetastet den römischen Stuhl, den man nennet den römischen Hof, von welchem auch du selbst und niemand auf Erden anders bekennen muß, denn daß er sey ärger und schändlicher, denn je kein Sodoma, Gomorra oder Babylonien gewesen ist. Und soviel ich merke, so ist seiner Bosheit hinfort weder zu rathen noch zu helfen. Es ist alles überaus verzweifelt und grundlos da worden. Darum hat michs verdrossen, daß man unter deinem Namen und der römischen Kirchen Schein das arme Volk in der Welt betrog und äffte. Darwider habe ich mich gelegt, und will mich auch noch legen, so lange mir mein christlicher Geist lebet. Nicht daß ich mich vermesse solcher unmöglichen Dinge, oder verhoffe etwas auszurichten in dem allergräulichsten römischen Sodom und Gomorra zuvor, dieweil mir soviel

wüthender Schmeichler widerstreben, sondern daß ich mich einen schuldigen Diener erkenne aller Christenmenschen, dahero mir gebühret, ihnen zu rathen und sie zu warnen, daß sie doch nicht allesammt verderbet würden von den römischen Verstörern."

Hierauf entwirft er ein grelles Gemälde von der Verderbtheit der römischen Curie, und bedauert den armen Papst, daß er in der schändlichen Gesellschaft sitzen müsse, wie das Schaf unter den Wölfen. Er versichert, es habe ihm immer leid gethan, daß so ein rechtschaffener Herr gerade jetzt habe Päpst werden müssen, der wohl besserer Zeiten würdig gewesen wäre. „Der römische Stuhl, sagt er, ist deiner und deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst seyn, der auch gewiß mehr denn du in der Babylon regieret. O wollte Gott, daß du, entlediget von der Ehre (wie deine allerschädlichsten Feinde es nennen), etwa von einer Pfründe oder deinem väterlichen Erbe dich nähren möchtest! Fürwahr, mit solcher Ehre sollte billig niemand denn Judas Ischarioth und seines Gleichen, die Gott verstoßen hat, geehret seyn. Denn sage mir, wozu bist du doch nütz in dem Papstthum, das je ärger und verzweifelter ist, je mehr es deiner Gewalt und Titel mißbrauchet, die Leute zu beschädigen an Gut und Seele, Sünd und Schand zu mehren,

Glauben und Wahrheit zu dämpfen? „O du allerunseligster Leo, der du sitzest auf dem allergefährlichsten Stuhl! Wahrlich ich sage dir die Wahrheit, denn ich gönne dir Gutes.

Er glaube, fährt er fort, ein ehrlicher Mann könne sich bei ihm, dem Papste, gar keinen größeren Dank verdienen, als wenn er ihm recht aufrichtig zu Gemüthe führe, in welchem „aufgesperrten Höllenrachen" er stecke. Dennoch würde er diese unangenehme Arbeit nicht unternommen haben, wenn man ihn nicht so sehr gereizt hätte. „Denn dieweil ich sahe, daß ihm nicht zu helfen, Kost und Mühe verloren war, habe ich ihn verachtet, einen Urlaubbrief geschenket, und gesagt: ade liebes Rom, stink fortan was da stinket, und bleibe unrein für und für, was unrein ist. Habe mich also begeben in das stille Gerüchte, zum geruhigen Studiren der heiligen Schrift, damit ich förderlich wäre denen, bei welchen ich wohne. Da ich nun hier nicht unfruchtbarlich handelte, that der böse Geist seine Augen auf, und ward das gewahr. Behende erweckte er mit einem unsinnigen Ehrgeiz seinen Diener Johann Ecken, einen sonderlichen Feind Christi und der Wahrheit; gab ihm ein, daß er mich unversehens risse in eine Disputation, und mich ergriffe bei einem Wörtlein von dem Papstthum gesagt, das mir ohngefähr entfallen war. Da warf sich auf der große ruhmräthige Held,

sprüete und schnaubete, als hätte er mich schon gefangen; gab für, er wolle zur Ehre Gottes und Preis der heil. römischen Kirche alle Dinge wagen und ausführen, blies sich auf, und vermaß sich deiner Gewalt, welche er dazu gebrauchen wollte, daß er als der oberste Theologus in der Welt berufen würde rc. rc."

Dennoch verspricht er abermals, alles ruhen zu lassen, wenn nur auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde. „Ich bin dem Hader feind, will niemand anregen noch reizen, ich will aber auch ungereizt seyn. Werde ich aber gereizt, so werde ich, ob Gott will, nicht sprachlos noch schriftlos seyn."

Zuletzt bittet er den Papst noch ganz treuherzig um Erlaubniß, ihm mit gutem Rathe an die Hand gehen zu dürfen. Vor allen Dingen möchte er die Schmeichler fliehen, denn gerade dies wären seine ärgsten Feinde. Darum, mein heiliger Vater, wollest ja nicht hören deine süßen Ohrensinger, die sagen, du seyst nicht ein lautrer Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fördern habe. Es wird nicht so geschehen, du wirsts auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stande, denn kein Mensch auf Erden. Laß dich nicht betrügen, die dir lügen und heucheln, du seyst ein Herr der Welt; die niemand wollen

lassen Christen seyn, er sey denn dir unterworfen; die da schwatzen, du habest Gewalt über den Himmel und Fegfeuer. Sie sind deine Feinde, und suchen deine Seele zu verderben, wie Esaias sagt: mein liebes Volk, welche dich loben und heben, die betrügen dich. Sie irren alle, die da sagen, du seyst über das Concilium und gemeine Christenheit. Sie irren, die dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter deinem Namen ihr unchristliches Fürnehmen in der Christenheit stärken mögen. Kürzlich, glaube nur keinem, der dich erhebet, sondern allein denen, die dich demüthigen. Das ist Gottes Gericht, wie geschrieben stehet, er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen, und erhoben die Geringen."

Mit diesen Schwertstreichen wechseln auch mitunter Witzesstiche ab. Der Papst, sagt er unter andern, heiße mit Recht Christi Statthalter, denn ein Statthalter sey nur in Abwesenheit des rechten Herrn Statthalter, und von Rom sey wahrlich der rechte Herr (Christus) sehr fern.

Das war der Brief, durch welchen Luther den Streit in Güte beilegen wollte. Wahrlich nur ein Deutscher konnte so mit dem allgefürchteten Haupte der Christenheit sprechen. Dennoch ist des Papstes Antwort noch viel befrem-

bender, als der Brief selbst. Leo nennt Luthern darin seinen geliebten Sohn, lobt ihn wegen seiner Gelehrsamkeit, und freut sich, daß er so bereit sey, alles zu widerrufen; ja er dankt dem allmächtigen Gott, der Luthers Herz zu dieser vernünftigen Besinnung gelenkt habe, und erbietet sich, nun auch seinerseits Gnade für Recht ergehn zu lassen, und ihm diesmal sein unziemliches Benehmen väterlichst zu verzeihen. Luther bekam diesen Brief nicht zu Gesichte, wohl aber erfuhr er, daß der emsige Dr. Eck so eben aus Rom mit einer großen Bannbulle gegen ihn zurückgekommen, die er mit größtem Eifer in beglaubigten Abschriften durch alle Hauptstädte Deutschlands zu verbreiten bemüht sey. Da er aber unablässig seine Streitigkeiten mit dem Papste durch kleine Schriften zur Sache des Publikums gemacht, und sich dadurch einen großen Anhang im Volk erworben hatte, so erfuhr er mit großem Vergnügen, daß Eck mit seiner Bulle nirgends durchdringen könne. An vielen Orten verbot der Magistrat geradezu das Anschlagen derselben, an andern riß das Volk sie wieder ab. In Leipzig hätten ihn die Studenten beinahe todt geprügelt. In Wittenberg, wohin er sie am 3. October 1520 schickte, ward sie gar nicht publizirt. Dagegen flogen mehrere kleine Flugschriften Luthers, z. B. „Schrift von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" —

„Schrift wider die Bullen des Antichrists" — „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römischen Bullen unrecht verdammt sind" — von Stadt zu Stadt durch das ganze Reich, und wurden begierig gekauft und gelesen. Schon ihre Titel verrathen den Geist ihres Inhalts. Die Papisten rafften sie emsig zusammen, und verbrannten sie an manchen Orten öffentlich als ketzerische Gräuel. Dadurch zum höchsten Zorn entflammt, beging Luther nun endlich eine Handlung, durch welche er sich entscheidend von aller Abhängigkeit vom Papste lossagte; er beschied die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag auf den 10. Decbr. 1520 Vormittags um 9 Uhr vor das Elsterthor; und nachdem daselbst die Studenten wetteifernd einen Scheiterhaufen aufgebaut hatten, zündete ein Magister ihn an, und Luther warf unter allgemeinem Jubel die päpstliche Bulle, das kanonische Recht und Ecks Schriften mit den biblischen Worten in die Flamme: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so verzehre dich das ewige Feuer!"

Die päpstlichen Emissarien boten alles Mögliche auf, den Eindruck zu vernichten, den diese auffallende That auf die Gemüther des Volks machen mußte. Vergebens gaben sie Schriften über Schriften gegen den Ketzer heraus; keine derselben wurde so häufig gelesen, als ein Aufsatz

von Luther, worin dieser seine That offen erzählte und rechtfertigte. Vergebens boten sie ihm Geld über Geld an, wenn er erst wiederriefe und dann schwiege; „die deutsche Bestie, schrieben sie nach Rom zurück, sehe weder auf Geld noch auf Ehrenämter.“ Eben so ward ihnen auch der Anschlag vereitelt, ihn heimlich zu ermorden. Mehrere Male entging Luther wie durch ein Wunder ihren eifrigsten Nachstellungen, und einmal, da er wirklich schon Gift im Leibe hatte, half sich die stärkere Natur durch heftige Ausleerungen, so daß es ihm nicht schadete. „Ich glaube, sagte er scherzend zu seinen Freunden, Gott gedachte: sie wollen ihn vergeben und tödten, so will ichs ihm zur Purgation machen.“ — Man wandte sich hierauf an die besten Köpfe unter den damaligen Lieblingsschriftstellern, und suchte sie zu bewegen, gegen Luthern zu schreiben. Aber eben weil sie die besten Köpfe waren, thaten sie es nicht. Erasmus, der witzigste, gelehrteste und aufgeklärteste Schriftsteller jener Zeit, dem Päpste und Könige schmeichelten *), schlug ein großes Bisthum aus, welches ihm der Papst anbieten

*) Er war von Geburt ein Holländer, ward Dr. der Theologie und kaiserl. Rath, und lebte von einigen reichen Pfründen, deren Einkünfte er abwechselnd in England, Holland und Deutschland, zuletzt in Basel verzehrte, wo wo er 1536 starb.

ließ, wenn er Luthern bekämpfen wollte, und antwortete den Gesandten freimüthig, ein Blättchen von Luthern sei ihm lehrreicher als der ganze Thomas und alle Scholastiker. Er verwendete sogar seinen ganzen Einfluß bei dem Kurfürsten von Sachsen dahin, daß dieser sich öffentlich für Luthers Beschützer erklärte; und dies war unstreitig für die ganze Reformation der vortheilhafteste Umstand, denn dieser Fürst stand nicht nur bei allen Reichsfürsten im größten Ansehen, sondern war sogar dem Papste zu gewissen politischen Zwecken unentbehrlich, daher erweckte unter jenen sein Beispiel eben soviel Nachahmung, als sein kühner Schritt bei diesem Schonung fand.

Noch einige andere erfreuliche Erscheinungen vereinigten sich mit den eben erzählten, um Luthers Muth zu erhöhen, oder richtiger, ihn in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Gott seine Sache zu seiner eigenen mache. Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen und Sylvester vom Schaumburg, drei Edelleute in Franken und der Pfalz, die im Rufe großer Tapferkeit und Biederkeit standen, schrieben Luthern, er solle getrost sein Werk fortsetzen, und wenn er in Wittenberg nicht sicher sey, so solle er auf ihre Burgen kommen, da wollten sie ihn ritterlich gegen alle seine Feinde beschützen, und wohl hundert von Adel wären bereit, sich dazu mit ihnen zu

vereinigen (1520). Das veranlaßte Luthern, eine Schrift herauszugeben: An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung, worin er die Nation auffordert, das Joch des Pfaffenthums abzuwerfen, dem Papst alle seine mit Unrecht erschlichenen Vorrechte mit Gewalt zu entreißen, ihm seinen bisherigen Einfluß auf die deutsche Kirche und seine daraus gezogenen ungeheuren Einkünfte rein abzuschneiden, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen, endlich aber die beleidigten Böhmen auszusöhnen, indem man ihnen öffentlich erkläre, daß ihr braver Lehrer und Landsmann Huß von dem Concilium zu Kostnitz eben so gottlos als treulos ermordet worden sey.

Diese Grundsätze wurden schnell genug befolgt. Nicht nur die große Menge junger Geistlichen, welche in Wittenberg studirt hatten, trug dazu bei, sondern auch die Fürsten, die das größte Interesse dabei hatten, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken. Viele Klöster wurden niedergerissen, manche zu andern Zwecken eingerichtet; mehrere Geistliche fingen an zu heirathen, und die päpstlichen Emissarien, besonders die Ablaßkrämer, wurden überall verhöhnt *).

*) Als Tezel aus Jüterbock zog, wo er sich lange aufge-

Das zweijährige Interregnum zwischen Kaiser Maximilians Tode und seines Nachfolgers Ankunft in Deutschland war diesen Veränderungen nicht wenig günstig.

Soviel für jetzt von diesem großen Manne. Bald werden wir ihn wiedersehen. Nur noch eine Bemerkung zum Schlusse. Die Begeisterung für eine große Wahrheit, die man gefunden, reinigt die Seele von aller Begierde, einen kaufmännischen Vortheil von seinem Ruhme zu ziehen. Daher die bewundernswürdige Uneigennützigkeit Luthers. Alle seine Schriften gab er den Buchdruckern umsonst, keine einzige seiner Vorlesungen ließ er sich bezahlen, und doch war sein Gehalt so schmal, daß es nur eben für die dringendsten Bedürfnisse hinreichte. Sein Kleid war eine grobe Mönchskutte, die er so lange trug als sie nur halten wollte. Zuweilen erbarmte sich der Kurfürst seiner, und schenkte ihm Tuch zu einer neuen. Auf ein Geschenk dieser Art erwiederte er 1516 dem Beichtvater des Kurfür-

halten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zettel erhalten hatte, nahm er ihm seinen vollen Geldkasten weg, tief lachend, daß ich die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbock, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufgehoben wird.

sten, es sey viel besseres Tuch, als sich für eine Kutte schicke; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde ers nicht tragen. Erst in seinen spätern Jahren dachte er darauf, seiner Familie ein kleines Eigenthum zurücklassen zu können.

---

4.

## Philipp Melanchthon.

(Geb. 1497, 16 Febr. † 1560, 19. Apr.)

Der berühmte Name des treuen Freundes und Gehülfen Luthers in dem großen Reformationswerke, bei dessen Bildungsgeschichte wir billig auch einige Augenblicke verweilen müssen. Sein Geburtsort ist Bretten, ein kleines Städtchen in der Unterpfalz. Hier wohnte in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ein wackerer Amtmann, Namens Reuter, dessen Tochter Barbara an einen eben so braven Mann, den Waffenschmid und Stückgießer Georg Schwarzerd verheirathet war. Beide Familien lebten in herzlicher Freundschaft mit einander, und besonders herrschte unter den jungen Eheleuten diejenige liebevolle Eintracht, welche nie verfehlt, die Kinder, welche aus solcher Ehe

hervorgehen, zu liebenswürdigen und glücklichen Menschen zu machen. Beide waren überdies von sanftem Charakter, sehr arbeitsam und genau, und nach dem Geiste jener Zeit sehr religiös. Selbst des Nachts stand der fromme Schwarzerd aus dem Bette auf, um knieend ein Gebet zu verrichten.

Zwei Söhne und drei Töchter entsprangen aus dieser Ehe, und auf sie vererbte sich der Geist dieser musterhaften Eltern. Philipp, der älteste von jenen, zeigte schon früh die größten Anlagen, ein hellsehender, vielwirkender Mann zu werden. Ein leichter Sinn, eine ruhige Besonnenheit, eine liebenswürdige Bescheidenheit, verbunden mit äußerer Anmuth in Gang und Stimme, machten ihn in jeder Gesellschaft beliebt. Aber er war noch nicht 11 Jahre alt, als er schon seinen Vater durch einen frühen Tod verlor. Noch auf dem Sterbebette ermahnte ihn der brave Mann, sein Lebelang Gott vor Augen zu haben, denn es seyen schreckliche Veränderungen in der Welt, und böse Zeiten zu fürchten. „Ich habe, waren seine Worte, viele und große Dinge in der Welt erlebt, aber noch größere stehen bevor. Gott mag dich leiten und regieren!“

Nach seinem Tode nahm sich der Großvater Reuter der verwaiseten Kinder redlich an. Philipp erhielt einen Hofmeister, Johann Unger, der sich mit ganzer Seele dem Geschäfte seiner

Erziehung hingab, und sich bemühte, eine recht große Menge von Begriffen in seinem Kopfe zu entwickeln. Doch auch der Großvater starb bald, Unger verließ die Familie, und der junge Philipp ward nun nach Pforzheim in die öffentliche Schule geschickt. Der Rector dieser Anstalt war ein besonderer Freund der griechischen Sprache, und da diese in der Schule eigentlich nicht gelehrt ward, so versprach er, denjenigen Schülern, die im Lateinischen recht fleißig seyn würden, darin besondern Unterricht zu ertheilen. Philipp gehörte mit zu diesen Auserwählten, und ward bald des Rectors Liebling. Als nun um diese Zeit Johann Reuchlin, ein berühmter Humanist jener Zeit, durch Pforzheim kam, und von dem Fleiße des Knaben, dem er verwandt war, hörte, war er darüber so erfreut, daß er ihm nicht nur mehrere Bücher schenkte, sondern ihm auch einen griechischen Namen aufdrang, der eine wörtliche Uebersetzung des Namens Schwarzerd war — Melanchthon; nach einer damals unter den Gelehrten sehr gewöhnlichen Sitte.

Seine frühe Reife machte ihn schon im 14. Jahre zur Universität geschickt. Er ging (1510) nach Heidelberg, und von da (1512) nach Tübingen. Auf dieser letztern Universität kam ihm zuerst eine Bibel zu Gesicht, die ihn, so wie Luthern, zur nähern Erforschung der Lehre Christi und seiner Schüler reizte. Von jetzt an war

sein

sein Beruf zur Theologie entschieden. Er ver- warf, wie Luther, sogleich die trockenen, ver- worrenen Philosopheme der Scholastiker, und überließ sich einzig dem Studium der Bibel, von welcher er sich, sobald er konnte, ein Exem- plar zu eigen machte.

Sechs Jahre hatte er in Tübingen gelebt, als sein Oheim Reuchlin vom Kurfürsten von Sachsen den Auftrag erhielt, ihm einen tüchti- gen Philologen für seine Universität Wittenberg vorzuschlagen. Reuchlin erinnerte sich sogleich sei- nes fleißigen Vetters, die Sache ward schnell abgemacht, und 1518 zog der 21jährige Profes- sor Melanchthon in Wittenberg an. Ungeachtet seiner Jugend ging doch schon ein großer Ruf der Gelehrsamkeit vor ihm her, die Universität zu Leipzig veranstaltete sogar bei seiner Durch- reise ein Fest zu seiner Ehre. Seine Vorlesun- gen wurden eifrig besucht, (oft las er vor 2000 Zuhörern); er besaß die Gabe des faßlichen und angenehmen Vortrages in einem ungewöhnlichen Grade, und soviel Bescheidenheit bei soviel Ein- sicht, war in jenen Zeiten eine seltene Erscheinung.

Zufällig war Luther Melanchthons erste Be- kanntschaft in Wittenberg. Sie wurden bald Freunde, und blieben es bis in den Tod. Die Natur selber schien sie für einander geschaffen, und einen durch den andern ergänzt zu haben. So wie Melanchthon mit allen seinen Kennt-

nissen und Einsichten keine Reformation würde zu Stande gebracht haben, so würde Luther durch seinen Ungestüm ohne des Freundes leitende Hand in tausend Verwirrungen gerathen seyn; und wie Melanchthon fühlte, daß Luthers Muth und Sicherheit ihm fehle, so ehrte Luther dagegen Melanchthons gründlichere Kenntniß und ruhigere Fassung. „Ich danke es meinem guten Philipp, schreibt Luther unter andern, daß er uns griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Diese gerechte Anerkennung seines Verdienstes erwiederte Melanchthon mit einer gegenseitigen Achtung, die an Verehrung gränzte. Gewöhnlich nennt er ihn in seinen Schriften ausschließungsweise den Doctor. Sein Betragen gegen ihn war nachgebend und vorsichtig. Er erklärt sich darüber in einem Briefe, der einige Zeit nach Luthers Tode geschrieben ist. „Luther, sagt er, war bei seinen großen Tugenden von Natur hitzig und aufbrausend. Oft mußte ich ihm eine sklavische Unterwürfigkeit beweisen, da er zuweilen mehr seinem Temperamente folgte, und weniger auf seine Person und das allgemeine Beste Rücksicht nahm. Er konnte es nicht gut leiden, wenn man von seiner Meinung abwich." Wie glücklich mußte sichs also treffen, daß der Mann,

der Luthern in Ansehung des **Wissens** so weit übertraf, ihm in Ansehung des Muthes zum **Handeln** so weit nachstand. Nur daher kam es, daß ihr Ehrgeiz während einer Laufbahn von 28 Jahren nie feindselig zusammenstieß, und die zum Wohl des ganzen Reformationswerks so nöthige Harmonie nirgends störte.

Welch ein Mann dieser Melanchthon gewesen seyn müsse, erhellet schon daraus, daß selbst der strahlende Glanz eines Luther ihn nicht verbleichen konnte. Wer beide kannte, war zweifelhaft, welcher von ihnen der Größere sey; ja viele, denen Luthers rasche Anmaßungen misfielen, traten der guten Sache nur um Melanchthons willen bei. Seine unermüdete Thätigkeit, die selbst des kränklichen Körpers spottete, die Gründlichkeit seiner Untersuchungen, die Klarheit seiner Darstellungen, die heitere Ruhe bei den Einwürfen seiner Gegner — dies alles nöthigte seinen Zuhörern Bewunderung ab. Ein Fremder, der einmal seinen Vorlesungen beigewohnt hatte, versicherte, die Apostel könnten Jesu nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten dem Melanchthon. Eins seiner größten Verdienste war, daß er die Wissenschaften, die damals auf Schulen gelehrt wurden, in eine bequemere Form brachte, zweckmäßigere Schulbücher für dieselben schrieb, und besonders für die Erlernung der alten Sprachen bessere Methoden er-

fand. Durch ihn wurde die griechische Sprache im nördlichen Deutschlande eigentlich erst recht bekannt. Er schrieb eine griechische Grammatik, welche 28, und eine lateinische, welche 32 Auflagen erhielt. Wir haben von ihm eine Logik, eine Ethik, eine Rhetorik, Poetik, Physik ꝛc. die für ihre Zeiten vortrefflich waren. Dadurch, daß er das neue Testament zuerst aus dem Griechischen erklärte, und wohlfeile Abdrücke einzelner Bücher desselben den Studirenden in die Hände gab, arbeitete er Luthern ungemein in die Hand; und dieser hielt ihn nach seiner religiösen Vorstellung für ein Hauptwerkzeug, welches Gott ihm zur Begründung seines Werks zugesandt habe. Es wird in der Folge erzählt werden, daß Luther einmal nach Worms zur Verantwortung gerufen ward. Als er dahin abreisete, verließ er seinen Freund Melanchthon mit den Worten: „Komme ich nicht wieder, und morden mich meine Feinde, wie es leicht geschehen kann, so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier seyn kann. Du kannst es noch besser machen. Darum ist auch nicht viel Schade um mich; bleibst du doch noch da. An dir hat der Herr noch einen gelehrteren Streiter.“

Melanchthons Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe ging so weit, daß er sich nicht getrauete,

eine Reise zu seiner geliebten Mutter zu machen, noch zu heirathen, aus Furcht, sich dadurch zu sehr zu zerstreuen. Zu beiden Dingen mußte ihn Luther erst lange ermuntern. „Reise du, lieber Bruder Philipp, in Gottes Namen! sagte er zu ihm. Hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist auch oft unterweges gewesen. Er besuchte selbst zu Zeiten seine Verwandten und Freunde. Was ich aber von dir verlange: komm bald wieder zu uns. Ich will dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen. Und damit gehst du!" Die Reise ging glücklich von Statten. Als er sein geliebtes Bretten zuerst von ferne erblickte, stürzten ihm die hellen Thränen aus den Augen; er mußte vom Pferde steigen und auf die Knie fallen. „O vaterländischer Boden! rief er aus. Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn wiedersehen ließest!" — Seine Heirath ward am 25ten Nov. 1520 vollzogen. Seine Gattin, die Tochter eines wittenbergischen Bürgermeisters, Hieronymus Krapp, kam ihm an Sanftmuth und Nachgiebigkeit gleich. Sie machte ihn sehr glücklich, und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Einige Stellen aus den Briefen, worin er seinen Freunden seine Heirath anzeigte, verdienen hier als Proben von seiner klaren und richtigen Denkart einen Platz. „Ich habe alle Gründe erwogen, schreibt er, welche dabei in

Ueberlegung kommen mußten, und bin endlich dem Rathe meiner Freunde gefolgt. Ich hasse die menschenfeindlichen Gesinnungen, nach welchen man eine gewisse Ehre und Weisheit darin sucht, das weibliche Geschlecht zu verachten, und sich dem Ehestande zu entziehen. Mag das weibliche Geschlecht seine Schwachheiten haben: auch die Männer haben die ihrigen. Wir wollen es ehren, schützen und verbessern, und, wenn wir mehr Stärke und Kraft besitzen, den Beweis davon dadurch geben, daß wir sie unterstützen, nicht daß wir sie verachten." — Und an einem andern Orte schreibt er: „Der Gedanke, Kinder zu haben, ist angenehm und wichtig zugleich. Jenes, weil ich mir nichts erfreulichers zu denken weiß, als junge Seelen um sich zu sehen, die mit mir so nahe verwandt sind: dieses, weil nichts wohl mehr Verantwortung auf sich hat, als die Erziehung künftiger Bürger für die Welt. Wenn ich mir das vorstelle, so denke ich mir die Ehe als eine der edelsten und größten Verbindungen auf der Erde."

Schade, daß eine zu ausschließlich gelehrte Erziehung diesen herrlichen Mann für das öffentliche, handelnde Leben durchaus verdorben hatte. Selbst zum Predigen konnte er nie bewogen werden, und da wo man ihn zuweilen einmal wider seinen Willen mit in das große Reformationswerk hinein zog, that er jeden Schritt mit Angst

und Beklommenheit. „Ach, schreibt er einmal bei einer solchen Gelegenheit, wenn man mich doch nicht aus meinem Hörsaale abrufte, und mich nur zum Besten der Jugend ungestört arbeiten ließe! Das ist meine Ruhe und Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt." Und in der That, als er Luthern nicht mehr hatte, glich er der Rebe, die ihren Stab verloren hat. All sein Muth sank dahin, und sein süßester Trost bei den nachher ausbrechenden Drangsalen waren — Thränen. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen verzehrt mich, schreibt er. Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe erblicke, ob ich ihn ausweinen könnte, wenn ich auch eben soviel Thränen vergießen wollte, als die Elbe Wellen wirft." Die Lutheraner haben es ihm auch vielfältig vorgeworfen, daß er, wenn es von ihm abgehangen hätte, in Gottes Namen wieder alles zum Alten zurückgeführt haben würde.

Dem Körper nach war Melanchthon klein und hager, aber sein blondes Haar, seine breite, offene Stirn und seine hellen Augen machten sein Gesicht sehr interessant. Eine Schulter trug er etwas niedriger, als die andere. In Gesellschaft war er heiter und gesprächig, nicht selten auch witzig, nur daß er, seinem furchtsamen Charakter zufolge, seine Worte sorgfältig abwog, und auf eine plötzlich empfangene Sottise oder Belei-

digung gewöhnlich erst nach einer Viertelstunde antwortete. Lateinisch sprach er besser als deutsch, auch sind seine meisten Schriften und Briefe in jener Sprache geschrieben. Seine Thätigkeit verließ ihn auch in seiner letzten Schwäche nicht, und noch den Tag vor seinem Tode trug er selber das Manuscript seines letzten Osterprogramms in die Druckerei.

---

## 5.

## Karl V.

(1519 — 1556.)

Nach Kaiser Maximilians Tode waren die Kurfürsten über die Wahl seines Nachfolgers in nicht geringer Verlegenheit. Maxens Enkel, Karl I. von Spanien, den der Verstorbene selbst so eifrig empfohlen hatte, und dessen Unterhändler auch jetzt unermüdet für ihn wirkten, hatte doch gar vieles gegen sich. Von seinen Fähigkeiten hatte man damals eine viel geringere Meinung, als die war, zu welcher seine folgenden Thaten berechtigten, und bei seinen zerstreuten auswärtigen Besitzungen mußte man fürchten, daß er zu oft vom Reiche abwesend seyn werde. Dieselbe Besorgniß trat jedoch auch bei seinem Nebenbuhler, dem König Franz I. von Frankreich ein dessen Gesandten, allen deutschen Patrioten zum

Aergerniß, mit Maulthieren, die mit Geldsäcken beladen waren, zu den Fürsten herumzogen, um deren Stimmen zu gewinnen. Dazu sträubte sich der natürliche Widerwille des Deutschen gegen alles, was französisch heißt, unendlich mehr gegen die französische als gegen die spanische Oberherrschaft. Selbst die deutsche Abkunft war für Karln eine bedeutende Empfehlung. Maximilians gewiegte Minister, die Karl sogleich in seinen Sold nahm, wußten alle diese Umstände vortrefflich zu benutzen, und hätten vielleicht ohne Weiteres ihrem neuen Herrn die nöthigen Stimmen verschafft, wenn nicht durch des Papstes Einwirkung, der weder Franzen noch Karln eine Erhöhung ihrer Macht gönnte, die Kurfürsten schnell bestimmt worden wären, statt aller mächtigern Ausländer dem Würdigsten aus ihrer Mitte, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, mit dem Beinamen des Weisen, die Kaiserkrone anzubieten.

Dieser treffliche Fürst, den wir schon als Luthers Beschützer kennen, war sehr gerührt von diesem Beweise der allgemeinen Achtung der Nation, aber — mit einer Enthaltsamkeit, von der man wenig Beispiele finden möchte — entsagte er dieser Ehre mit der festesten Beharrlichkeit. Die Gefahr, meinte er, in welche das Reich mit jedem Jahre mehr durch die Nähe der Türken gerathe, erfordere einen mächtigen Kaiser, und wo möglich einen Oestreicher, weil dieser ver-

möge der Lage seiner Länder das nächste Bedürfniß habe, jene wüthenden Feinde mit Nachdruck zu bekämpfen; und da nun der Enkel Maximilians alle Eigenschaften besitze, von denen sich eine kräftige Handhabung der Regierung erwarten lasse, so gebe er diesem vor allen andern seine Stimme. Die Autorität eines so angesehenen und so uneigennützigen Fürsten entschied jetzt die Sache, und Karl ward nun doch endlich (am 28. Jun. 1519) zum deutschen Kaiser erwählt.

Ein Eilbote brachte die frohe Nachricht in neun Tagen von Frankfurt nach Barcellona, wo Karl sich damals aufhielt. Seine Freude darüber war so groß als Franzens Verdruß, und von dieser Zeit an schreibt sich die Eifersucht zwischen beiden Monarchen, die erst mit ihrem Tode aufhörte. Beide hatten zuviel Berührungspunkte, als daß nicht eine stete Reibung zwischen ihnen vorherzusehen gewesen wäre, und beide waren sich in ihren Kräften zu gleich, als daß man ein baldiges Ende der Zwistigkeiten hätte erwarten können. War gleich Karl das Oberhaupt des deutschen Reichs, König von Spanien und Neapel, Herr der Niederlande und der weitläuftigen Besitzungen in Amerika, so standen doch Franzen, vermöge seiner weit fester gegründeten Herrschaft über das ringsum vereinigte und besser organisirte Frankreich, weit größere Hülfsquellen zu Gebote, während Karl überall nur eine sehr un-

sichere und beschränkte Herrschaft über sehr getheilte Provinzen ausübte. Mit weit größerer Leichtigkeit brachte er Steuern auf, rief er ein Heer zusammen, als Karl, der oft seine mächtigen Stände vergebens bitten mußte, und der besonders in Deutschland wohl zehn Reichstage ausschreiben konnte, ohne von den eigensinnigen oder mistrauischen Fürsten eine Hülfe von ein Paar tausend Gulden zu erhalten.

Es war indessen zu fürchten, daß Karl aus so vielen getheilten Kräften sich mit der Zeit eine ungetheilte zusammensetzen möchte, durch welche er dann doch ein entschiedenes Uebergewicht in Europa erlangen könnte. Dies zu verhindern bot Franz alle seine Kräfte auf. Er suchte den Papst und England auf seine Seite zu ziehen. Dies Reich ward damals von einem jungen eiteln Könige, Heinrich VIII. regiert, der wiederum ganz von seinem Liebling und Minister, dem Kardinal Wolsey, abhing. Beiden schmeichelte Franz mit der größten Sorgfalt, er schämte sich nicht, den Kardinal seinen Vormund, Lehrer und Vater zu nennen. Auch Karl hielt die Freundschaft beider Männer wünschenswerth, aber er griff es kräftiger an, sie zu erhalten. Auf seiner Reise von Spanien nach Deutschland *)

*) Er reisete zur See von Spanien nach den Niederlanden, und von da zu Lande nach Deutschland.

machte er dem König auf einige Tage persönlich seinen Besuch, der sich dadurch nicht wenig geehrt fühlte; und dem Kardinal versprach er ein fortdauerndes Jahrgeld von 3000 Pfund: denen er bald darauf noch 7000 zulegte; er nannte ihn seinen theuersten Freund, und nährte durch listig gestellte Worte die Hofnung in ihm, einst die päpstliche Krone zu erlangen. So gelang es ihm, daß er die beiden Herren bezaubert von seiner Artigkeit und Klugheit verließ, und Franzen um einen gehofften Bundesgenossen ärmer machte; denn obgleich Heinrich, einem früheren Versprechen zufolge, bald darauf einen Besuch in Frankreich ablegte, so schied er doch mit sichtbarer Kälte von Franzen *), und machte von da aus sogleich eine Reise zu Karln, der sich damals in Gravelingen aufhielt. Dieser, hoch erfreut über den Gegenbesuch, erzeigte seinen

*) Daran hatte unstreitig folgender Umstand einen beträchtlichen Antheil: Franz hatte an dem Orte der Zusammenkunft ein glänzendes Lager veranstaltet, in welchem sich die Ritter mit allerhand kriegerischen Spielen belustigten. Den eiteln Heinrich kam dabei die Lust an, einmal mit Franzen zu ringen, und dieser, geübt in solchen Dingen, nahm nicht nur den Antrag an, sondern warf auch Heinrichen nach den ersten Wendungen im Angesicht aller Franzosen sehr unsanft zu Boden. Beschämungen dieser Art haften bekanntlich tief und schmerzlich.

Gästen — auch Wolsey war mitgekommen — die größte Aufmerksamkeit (Jul 1520) und reisete von da nach Aachen zur Krönung. Am 23. Oct. wurde diese Feierlichkeit mit großer Pracht begangen, indem der junge Kaiser nichts unterließ, was die große Meinung der Deutschen von seiner Macht und seinem Reichthum erhöhen konnte.

Von Aachen ging er nach Kölln, von wo er ein weitläuftiges Circular an die sämmtlichen Fürsten erließ, in welchem er sie auf heil. drei Königstag 1521 nach Worms auf einen Reichstag einlud. Dies Schreiben war mit einer solchen Einsicht in die kleinsten Zweige der deutschen Reichsverfassung abgefaßt, daß sich gleich auf den ersten Blick ergab, Karl habe seine Räthe vortrefflich zu wählen verstanden. Man machte sich also darauf gefaßt, eine Regierung zu erfahren, wie das Reich sie lange vermißt hatte.

---

## 6.
## Der Reichstag zu Worms.
(1521.)

Zahlreicher und glänzender als diesmal war seit langer Zeit keine Fürstenversammlung gewesen. Jeder war begierig zu sehen, wie sich der

neue Kaiser bei dieser ersten wichtigen Gelegenheit benehmen werde. Auch ein päpstlicher Nuntius war erschienen, um die Sache der neuen lutherischen Ketzerei zur Sprache zu bringen. Mit Erstaunen hatte dieser auf seiner Hinreise die enthusiastische Bewegung bemerkt, welche Luthers Schriften überall verursachten, und die sonst ganz ungewöhnliche feindselige Stimmung gegen Papst und Geistlichkeit, wovon er selber sogar an manchen Orten sehr empfindliche Wirkungen erfahren mußte. Das gab seiner Rede auf dem Reichstage um so schärfere Stacheln; und es ward der Beschluß gefaßt, daß man Luthern selber eiligst herbeirufen solle, um ihn öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen. Der Kurfürst von Sachsen willigte hierein nicht eher, als bis ihm der Kaiser freies Geleit und eine völlig sichere Rückkehr versprochen hatte. Jetzt trat Luther freudig die Reise an, obwohl von einem schleichenden Fieber so entkräftet, daß er fast unterweges liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich alles Volk, ihn zu sehen. Aber je näher er seinem Ziele kam, desto mehr nahmen auch die schreckenden Gerüchte zu; ja, da er schon nahe vor Worms war, schickte ihm noch sein Freund Spalatin einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. Er aber gab die bekannte

Antwort: „ich werde kommen, und wären soviel Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern."

Der Auflauf des Volks bei seiner Ankunft in Worms (16. Apr.) war ungeheuer. Der Reichserbmarschall, der ihn am folgenden Tage vor die Reichsversammlung führte, mußte mit ihm durch Gärten und Hinterhäuser kriechen, um ihn nur durchzubringen. Bleich und abgemattet von der Krankheit, war der erste Eindruck, den er auf die Versammlung bei seinem Eintritt machte, nicht der vortheilhafteste. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich ein Ketzer würde," soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage eines Kanzlers, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete er, noch etwas befangen und sehr ehrfurchtsvoll, die Frage sey so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. Der Kanzler erwiederte im vornehm wegwerfenden Tone, er hätte ja wohl unterweges Bedenkzeit genug gehabt, und habe sich doch leicht vorstellen können, weswegen man ihn herberufen. Dennoch ließ man ihn gehen, und beschied ihn auf den andern Tag.

Wer könnte sich nicht Luthers Gefühle denken, mit denen er zum ersten Male diese Gesellschaft verließ. Er mußte sichs gestehen, daß es doch keine Kleinigkeit sey, vor Kaiser und Reich das zu verantworten, was er bisher nur von seiner Kanzel daheim gepredigt, oder von seiner

Studirstube aus ins Publikum geschrieben hatte. Das Herz hatte ihm fühlbar gepocht, er hatte sich nicht so dargestellt, als es wohl sein Vorsatz gewesen seyn mochte, und des Kanzlers Verweis war nicht unverdient gewesen. Nun sollte er wieder erscheinen. Diesmal mußte er sich zusammennehmen, oder er wäre der Spott der Versammlung geworden. Sein Kurfürst unterließ auch nicht, ihn mit kräftigem Zuspruch zu stärken, und der mächtige Landgraf von Hessen, der Luthers Schriften mit Vergnügen gelesen hatte, trat gleichfalls zu ihm, und sagte: „Strebest du mit Recht vorwärts, so möge dir Gott helfen!"

Die Sitzung des folgenden Tages währte lange, und Luther ward erst gegen Abend vorgeführt. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thüre des Saals befand sich unter andern ein alter wackrer Ritter, Georg Frondsberg. Dieser klopfte Luthern, als derselbe sich neben ihm hindrängte, auf die Schulter, und sagte theilnehmend zu ihm: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster in dem allergefährlichsten Treffen nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sey nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

Wirklich war auch Luther an diesem Tage durchaus nicht der geblendete, befangene Mann

von

von gestern, sondern beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit der größten Ruhe und Geistesgegenwart. Das Resultat von allem war, daß er alles widerrufen wolle, was man ihm aus der Schrift als ungöttlichen Trug widerlegen werde. Hierauf antwortete ihm der Kanzler, das sey eine gehörnte Antwort; man sey nicht hier, um mit ihm zu disputiren; die Frage sey, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Wohl, entgegnete Luther, weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich euch eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat. Ich glaube weder dem Papst noch seinen Concilien, denn beide haben oft genug geirrt, und sich selbst widersprochen. Ich kann und werde also nichts widerrufen, es sey denn, wie gesagt, man widerlege mich aus der heil. Schrift; denn es ist nicht gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle, würdevolle Ton, in dem er diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Am meisten freute sich sein Kurfürst über seine Fassung. Als er aus der Versammlung kam, sagte er zu seinem Rathe Spalatin: „O wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Uebrigens war Luther gleich nach obiger Erklärung entlassen worden,

und es ward ein kleinerer Ausschuß von Fürsten erwählt, die ihn wo möglich noch durch Privatunterredungen auf andere Gedanken bringen sollten. Er beharrte aber fest bei seiner Erklärung, und schied von ihnen mit den Worten Gamaliels aus der Apostelgeschichte: „ist das Werk aus dem Menschen, so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen.“

Man deutete ihm hierauf an, daß er nun wieder abreisen könne. Mehrere Geistliche wollten den Kaiser bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, und mit ihm, wie mit Huß zu verfahren, aber das verabscheute Karl. Dagegen konnte er den Beschluß des Processes gegen Luther nicht hemmen, welcher dahin lautete, daß dieser Ketzer in die Acht verfallen sey, und als ein excommunicirter Verbrecher aller bürgerlichen Rechte verlustig seyn solle, und daß jeder, der ihn beherberge, gleiche Strafe zu erwarten habe. Glücklicher Weise ward dies Dekret erst vier Wochen nach Luthers Abreise von Worms (26. May) erlassen, als Luther schon vollkommen in Sicherheit war.

---

## 7.

## Luther auf der Wartburg.

(Mai 1521 — März 1522.)

Diese Sicherheit verdankte er der gütigen Fürsorge seines Landesherrn, Friedrichs des Weisen, welcher ganz besondere Vorkehrungen treffen ließ, um Luthern wenigstens in der ersten Zeit, da das Dekret noch neu war, vor den mörderischen Nachstellungen irgend eines feilen Pfaffenknechts zu schützen, zugleich aber auch sich selber nicht Verdruß zu machen, wenn es von ihm hieße, er berge einen von Papst und Kaiser geächteten Ketzer. Zu dem Ende scheint er schon zu Worms mit Luthern die nöthige Verabredung getroffen zu haben. Luther hatte auf seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möre bei seinen Verwandten zugebracht, als er am 4ten Mai des Morgens von dort abreisete, um über Schweina und Altenstein weiter zu fahren. In der Nähe des letztern Schlosses ward der Wagen plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luthern heraus rissen, mit ihm waldeinwärts jagten, und die übrige erschrockene Reisegesellschaft weiter ziehen ließen. Nachdem er eine Weile neben ihren Pferden hatte mitlaufen müssen, setzten sie ihn selbst auf ein Pferd

und trabten mehrere Stunden lang durch allerlei Holzwege im Walde mit ihm herum, bis sie an das feste Bergschloß **Wartburg** kamen, welches eine Stunde von Eisenach mitten im Walde liegt. Hier wiesen sie ihm ein Zimmer an, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war, und ein verschwiegener Haushofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sey; er galt für einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Auch hatte man, um die Neugierigen irre zu führen, für eine ritterliche Kleidung für ihn gesorgt, und den Bart mußte er sich gleichfalls wachsen lassen, wie es unter Kriegsmännern Sitte war. So ahnete niemand, daß er der berühmte Doctor Luther sey, und da es eine Zeitlang ganz still von ihm war, so glaubten seine Freunde und Feinde, er sey gestorben.

Er ward indessen dort oben nicht müde, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten, die denn allerdings bewiesen, daß er sich noch wohl befinden müsse, Aber wo er stecke, konnte niemand erfahren. Ob der Kaiser es gewußt habe, ist ungewiß. Bei den vielen Verbindlichkeiten, die er gegen den Kurfürsten hatte, wäre es sehr natürlich gewesen, wenn er zu die-

ser listigen Verhehlung die Augen zugedrückt hätte, wenn man nicht auch sonst schon annehmen dürfte, daß er gar keinen innern Antrieb gehabt habe, Luthern Böses zu gönnen. Denn die freie Erziehung, die dieser junge Monarch in den Niederlanden genossen, hatte seinen Kopf von allen religiösen Ideen seines Zeitalters durchaus rein erhalten, und während seiner ganzen Regierung hat die Religion für ihn immer nur ein politisches Interesse gehabt. Ohne also von einer eigenen Meinung vorher eingenommen zu seyn, waren ihm theologische Streitigkeiten an sich sehr gleichgültig, und als Freund der Wahrheit muß ihn Luthers Freimuth nothwendig angenehm überrascht haben. Und wäre er allein Kaiser in Deutschland gewesen, wer weiß, ob er sich nicht bald genug zu der Partei der lutherisch gesinnten Reichsfürsten geschlagen, und das ganze päpstliche Joch zuerst abgeschüttelt hätte. Aber er war zugleich König von Spanien und Neapel, zwei Länder, in denen die Anhänglichkeit an die katholische Religion an Schwärmerei gränzte, und wo gewiß das ganze Volk in Masse gegen ihn aufgestanden seyn würde, wenn er sich nur mit einer Miene hätte merken lassen, daß er die lutherische Ketzerei begünstige. Auch den Papst brauchte er vor der Hand noch viel zu nothwendig, als daß er ihn hätte ungescheut erzürnen dürfen. Er konnte also bei dem ganzen

Handel keine bessere Partei ergreifen, als daß er sich so wenig als möglich darein mischte, dem herkömmlichen Gesetze seinen Lauf ließ, und Luthers Freunden, so lange es gehen wollte, durch die Finger sah.

Luther hatte hier, wo ihm die nöthige Zerstreuung fehlte, wieder sehr mit fleischlichen Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Aber auch geistige Anfechtungen glaubte er zu haben, zu denen wir jetzt freilich lächeln müssen, die aber doch einen sehr ernsthaften Beweis davon abgeben können, wie fest die Vorurtheile der Kindheit wurzeln, und wie schwer sich selbst der hellste Kopf von allen falschen Vorstellungen seiner Zeit losmachen könne. Luther hatte nämlich den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes, und dieses Hirngespinst machte ihn so unruhig, daß er bei dem kleinsten Rascheln, das er hörte, sich schon gefaßt hielt, vom Teufel geholt zu werden. Die Erzählung, daß er einmal das Tintenfaß nach ihm geworfen, mag wohl ein Mährchen seyn, aber folgendes erzählte er selbst nachher sehr oft als sichere Thatsache: „Als ich Anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg im Pathmo *) saß, da war ich ferne von Leuten in einer Stube, und

*) Pathmos hieß die Insel, auf welche der Evangelist Johannes verbannt ward.

konnte niemand zu mir kommen, als zween Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselben in meinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer, und legte mich zu Bette. Da kömmt mirs über die Haselnüsse, hebet an und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebts an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu, und sprach: Bist du es, so sey es! — befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: alles hast du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet, und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Die große Wirkung, die seine Schriften auf die ganze deutsche Nation hatten, begeisterten Luthern nun zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtseyn göttlicher Hülfe, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtete. Er sprach zu Königen und Fürsten in einem Tone, den jeder ruhige Beobachter tadelnswerth finden mußte, der ihm aber gerade bei dem erhitzten Volke den

größten Beifall verschaffte. So schrieb er an den Kardinal Erzbischof Albert von Mainz, der kürzlich wieder einen Ablaßkrämer nach Halle geschickt hatte: er habe seiner und des Hauses Brandenburg bisher geschonet, weil er dem Unverstande und der Unerfahrenheit des Kurfürsten die meiste Schuld von seinen Handlungen beigemessen habe: jetzt wolle er ihm endlich ansagen, wo nicht der Abgott abgethan würde, so wolle er den Kurfürsten wie den Papst öffentlich antasten, allen Gräuel Tezels auf ihn schieben, und aller Welt zeigen, welcher Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolfe sey. Er erwarte auf diesen Brief in 14 Tagen Antwort; wären diese aufgelaufen, so würde sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen. — Noch viel derber, war ein Schreiben, welches er an den König Heinrich VIII. von England ergehen, und zugleich durch den Druck bekannt machen ließ. Heinrich, der eine gelehrte Erziehung erhalten hatte, und in den Scholastikern wohl bewandert war, hatte sich von dem Ehrgeiz kitzeln lassen, eine Widerlegungsschrift gegen Luthern aufzusetzen, durch welche er sich vom Papste gern einen geistlichen Titel, desgleichen die Könige von Spanien und Frankreich führten, auswirken wollte. Der Papst ließ ihm auch wirklich melden, daß er den Titel Beschützer des Glaubens erhalten könne, wenn er

förmlich darum anhalten wolle. Und so kindisch war die Eitelkeit des Königs, daß er sich diese Erniedrigung wirklich gefallen ließ.

Luther erhielt indessen für sein unziemliches Schreiben an ihn in der Folge eine empfindliche Strafe. Er ließ sich nämlich einige Jahre nachher, da ein förmlicher Verein aller neugläubigen Fürsten gegen die altgläubigen zu Stande gebracht werden sollte, und Heinrich gerade auch mit dem Papste gebrochen hatte, vom König von Dännemark bewegen, Heinrichen zum Beitritt einzuladen. In diesem Briefe suchte er durch eine fast kriechende Abbitte seine vormalige Grobheit wieder gut zu machen, aber Heinrich ließ ihn nun in seiner Antwort das ganze Uebergewicht fühlen, das er ihm jetzt über sich gegeben hatte, und bezeigte ihm die tiefste Verachtung über diesen letzten Schritt. Jedes Wort war treffend und herzzerschneidend, und verwundete Luthern noch mehr um deswillen, weil er des Erasmus Geist darin zu erkennen glaubte. Bald darauf nöthigte auch der König diesen letztern Gelehrten wirklich, an dem Streite persönlichen Antheil zu nehmen. Er griff Luthers Lehre von der allwirkenden Gnade Gottes an, und bewies, daß der Wille des Menschen nicht so gebunden sey, als Luther behaupte *).

*) In einer Schrift de libero arbitrio. Erasmus pflegte scherzhaft zu sagen, er habe niemals weniger freien Wil=

Luther, von seiner Hitze fortgerissen, beging nun die Unbilligkeit, dem Erasmus mit strafbarem Uebermuthe zu schreiben, er würde wohl thun, wenn er schwiege, denn er sey viel zu schwach, an einer so wichtigen Angelegenheit, als die Reformation sey, Theil zu nehmen.

Doch diese Begebenheiten fallen eigentlich erst in eine spätere Zeit; nur daß sie sich während seines Aufenthalts auf der Wartburg angesponnen hatten. Luther verließ diesen Ort wider Willen des Kurfürsten, auf die Nachricht, daß sein Freund Karlstadt in Wittenberg in seinem Namen allerlei Neuerungen anfange, die Heiligenbilder gewaltsam aus den Kirchen werfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre, u. dgl. Unmöglich konnte er diesem Verfahren ruhig zusehen: er glaubte, daß dadurch allen seinen Gegnern gegründete Ursach zum Hasse und Tadel gegeben werde. Ehe man sich dessen versahe (7. März 1522) war er in Wittenberg, und suchte durch unaufhörliche Ermahnungen von der Kanzel die Gemüther wieder zu beruhigen, und das Geschehene auszugleichen. Auch Karlstadt gab seinem Ansehen und seinem freundschaftlichen Zureden willig nach, und kehrte zur alten Ordnung zurück.

Als Proben, welche Kräfte Luther von sei-

len gehabt, als damals, da er die Schrift vom freien Willen geschrieben.

nem Wunderglauben empfing, und wie bis zur Unanständigkeit keck sein Ton dadurch selbst gegen seine besten Gönner wurde, mögen hier einige Stellen aus dem Briefe stehen, worin er sein Entweichen von der Wartburg bei dem Kurfürsten von Sachsen entschuldigen wollte. Er werde sich, schreibt er, in göttlichen Dingen nicht um menschliche Befehle bekümmern, denn er habe sein Evangelium nicht von Menschen, sondern von Christo. Er habe dem Kurfürsten genug gethan, daß er ihm ein Mal gewichen sey. Wiche er noch länger, auch nur eine Handbreit, so würde der Teufel den ganzen Platz einnehmen. Er fürchte sich aber vor dem Teufel nicht. Herzog Georg von Sachsen *) sey schlimmer als ein einziger Teufel, allein wenn es auch in Leipzig neun Tage lang lauter Herzoge Georgen regnete, und jeder wäre neunfach wüthender als dieser, so wolle er doch, wenn die Sache in Leipzig so stände wie in Wittenberg, in Leipzig hineinreiten. Der Kurfürst solle wissen, daß er (Luther) in einem viel höheren Schutze nach Wittenberg komme, als in dem seinigen. Den letztern verlange er gar nicht, ja er glaube, er könne den Kurfürsten besser schützen, als dieser ihn, denn das Schwert könne in dieser Sache nicht helfen, sondern allein Gott. Wer am meisten

*) Der in Leipzig residirte.

glaube, könne am meisten; da er also spüre, daß der Kurfürst schwach im Glauben sey, so könne er ihn nicht für den Mann ansehen, der ihn schützen könne. — — Es gehört wahrlich mit zur Weisheit Friedrichs des Weisen, daß er dem unbescheidenen Manne um seines Glaubens willen soviel zu Gute hielt.

---

## 8.

## Der Reichstag zu Nürnberg.

(1523.)

Der Kaiser erhielt zu Worms 1521, gleichsam zur Entschädigung für die langweiligen Verhandlungen des deutschen Reichstages, drei angenehme Nachrichten. Cortez hatte ihm indessen das reiche Mexiko erobert, der Adel in Spanien hatte die vereinigten Städte geschlagen *), und die Franzosen waren aus Spanien vertrieben worden **).

Vergnügt brach er von Worms auf, und reisete nach den Niederlanden, und von da nach Spanien, wo er fast acht Jahre blieb. Diese

*) Siehe oben S. 160 f.

**) S. 165.

lange Abwesenheit von Deutschland verschaffte der Reformation den herrlichsten Fortgang. Sehr viele Städte nahmen lutherische Zöglinge zu Predigern an, schafften die Messe, die Ohrenbeichte, die Processionen, und viele andere katholische Gebräuche ab, richteten nach Luthers Beispiel den Gottesdienst durchaus deutsch ein, und entsagten mit Freuden vielen abergläubischen Meinungen der römischen Kirche. Luthers Bibelübersetzung, die schon auf der Wartburg angefangen war, und von 1522 bis 1542 theilweise erschien, wurde begierig gekauft und gelesen. Nur der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, und Herzog Georg von Sachsen verboten sie ausdrücklich in ihren Ländern; dafür gaben aber ihre Nachfolger sie nicht nur frei, sondern beriefen auch lutherische Hofprediger in ihre Residenzien. Andere Fürsten, besonders Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, führten die Reformation sogleich in ihre Länder ein, hoben die Mönchs- und Nonnenklöster auf, und zogen die Einkünfte derselben für sich ein. An die Vollziehung der über Luthern ausgesprochenen Acht ward gar nicht mehr gedacht.

Zwar drang darauf der päpstliche Nuntius, welcher dem nächsten Reichstage in Nürnberg beiwohnte, ganz vorzüglich. Nur Schade, daß der Kaiser abwesend war, und daß diejenigen Fürsten, die an seiner Stelle den Vorsitz füh-

ten, mit Luthern sehr gut einverstanden waren. Sie alle drangen auf ein allgemeines Concilium, von welchem die vielen Uebel, welche sich in das Kirchenregiment eingeschlichen hätten, abgestellt würden, und legten dem Papste nicht weniger als hundert Beschwerden über die Mängel des geistlichen Standes vor. Darüber erzürnt verließ der Gesandte den Reichstag plötzlich, erschien auf dem nächstfolgenden wieder, richtete aber auf keinem etwas aus. Auch auf seiner Durchreise durch die deutschen Städte und Dörfer erfuhr er fast überall, daß er und sein Herr in Deutschland gar nichts mehr gälten.

---

## 9.

## Karls auswärtige Geschäfte.

(1521 — 1526.)

Franz I von Frankreich hatte, wie oben erzählt ist, die Feindseligkeiten bereits angefangen, da Karl noch in Deutschland war; jetzt aber ging der Krieg noch weit ernstlicher an. Karl suchte ihn in Italien zu spielen, weil er den Franzosen gar zu gern das Herzogthum Mailand wieder abnehmen wollte, in dessen Besitz sie sich seit einiger Zeit befanden. Gelegenheiten fanden sich,

da man sie eifrig suchte, und Karl traf nicht bloß die Vorsicht, mit dem Papst und Heinrich VIII. ein Bündniß zu schließen, sondern er war auch Franzen in dem Talent bey weitem überlegen, die Fähigkeiten Anderer schnell zu unterscheiden, und zu jedem Geschäft den tauglichsten Mann zu wählen. Ein vollkommneres Sortiment von trefflichen Räthen, Feldherren und Gesandten hat wohl nicht leicht ein Monarch gehabt. Diesmal übernahm der alte Colonna, Karls Statthalter in Neapel, das Commando der italiänischen Truppen, vertrieb damit den französischen Statthalter, Marschall von Lautrec, aus Mailand, und machte sich Meister von dem ganzen Herzogthum, Cremona und einige kleinere Festungen ausgenommen. Einen fast noch größern Meisterstreich machte um dieselbe Zeit Karls trefflicher Gesandter in Rom, Don Manuel, indem er nach Leo's X Tode († 2. Dec. 1521) die meisten Kardinäle bewog, ihre Stimme in Conclave dem alten Kardinal Hadrian, Karls ehemaligem Lehrer, zu geben, einem schwachen Greise, der zwar viel gelehrte Sachen in seinem Kopfe hegte, aber so von aller Kraft und Gewandtheit für das handelnde Leben verlassen war, daß er sich in kurzem den Römern lächerlich und verächtlich machte. Diese trauten ihren Ohren kaum, als sie hörten, daß er auf die Beschwerden der deutschen Fürsten

selbst gestand, die Verderbniß der Geistlichkeit und selbst des römischen Hofes sey abscheulich, es sey alles wahr, was die Reformatoren von einer nöthigen Verbesserung der Kirche redeten und schrieben, u. dgl. Sie sahen sich verwundernd an, als er von der berühmten Bildsäule des Laokoon, die man ihm als Roms schönstes Kleinod zeigte, mit einer dummen Miene und mit den Worten wegging: sunt idola antiquorum (das sind alte Götzenbilder). Karl aber frohlockte, denn von diesem Papste, der ihm noch dazu wegen so großer Verpflichtungen treu ergeben war, hatte er gewiß nichts zu fürchten.

Ehe der Kaiser von den Niederlanden nach Spanien reisete, sprach er aufs neue bei Heinrich VIII. in England ein, und verweilte diesmal sechs Wochen daselbst, in welcher Zeit er sowohl den König als seinen Minister Wolsey ungemein für sich stimmte. Wolsey schien zwar anfangs ein wenig beleidigt, daß er nicht Papst geworden war, allein Karl besänftigte ihn durch die Vorstellung, daß sein Einfluß diesmal nur gering gewesen, und daß Hadrian schon sehr bejahrt sey, und gewiß bald wieder Platz machen werde.

Die Folge dieses Besuchs war, daß bald darauf eine englische Armee (1522) in Frankreich landete, und die ganze Normandie und Picardie unbarmherzig verwüstete, indeß Karls spanische Truppen von unten drängten, Genua überrumpelten,

pelten, und alle noch übrigen Franzosen aus Italien trieben. Karl selbst, der jetzt in Spanien angekommen war, benutzte hier jede Gelegenheit, den ersten bösen Eindruck, den er vor 5 Jahren auf sein Volk gemacht hätte, durch das gefälligste Betragen zu vertilgen. Er hatte sich zu dem Ende schon vorher mit großem Fleiße auf die spanische Sprache gelegt, und gewann schon dadurch aller Herzen. Besonders aber war der Umstand, daß damals alle Kerker von Rädelsführern voll waren, die auf seinen Ausspruch harrten, eine herrliche Gelegenheit, seine Güte leuchten zu lassen. Wie er dies benutzt habe, ist schon oben in der spanischen Geschichte erzählt worden.

Merkwürdig ist dies Jahr (1522) auch noch deswegen, weil der kriegerische Sultan Solyman II. in demselben die Insel Rhodus eroberte, und die darauf hausenden Johanniterritter zur Flucht zwang. Karl V. schenkte ihnen hierauf die Insel Malta, die sie noch bis jetzt inne haben.

Im folgenden Jahre ward der Krieg in Italien fortgesetzt, aber die französischen Truppen kamen zu spät ins Feld, versäumten die beste Gelegenheit, Mailand zu überraschen, und richteten für diesmal wieder nichts aus. Karl hatte dagegen nicht nur die mächtigen Venetianer von dem Bunde mit Frankreich abzuziehen gewußt, sondern auch den Papst Hadrian zu

einem kräftigen Beistand an Geld und Truppen bewogen. Aber der alte Mann starb bald darauf (14. Sept. 1523) zur großen Freude der Römer, die in der folgenden Nacht die Hausthür seines Arztes mit Blumenkränzen ausschmückten, und die Inschrift darüber befestigten; Liberatori patriae S. P. Q. R. (dem Befreier des Vaterlandes, der Senat und das Volk von Rom). Sein Nachfolger war der Kardinal Julian von Medici, der den Namen Clemens VII. annahm, ein lebhafter, unternehmender Mann, von dem sich die Italiäner sehr viel versprachen. An den Kardinal Wolsey war im Conclave gar nicht gedacht worden.

Auch im folgenden Jahre (1524) ward der Krieg von beiden Seiten, und zwar mit verdoppelter Lebhaftigkeit eröffnet. Die trefflichsten Generale, Lannoy, Statthalter von Neapel (Colonna war gestorben), der Marquis von Pescara und der Herzog Karl von Bourbon, ein von Franzen tief gekränkter und nun zu Karln übergetretener französischer Vasall — führten das Commando über die kaiserlichen Truppen. Von französischer Seite commandirte Bonnivet und der tapfre Bayard. Beide wurden schwer verwundet, der letztere tödtlich. Das Heer mußte sich darauf zurückziehen, und so hatten mit diesem Feldzuge die Franzosen alle ihre Besitzungen in Italien rein verloren.

Aber indem Karl sein Glück verfolgen wollte, brachte er sich in kurzem wieder um allen errungenen Vortheil. Nach einer Verabredung mit England sollte Frankreich jetzt während seiner Erschöpftheit von zwei Seiten angegriffen werden. Bourbon und Pescara sollten unten in die Provence, Heinrich VIII. oben in die Normandie einfallen. Allein der schwerbeleidigte Wolsey ließ Karln aus Rache ganz im Stich; und in der Provence ging es darum schlecht, weil Karl nicht Bourbons Rathe folgte, auf Lyon loszugehen, sondern dem Pescara befahl, sich erst des Hafens und der Festung von Marseille zu versichern. Pescara fand die Schwierigkeiten dieser Belagerung unüberwindlich, und da die Franzosen das Land umher absichtlich verwüstet hatten, so sah er sich vom Hunger gezwungen, wieder nach Italien zurückzukehren. Franz I, an der Spitze einer zahlreichen Armee, verfolgte ihn jetzt auf der Ferse, brach über den Berg Cenis in Italien ein, eroberte Mailand, und warf sich auf Pavia. Das kaiserliche Heer, von dem Nothwendigsten entblößt, konnte keine von diesen raschen Unternehmungen verhindern, sondern mußte in den unwegsamsten Gebirgen nur auf seine Sicherheit bedacht seyn. Ein Spötter in Rom gab deshalb dem Pasquino einen Zettel in die Hand, auf welchem demjenigen eine große Belohnung versprochen wurde, der von der kaiser=

lichen Armee Nachricht geben könnte, die im October c. in den Gebirgen zwischen Frankreich und der Lombardei verloren gegangen sey.

Aber wie schnell das Glück sich wenden könne, wenn es nicht von der Klugheit und Entschlossenheit festgehalten wird, davon gab noch dieser nämliche Feldzug einen merkwürdigen Beweis. Die verschollenen Truppen lebten noch, es fehlte ihnen nur an Solde. Um sie zu befriedigen, verpfändete Bourbon seine Juwelen, und Lannoy die Einkünfte von Neapel, und nun kamen sie nebst dem trefflichen Pescara aus den Bergen hervor, entschlossen, den Feldzug zu endigen, ehe das herbeigeschaffte Geld wieder verzehrt sey. Franz, anstatt sie erst mit seiner weit überlegenen Macht herauszuschlagen, versplitterte Zeit und Kräfte mit der Belagerung von Pavia. Er wollte damit seine Abhärtung zeigen, und sich mit einem Winterfeldzuge etwas sehen lassen, darum beschoß er die Stadt den ganzen November, December und Januar hindurch, ohne die Besatzung zum Wanken zu bringen, die von einem eben so klugen als tapfern Officier, Don Antonio de Leyva befehliget wurde. Im Februar 1525 eilten Lannoy, Bourbon und Pescara zum Entsatz herbei. Ihre Truppen waren schon wieder so von Gelde entblößt, daß sie eine Schlacht verlangten, oder auszureißen drohten. Auch Leyva konnte sich in der Stadt nicht län-

ger halten. Dagegen war Franz so gut verschanzt, daß es nicht möglich gewesen wäre, ihn aus seinem Posten zu vertreiben, wenn er nicht thörigt genug gewesen wäre, selbst heraus zu gehen. Er hielt es seiner Ritterehre zuwider, wenn er furchtsam erschiene, und glaubte auch den kaiserlichen Truppen an Zahl gewachsen zu seyn. Wahrscheinlich wußte er nicht, was es heiße, mit Verzweifelten kämpfen. Er erstaunte selbst, wie während des Gefechts hier Leyva von der Seite aus der Festung, dort Pescara im Rücken über ihn herfiel, indeß Lannoy und Bourbon ihn von vorne bearbeiteten; und nach einem fürchterlichen Blutbade sah er nicht nur seine ganze Armee zerstreut, sondern auch sich selbst vom Pferde geworfen, verwundet und — gefangen (24 Febr. 1525). Vierzehn Tage nach der Schlacht war kein Franzose mehr in Italien zu sehen.

Karl V, der sich damals in Spanien aufhielt, empfing diese Nachricht, wie man leicht denken kann, mit inniger Freude. Da er aber wohl fühlte, daß es ihm nicht anständig sey, diese Freude laut zu äußern, so spielte er den Gleichgültigen, aber — wie ein schlechter Schauspieler — mit grober Caricatur. Er wies alle Gratulanten mit tiefster Demuth ab, verschloß sich eine Stunde lang in seine Kapelle, als gäbe er Gott allein die Ehre, bejammerte das Un-

glück des Königs, stellte andächtige Betrachtungen über die Hinfälligkeit menschlicher Dinge an, und verbot alle öffentlichen Freudensbezeugungen, als ächter Christen unwürdig. Wie gesagt, man muß dies wunderliche Betragen als Wirkung der betäubenden Freude betrachten, und seiner Jugend zu Gute zu halten.

Weit tadelnswürdiger war sein Benehmen gegen Franzen, den er unter der strengsten Aufsicht des Grafen von Alarcon nach Madrid bringen ließ. Lange Zeit sah er ihn gar nicht einmal, und als er sich endlich doch einmal bewegen ließ, ihn zu besuchen, that er sehr kalt und sprach nur wenige gleichgültige Worte. Die Bedingungen, unter welchen er ihn frei zu lassen versprach, waren so enorm, daß Franz sich entschloß, lieber ewig gefangen zu bleiben, als um solchen Preis die Freiheit zu erkaufen. Und wer weiß, ob das nicht auch geschehen wäre, wenn nicht eine sehr bedenkliche Krankheit, die ihn in Madrid befiel, Karln mit Recht besorgt gemacht hätte, durch Franzens Tod alle Vortheile seiner Gefangenschaft auf einmal zu verlieren. Dieser Umstand allein verschaffte Franzen die Freiheit (März 1526) nachdem er über ein Jahr in Karls Händen gewesen war.

Ungeachtet aber das Jahr 1525 durch diese Begebenheit das glücklichste in der ganzen Regierungsperiode Karls geworden war, so war doch

derselbe gerade in dieser Zeit so arm, daß Lannoy erst alle Deutsche und Italiäner aus seinem Heere entlassen, und endlich gar das ganze Heer auseinander gehen lassen mußte, das doch nicht über 24,000 Mann stark war, bloß weil er es nicht mehr besolden konnte. Leider starb auch noch in diesem Jahre der Marquis von Pescara, im 36sten Lebensjahre; ein Mann, der den größten Feldherrn beigezählt zu werden verdient. Sein Commando erhielt der Herzog von Bourbon, den nur die Rachsucht an den Kaiser fesselte, und der wahrlich zu beklagen war, daß er wider seinen Willen gegen sein Vaterland fechten mußte. Das Nähere von seinem Abfall soll im folgenden Theile erzählt werden.

---

10.

## Der Bauernkrieg.

(1525 — 1526.)

In Deutschland hatte unterdessen eine Revolution begonnen, die dem ganzen Adelstande Vernichtung drohte, und vielleicht eben so allgemein geworden wäre, wie die neuere französische, wenn die Häupter der Insurgenten Manns genug gewesen wären, um Einheit und Plan in die Unternehmung zu bringen. Der Bauernstand in Deutschland war damals nicht minder

gedrückt, als er es jetzt noch in den russischen Provinzen ist, und der Edelmann hatte gar keinen andern Begriff von demselben, als daß er wie das Vieh zum Lasttragen bestimmt sey. Ungeheure Abgaben, übertriebene Frohndienste, ungerechte Behandlung, und bei dem kleinsten Ungehorsam die fürchterlichsten Strafen; gänzliche Entziehung der Mittel, wodurch der Bauer auch nur zu der allergeringsten Freiheit emporklimmen konnte — das waren die vorzüglichsten Klagen, die sich jetzt an mehreren Orten Oberdeutschlands aus der Mitte dieses Standes erhoben. Und da nun das Beispiel der benachbarten freien Schweizer, die jetzt, seitdem sie das Joch ihrer adeligen Tyrannen muthig abgeschüttelt hatten, in sichtbarem Wohlstande lebten: da dies Beispiel den deutschen Bauern in Schwaben so nahe lag, ja da alle Schriften Luthers auf christliche Freiheit drangen, so hielten sich die Klügern unter ihnen durch göttliche und menschliche Gesetze befugt, auch ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen.

Zuerst standen mehrere Dörfer in Schwaben auf *), rotteten sich zusammen, und fingen damit an, daß sie die Schlösser der Edelleute und

*) Das erste Beispiel gaben die Bauern des Abts von Kempten, ihnen folgten die des Bischofs von Augsburg.

die reichsten Priestersitze verbrannten und plünderten. Bald wuchsen die kleinen Rotten zu großen Heeren an, und bekamen ordentliche Anführer. Ein verständiger Mann unter diesen, der darauf bedacht war, dem wilden Auflaufe ein rechtliches Ansehen zu geben, setzte 12 Artikel auf, deren Bewilligung die Bauern verlangten, sandte sie an Luthern, und bat ihn um sein Gutachten. Luther gefand, daß alle diese Forderungen höchst billig wären, tadelte aber das gewaltthätige Verfahren der Bauern, und zeigte ihnen, daß die christliche Freiheit, die er lehre, nur von geistlichen Dingen gelte, und durchaus nicht von einer bürgerlichen Gleichheit zu verstehen sey. Diesen gemäßigten Ton hatten sie von dem sonst so heftigen Manne nicht erwartet, und da sie einmal unter den Waffen waren, so kehrten sie sich nicht an ihn, sondern fuhren in ihren gewaltsamen Operationen fort. Die Flamme des Aufruhrs verbreitete sich nun von Schwaben aus rasch über Franken, den Nieder- und Oberrhein, bis nach Lothringen hin. Ueberall rauchten die Burgen, die Klöster, die Priestersitze, und die Ställe und Scheunen der Adligen, und die unerhörtesten Grausamkeiten wurden jetzt abermals von der empörten Menschheit spielend begangen.

Aber wie muthig auch die Leidenschaft diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk ohne Subor-

dination und Disciplin, mithin einem wohlgeord-
neten abgerichteten Heere von Soldaten wenig
furchtbar. Ein solches brachte der schon erwähn-
te schwäbische Bund in größter Geschwindigkeit
gegen sie auf, und übergab das Kommando des-
selben einem seiner Mitglieder, dem Truchseß
Georg von Waldburg. Dieser zerstreute sehr
bald die einzelnen Haufen der Bauern, verfolgte
sie dann einzeln, und ließ sie zu Hunderten an
den Bäumen aufknüpfen. Dafür überraschten
die Bauern wieder in dem schwäbischen Städtchen
Weinsberg siebzig Ritter, und übten an diesen
das Vergeltungsrecht, indem sie sie alle wehrlos
in einen Kreis trieben, und mit Spießen todtsta-
chen. So erzeugte eine Grausamkeit immer die
andere; aber am schlimmsten kamen doch am Ende
immer die Bauern weg, da sie der schwächere
Theil waren, und da der Adel hier von Rechts-
wegen zu recht fürchterlichen Strafexempeln um
der Folge willen verbunden zu seyn glaubte. Ein
Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach
ließ unter andern sechzig Einwohnern des Fleckens
Kitzingen die Augen ausstechen. Der Kurfürst
Richard von Trier und der Bischof Konrad von
Würzburg fanden eine rechte Wollust darin, ihre
Rache im Anblick des Menschenbluts zu sättigen,
denn sie durchzogen mit Schaaren von Scharf-
richtern und Knechten ihre Länder, da schon alles
wieder beruhigt war, und ließen nicht nur noch

viele hundert Köpfe abschlagen, sondern köpften zum Vergnügen selber mit.

So hinterließ eine Revolution, die ganz Deutschland umzuwandeln gedroht hatte, keine andere Folgen, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder; und die armen Bauern, die um ihre Menschenrechte so brav gefochten hatten, kehrten vor der Hand in Gottes Namen wieder unter das alte Joch zurück.

---

## II.

## Thomas Münzer.

(1526.)

Mit dem Bauernkriege hing ein anderer Aufstand des niedern Volks in Thüringen zusammen, der jedoch noch eine andere Quelle als die politische hatte. Geistliche Schwärmerei war es, die hier das Panier schwang, und von der mit Recht ein weit hartnäckigerer Kampf zu fürchten war, als von der bloßen Freiheitsliebe. Der Schwärmer ist derjenige, der in die von ihm gefundene oder ergriffene Wahrheit so verliebt ist, daß er sie für unmittelbare göttliche Eingebung hält, und der mithin alle Gegengründe der Vernunft verachtet, weil er jede Ver-

nunftwahrheit für klein und nichtsbedeutend gegen seine göttlichen Offenbarungen ansieht. Verirrungen dieser Art sind in allen den Zeitaltern häufig, wo der Glaube an Wunder noch unter dem Volke allgemein ist, und ist es dann der Fall, daß die Religionsschwärmerei sich gar noch mit eigennützigen Triebfedern verbindet, so ist sie ansteckender als eine Epidemie.

So war es hier. Thomas Münzer, ein Weltgeistlicher, der einmal Luthers Zuhörer gewesen war, meinte, das alles, was Luther von der christlichen Freiheit lehre, sey noch gar nichts. Er bemäntele noch viel zu viel, und es steckten noch ganz andere Dinge in der Bibel. Gott habe die ganze Erde den Gläubigen geschenkt, und sein Regiment verlange durchaus keine Fürsten und Obrigkeiten, keinen Adel und keine Pfaffen, keine Reichen und keine Armen: im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich seyn. Wegen dieser tollen Grundsätze hatte man ihm mit Recht schon in mehreren sächsischen Städten das Predigen untersagt, als er in Mühlhausen damit einen festeren Anhang fand. Die Entschiedenheit, mit der er seine Meinung vortrug, die Keckheit, mit der er sich göttlicher Erscheinungen rühmte, und ganz besonders die lockenden Reden von Freiheit und Gleichheit verführten das niedere Volk mächtig, in ihm einen Propheten zu sehen, den man hören und achten müsse. In kurzem war seine

Partei in Mühlhausen so zahlreich, daß er sich ihrer statt eines Heeres bedienen konnte. Sogleich wurden nun die Magistråte abgesetzt, die Priester und Adeligen aus ihren Håusern und Landsitzen verjagt und ihre Güter vertheilt. Als die Revolution in der Stadt selbst zu Stande gebracht war, zog Münzer mit seinem Anhang hinaus, um sie durch das ganze Land zu verbreiten. Denn es sey sein Geschåft, sagte er, das Reich Gottes auf Erden aufzurichten, und die Herrschaft an die Armen zu bringen. Er versicherte, er habe einen göttlichen Befehl, sich mit den aufrührerischen Bauern in Franken und Schwaben zu vereinigen, und könne gewiß versprechen, daß Gott ihm und seinen Getreuen alle Macht der Erde in die Hånde geben werde, wofern sie nur Glauben håtten. Und diesen zu erlangen, empfahl er eine gånzliche Versenkung der Seele in Gott, und alle die Kreuzigungen, womit schon ehemals mystische Schwårmer die Gnade Gottes zu erlangen geglaubt hatten. Es versteht sich aber, daß mitten unter diesen schwårmerischen Andachtsübungen von dem ausgelassenen Pöbel die tollsten Ausschweifungen begangen wurden.

Da nun die wilde Rotte immer zahlreicher und unbåndiger wurde, und ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen zu verheeren drohte, so vereinigten sich endlich der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Her-

zog von Braunschweig mit einander, und marschirten mit einer ausgesuchten und wohlgeübten Mannschaft gegen sie. Sie trafen Münzern bei Frankenhausen, wo er sich mit etwa 8000 Mann auf einer Anhöhe gelagert hatte. Der Kurfürst, der nicht gern Menschenblut ohne Noth vergießen wollte, ließ die Aufrührer erst durch einen Edelmann auffordern, sich zu ergeben und ihre Häupter auszuliefern, und versprach ihnen für diesen Fall gänzliches Vergessen des Geschehenen. In dieser Gefahr spannte Münzer alle seine Kräfte an, die Untreue der Seinen zu verhindern, und ein zufällig sich zeigender Regenbogen kam seiner feurigen Beredsamkeit mächtig zu Hülfe. „Seht hier das Zeichen, rief er, das Gott uns sendet. Er will seine Gläubigen erretten, und ihnen seine Engel zur Hülfe senden!" Nachdem er alles erschöpft hatte, was nur unter solchen Umständen zu sagen war, fühlten sich seine Anhänger so vom blinden Vertrauen auf Gottes Beistand durchdrungen, daß sie den Gesandten des Kurfürsten in Stücke hieben, und sogleich gegen den Feind geführt zu werden verlangten. Den Ausgang der Schlacht werdet ihr schon ahnen. Münzer war einer der Ersten, welcher davon lief: fast die Hälfte der Seinen ward auf der Flucht niedergesäbelt (15. Mai 1526). Er selbst entkam glücklich nach Frankenhausen, und verbarg sich daselbst auf

dem Boden eines Hauses, aber ein Knecht entdeckte ihn am folgenden Tage, zog ihn aus dem Bette hervor, und brachte ihn vor die Fürsten. Er ward enthauptet, und starb als eine Memme.

Die Katholischen verfehlten nicht, alle diese Empörungen als fürchterliche Exempel auszuschreien, zu welchen Excessen die neuen ketzerischen Lehren führten. Luther, der die Gefahr sehr deutlich einsah, welche seinem Rufe von dieser Seite drohte, suchte sein Misfallen an den Maaßregeln der Bauern auf das kräftigste an den Tag zu legen, und rief während des Krieges den Häuptern des schwäbischen Bundes selber zu, sie sollten diese Frevler wie tolle Hunde todtschlagen. Leider ward dieses leidenschaftliche Gebot nur zu sehr befolgt. Diese Leute, die nur für ihre ersten Menschenrechte die Waffen ergriffen hatten, wurden zu Hunderten gehenkt, ersäuft, todtgeschlagen und verbrannt; und man rechnet die ganze Summe der Getödteten auf funfzigtausend.

## 12.

## Erstes Bündniß der lutherisch gesinnten Fürsten.

(1526 12. Jun.)

Der feurigste Anhänger der Reformation war der junge Landgraf Philipp von Hessen. Er hatte nicht nur in diesem Jahre die neue Art des Gottesdienstes in seinem ganzen Lande eingeführt, alle Klöster und Bisthümer eingezogen, und alle geistliche Stellen mit lutherischen Predigern aus Wittenberg besetzt, sondern drang auch zuerst darauf, daß alle diejenigen Fürsten, die dasselbe entweder gethan hatten oder noch thun wollten, bei Zeiten in ein Schutz- und Trutzbündniß zusammentreten sollten, im Fall etwa der Kaiser bei seiner Zurückkunft nach Deutschland mit den übrigen katholischen Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen sie machen sollte, welches sehr zu fürchten sey, da er der neuen Lehre sehr abgeneigt scheine. Luther wollte von diesen Maaßregeln durchaus nichts hören; er verließ sich fest darauf, daß Gott seine Sache schon allein ohne alle Menschenhülfe durchfechten werde. Der sanfte Melanchthon war zwar von diesem Wunderglauben fern, verabscheute aber wegen seiner natürlichen Weichmüthigkeit alle gewaltsamen Schritte.

Schritte. Gewiß würde also der neue Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Standhafte *), den Bitten beider nachgegeben haben, wenn nicht sichere Nachrichten eingelaufen wären, daß der Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Bruder, insgeheim an einem Bündniß mit einigen katholischen Fürsten arbeite, durch welches das Wormser Edikt zur Exekution gebracht werden sollte. Da schien es ihm allerdings nützlich, sich in Zeiten auf Gewalt gefaßt zu machen, und so nahm er des Landgrafen Vorschlag an. Die Sache ward mehreren einverstandenen Fürsten mitgetheilt, und um das Nähere wegen eines gemeinsamen Vertheidigungsplanes zu verabreden, ward eine förmliche Zusammenkunft zu Torgau beschlossen. Dazu fanden sich, außer den beiden Häuptern des Bundes, vier Herzoge von Braunschweig und Lüneburg, Herzog Heinrich von Meklenburg, Fürst Wolf zu Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, und eine Deputation von der damals freien Reichsstadt Magdeburg ein. Man gelobte sich standhafte Treue und gegenseitigen Beistand bei jedem Angriffe in Sachen der Religion, und versprach von Zeit zu Zeit öfter solche Versammlungen zu halten.

*) Friedrich der Weise war 1525, 5. Mai, gestorben.

## 13.

## Luthers fernere Unternehmungen.

(1524 — 1528.)

Der Urheber aller dieser großen Bewegungen erfreute sich unterdessen im Stillen der mächtigen Wirkungen seiner Kühnheit und seines Forschungsgeistes. Es konnte wohl nicht fehlen, daß er für sich selbst eine etwas größere Hochachtung bekam, als die Bescheidenheit erlaubte, wenn er sich als das heilige Werkzeug betrachtete, welches Gott nach seiner Meinung unter allen jetztlebenden Menschen vorzüglich auserfehen habe, um seine größten Zwecke auszuführen. Doch ließ er diesen Stolz nie diejenigen empfinden, die sich freundschaftlich an ihn anschlossen, noch weniger seine Zuhörer im Lehrsaal und in der Kirche, denen er durch seine Vorträge so nützlich als möglich zu werden suchte. Auch fuhr er unablässig fort, geistliche Schriften, Erklärungen biblischer Bücher, Reden ꝛc. herauszugeben, und seine Bibelübersetzung zu verbessern, so daß es unbegreiflich seyn würde, wie sein von beständiger Kränklichkeit geplagter Körper eine so gewaltsame Anstrengung so lange habe aushalten können, wenn man nicht wüßte, wie mächtig ein lebhafter, ganz mit einer Lieblingsidee beschäftigter Geist selbst den hinfälligsten Körper mit sich empor

zu heben und zu erhalten vermöge. Ja die Pünktlichkeit und Ordnung in seinen Geschäften machte es ihm möglich, noch manche Nebenstunde dem geselligen Vergnügen, ja sogar dem Gartenbau zu widmen. Es ist noch ein Brief von ihm vom Jahre 1525 übrig, worin er einen Freund bittet, ihm neue Sämereien für sein Gärtchen zu schicken; und ein andrer an Spalatin, den er mit dem Versprechen zu sich einladet, ihm bei seinen Besuche einen Strauß von selbst gezogenen Rosen zu überreichen. 1525 fing er gar das Drechseln an. „Ich und mein Famulus Wolfgang, schreibt er an einen Freund in Nürnberg, haben das Drechseln vor die Hand genommen; weil wir aber die dazu nöthigen Werkzeuge bei uns nicht haben können, so schicke ich hier einen Goldgulden, mit Bitte, dafür etliche Bohrer und andere Drechslerinstrumente zu kaufen, die euch leicht ein Drechsler zeigen wird.“

Zu Ende des Jahrs 1524 krönte er alle seine Bemühungen den Mönchsstand auszurotten dadurch, daß er selber seine Augustinerkutte ablegte, und hinfort immer einen bürgerlichen Rock trug. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und seitdem führten seine Schüler, die ihm in den kleinsten äußerlichen Eigenheiten nachahmten, diese Farbe so allgemein ein, daß sie bis auf un-

sere Zeiten die solenne Farbe unserer Geistlichen geblieben ist.

Aber eine noch weit auffallendere Handlung, nach den Begriffen jener Zeit, beging er im folgenden Jahre. Nachdem er schon längst mehrere junge Geistliche aus seiner Schule aufgefordert und auch wirklich vermocht hatte, trotz des Papstes Bullen zu heirathen, äußerte sein Herr, der Kurfürst, einmal scherzend sein Befremden darüber, daß er selbst ehelos bleibe. Luther, obgleich schon 42 Jahre alt, überlegte sich die Sache, und da er schon seit mehreren Jahren ein Fräulein, Katharina von Bora, die mit acht andern Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma nach Wittenberg entwichen war, als ein verständiges Frauenzimmer kannte, so trug er dieser seine Hand an. „Wohlan — schrieb er am Pfingstabend 1525 an des Kurfürsten Kanzler, Dr. Rüel, der ihm jene Aeußerung seines Herrn hinterbracht hatte — ich bin bereit, mit meinem Exempel vorzutraben." Am 13 Jun. 1525 geschah die Verlobung, und bald darauf auch die Hochzeit. Die katholischen Eiferer schrieen Zeter über diese That, die witzigen Köpfe satirisirten darüber. „Nennt mir doch die neuen Religionshändel nicht mehr Tragödien, schrieb Erasmus: Komödien sind es, denn sie endigen sich mit Heirathen."

Luthers Fleiß im Schreiben und Lehren er-

litt übrigens durch seinen Ehestand keine Stö-rung, so lieb er auch „seine Käthe" und sein Söhnchen Johannes hatte, das ihm im nächsten Jahre geboren ward. 1527 unternahm er mit Melanchthon ein wichtiges Werk, die Visitation der Kirchen und Schulen in ganz Kursachsen und Meißen, eine mühselige Arbeit, die einige Jahre wegnahm. Die beiden Männer durchreiseten Dorf für Dorf und Stadt für Stadt, verbesserten überall, was sich verbessern ließ, zeigten den Pfarrern und Schullehrern eine bessere Methode, und ermahnten sie kräftig zu ihren Pflichten. Aber sie erstaunten auch überall über die ungeheure Dummheit und Unwissenheit, worin sie nicht bloß das Landvolk, sondern auch dessen Lehrer versunken sahen. Mit vielen war auch nicht ein vernünftiges Wort zu sprechen. Mancher Dorfpfaffe konnte auch die allereinfachsten Begriffe nicht fassen, denn sein Gottesdienst hatte bisher bloß im Herplappern unverstandener Gebetsformeln bestanden. Uebrigens lebte er in demselben thierischen Zustande wie seine Bauern, oder wie etwa die russischen Popen noch jetzt leben. Es ist rührend, die Empfindungen des menschenfreundlichen Melanchthon über dies Elend zu lesen. „Wie kann man es verantworten, schreibt er, daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat! Mein Herz blutet, wenn ich

diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Orts fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, der da sieht, wie die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden, und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Schöpfer und Herrn etwas weiß!"

Als das traurige Geschäft beendigt war, setzte Melanchthon einen Unterricht an die Pfarrherren im Kurfürstenthum Sachsen auf, der noch in demselben Jahre (1528) sechsmal gedruckt wurde. Er enthält eine kurze Anweisung, was und wie die Lehrer in Kirchen und Schulen lehren sollen, und wie der Gottesdienst einzurichten sey. Auch Luther brachte die Hauptsätze seiner Glaubens- und Sittenlehre in Fragen und Antworten, um den Lehrern die Sache recht leicht zu machen. Das ist der berühmte Katechismus Lutheri. Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder. Alle diese Schriften haben zu ihrer Zeit großen Nutzen gestiftet, ja sie werden an den Orten, wo man in dreihundert Jahren noch nicht viel weiter gekommen ist, als man damals war, noch heut zu Tage hoch verehrt.

---

## 14.

# Die heilige Lige.

(1526.)

Laßt uns jetzt wieder einmal einen Blick auf die auswärtigen Verhältnisse des noch immer abwesenden Kaisers werfen. Dieser befand sich noch in Spanien, und erwartete begierig, ob der kürzlich freigelassene König von Frankreich seine erzwungenen Versprechungen alle treulich erfüllen oder ihn vielleicht mit Gewalt zu zwingen suchen werde, sie ihm zu erlassen. Es zeigte sich bald, welches von beiden er erwählt habe.

Das Mailändische war noch immer mit kaiserlichen Soldaten überschwemmt, die längst keinen Sold mehr erhalten hatten, und dem schon durch den Krieg so erschöpften Bürger und Landmann sehr zur Last fielen. Alle Tage brandschatzten sie von der Hauptstadt allein 5000 Dukaten zusammen, und dies Unwesen hatte nun schon über Jahr und Tag gedauert. Bourbon hielt den rechtmäßigen Herzog Sforza immer noch in dem sehr festen Kastell von Mailand belagert, und es lag ihm daran, diesen Posten nicht zu verlassen, denn der Kaiser hatte ihm versprochen, ihn zur Entschädigung für seine in Frankreich verlornen Güter, zur Belohnung seiner Dienste,

und ganz besonders Franzen zum Verdruß, mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen. Die Italiäner aber, die wohl ganz natürlich ein herzliches Verlangen haben mußten, sich dieser Landplage zu entledigen, boten Franzen dazu ihre geheimen Dienste an. Mailand, Venedig, Franz, und der mit Karln zerfallene Heinrich VIII. schlossen ein Bündniß, dem der Papst Clemens VII. durch seinen Segen und Beitritt den Namen der heiligen Lige verschaffte. Sämmtliche fünf verbundene Mächte wollten den Kaiser durch eine Gesandtschaft ersuchen, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, den Sforza wieder einzusetzen, Franzens Söhne, die als Geiseln bei ihm waren, nicht gegen das Herzogthum Burgund (wie versprochen war), sondern gegen eine Ranzion frei zu geben, und im Weigerungsfall zu drohen, seiner ganzen Herrschaft in Mailand und Neapel mit vereinter Macht ein Ende zu machen. Und damit sich Karl nicht auf Franzens Schwur und Handschrift berufen könne, sprach der heilige Vater, kraft seiner Gewalt zu binden und zu lösen, den König öffentlich von diesem Schwure los.

So sollte also Karl von allen den großen Vortheilen, die er sich von Franzens Gefangenschaft versprochen hatte, keinen einzigen genießen. Er wußte selbst nicht, wem er heftiger zürnen sollte, dem treulosen König, oder dem gleißnerischen Papste. Dem letztern gedachte er seine

freundschaftliche Bemühung bei Gelegenheit einzutränken, an den erstern aber schickte er sogleich Gesandte, die ihn ernsthaft fragen mußten, ob der alte Vertrag von Madrid oder die neue Erklärung des Papstes gelten solle. Franz machte Winkelzüge; er antwortete, er könne nicht gegen den Willen seiner Stände handeln, diese würden aber die Abreißung einer so großen Provinz von Frankreich nimmermehr zugeben; alles was er thun könne, sey, daß er statt derselben eine ansehnliche Geldsumme zahle, und er glaube, wenn er sich zu zwei Millionen Kronen erbiete, so könne der Kaiser zufrieden seyn. Ueber diese Antwort entbrannte Karl, und erklärte ihn öffentlich für einen Regenten ohne Ehre und Treue. Sein größter Verdruß aber bei der Sache war der, daß er, wie gewöhnlich, so arm an Gelde war, daß er auch gar nichts weiter als drohen konnte.

Eine bessere Satisfaction erhielt er dagegen vom Papste, und die verschaffte ihm sein trefflicher Gesandter am päpstlichen Hofe, Don Hugo di Moncada. Dieser benutzte schlau die alte Eifersucht, welche schon seit Jahren zwischen den beiden römischen Häusern Medici und Colonna herrschte, und die noch dadurch ungemein erhöhet worden war, daß das Haupt des letztern, der Cardinal Pompeo Colonna, sich bei der letzten Papstwahl die sicherste Rechnung auf die dreifache Krone gemacht hatte, die ihm nun von dem jez-

zigen Papste, seinem Todfeinde, entrissen worden war. Moncada schlich sich listig in das Vertrauen der Colonner ein, ließ dem Pompeo merken, daß noch nicht aller Tage Abend gekommen sey, und daß sein Herr, der Kaiser, gewiß eine herzliche Freude darüber empfinden würde, wenn er das Haupt seiner Feinde einmal recht gedemüthigt sehen könnte. Colonna bietet nun sein ganzes Vermögen auf, es werden unter einem Vorwande 3000 Mann angeworben, alles wird in größter Stille eingeleitet, bis der Anschlag reif ist. Colonna stürmt hierauf plötzlich den Vatikan; der Papst, im größten Schrecken, flieht in die Engelsburg, deren Zugänge sein Feind sogleich aufs strengste bewachen läßt. Der Vatikan, die Peterskirche und alle Häuser und Villen der päpstlichen Anhänger werden rein ausgeplündert. Ganz Rom ist in Bestürzung, am meisten aber der Papst. Wie oft mag er nicht die heilige Lige verwünscht haben! In seiner Angst begrüßte er den hereintretenden Moncada wie einen Schutzengel. Dieser nahte sich ihm ehrfurchtsvoll, und bot ihm seine Freiheit an, unter der Bedingung, daß er seine Truppen aus Mailand zöge, und den Colonnern alles verziehe.

So endigte sich dieser schimpfliche Act, zum Erstaunen des Pompeo, den man mit dem Vorgeben gekörnt hatte, Clemens solle abgesetzt werden. Jetzt war die Reihe an ihm, auf den Kai-

ser zu schimpfen, aber er bedachte nicht, daß sein Schicksal nichts weiter als das Schicksal des Esels in der Fabel sey, der mit dem Löwen auf die Jagd ging.

---

## 15.

## Bourbon vor Rom.

(1527.)

Die kaiserliche Armee in Mailand hatte unterdessen das arme Volk so ausgesogen, daß zuletzt die ferneren Geldforderungen mit der Betheurung, daß nun gar nichts mehr da sey, rund abgeschlagen wurden. Aber was sollte Bourbon nun anfangen, wenn ihm seine Truppen nicht mehr Stand halten wollten? Nach Frankreich durfte er nicht mehr kommen, seine beweglichen Güter hatte er im Dienst des Kaisers zugesetzt, und dieser machte ganz und gar keine Anstalten, ihn zu unterstützen. Vielmehr schien es, als habe er sein Versprechen wegen der Belehnung schon vergessen, und in diesem Glauben ward Bourbon noch mehr bestärkt, als ihm der Kaiser im Herbste 1526 noch den Lannoy und einen deutschen Hauptmann, Georg von Frondsberg, mit großen Verstärkungen zuschickte. Er war schon in der

größten Verlegenheit gewesen, wie er von Tage zu Tage seine alten Truppen hatte sättigen sollen, und nun kamen gar noch 16000 hungrige Deusche dazu. Die Nothwendigkeit, sich auf seinem Posten zu behaupten, machte ihn zum Barbaren; er griff die Kirchengeräthe an, und preßte den reichen Bürgern in Mailand ihr Geld mit Härte, ja mit der Folter ab. Endlich, da er die Menge nicht mehr auf mailändischem Boden erhalten konnte, nahm er sich vor, sie in Feindes Land zu führen, und dort — gehe es wie es gehe — mit ihnen zu wirthschaften. In halber Verzweiflung, wahrscheinlich ohne festen Plan, trat er mitten im Winter (30. Jan. 1527) seinen Marsch nach dem Kirchenstaat an, nachdem er dem Leyva das Commando über die Besatzung von Mailand übergeben hatte. Wahrlich ein Mann, dessen Unglück unser innigstes Bedauern, und dessen Muth im Unglücke unsere höchste Achtung verdient. Ein Opfer der Eifersucht zweier Monarchen, wollte er doch wenigstens bei der Nachwelt die Ehre retten, daß er einer edleren Behandlung und eines bessern Schicksals werth gewesen sey; und so beschloß er, entweder seinem Schicksal mit Gewalt eine bessere Wendung zu geben, oder, wenn dies nicht gelingen sollte, freiwillig den Heldentod zu sterben.

Er erfuhr, daß der Papst seine Zusage nicht erfüllt habe, sondern bald nach seiner Befreiung

die Colonner seine Rache auf das härteste habe empfinden lassen, indem er dem Pompeo die Cardinalswürde abgenommen, die ganze Familie excommunicirt, und ihre Häuser und Ländereien verwüstet habe. Das schien ihm Veranlassung genug zu seyn, unter dem Titel des Rächers nach Rom zu gehen, und so hatte er vor der Hand ein Ziel, zu dem ihm seine Soldaten mit Freuden folgten. Führwahr, ein seltsamer Zug! 25000 Mann ohne Geld, ohne Magazine, ohne Artillerie und ohne Gepäck wollten sich durch ein fremdes Land bis zur Hauptstadt durchschlagen, und diese erobern. Italiäner, Spanier und Deutsche folgten einem Franzosen, der ihre Sprache nicht verstand, und doch ihr Vertrauen im vollen Maaße hatte. Aber auch ihm hatte die Natur dasjenige gegeben, was keinem großen Manne fehlt, die Gabe, alle Gemüther zu beherrschen, die an Kraft unter dem seinigen stehen. Er ging, wie Cortez und Pizarro, zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Strapazen mit ihnen, sorgte eher für sie als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Oft auch, wenn der Hunger ihnen Klagen auspreßte, erlaubte er ihnen, ein reiches Pfaffengut zu plündern. Von der Verzweiflung, die in seinem Innern tobte, ließ er sie so wenig ahnen, daß er sogar oft mit ihnen sang und scherzte; und so erhielt er sie selbst bei den härtesten Strapazen immer bei guter

Laune. Die Deutschen, vom Geist der lutherischen Lehre angesteckt, freuten sich besonders darauf, dem Papst zu Leibe zu gehen, und ihren Doctor an Ort und Stelle zu rächen; und der arme Kirchenstaat mußte es schwer empfinden, daß er päpstliches Eigenthum war.

Von den Beschwerden des Weges will ich nichts sagen. Uebergetretene Flüsse, Schnee und rauhe Witterung, eine feindliche Armee (die ligistische) zur Seite, die die Fortschreitenden unaufhörlich neckte — das sind keine Kleinigkeiten. Piacenza und Bologna hatten sie vergebens zu überraschen gesucht, und zu einer Belagerung fehlte es ihnen an Zeit, an Lebensmitteln und an Geschütz. Auch mit Florenz glückte es nicht. So mußte man sich denn begnügen, einige Dörfer zu plündern, und dann weiter ziehen. Der Papst, von der neuen Gefahr, die ihm drohte, unterrichtet, wendet sich in der Angst an Lannoy in Neapel, und verspricht, ihm 60,000 Kronen zu bezahlen, seine Soldaten zu entlassen, und den Colonnern allen Schaden zu ersetzen. Lannoy nimmt die Bedingungen an, die Clemens sogleich erfüllt, und läßt dem Bourbon sagen, er möchte nur wieder zurückgehen. Aber um des Zurückgehns willen war Bourbon so weit nicht vorgedrungen; ohnehin war Lannoy ihm verhaßt, und vielleicht — daß er jetzt mit Planen umging, die, wenn das Glück sie begünstigt hätte,

ihn über die Trümmer von Lannoys und Karls italiänischer Macht hinweggeführt haben würden. Doch hat niemand in seiner Seele gelesen, er hat seinen Kummer und seine Hoffnungen mit ins Grab genommen.

Bis zu Ende des April hatte der langwierige beschwerliche Marsch gedauert, als die Soldaten zuletzt doch noch Miene machten, sich zu empören. Bourbon redete ihnen freundlich zu, und führte sie in schnellen Märschen auf Rom los. Endlich am fünften Mai bei Sonnenuntergang erblickten sie die Hauptstadt der Welt. Er zeigte ihnen die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Palläste von ferne, und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erobert hätten. Gleich auf den folgenden Morgen (6. May) ward ein Hauptsturm beschlossen. Das Heer machte sich früh auf, und Bourbon, ganz gepanzert und noch über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um kenntlicher zu seyn, schritt durch die Reihen und ermahnte seine Krieger zur alten Tapferkeit. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft. Erst als sie an den Graben kamen, erblickten sie die päpstlichen Soldaten und die Schweizer auf der Mauer. Unter fürchterlichem Geschrei wurden die Leitern angeworfen und erstiegen: ein schreckliches Gemetzel begann, und die Schweizer im

Solde des Papstes machten ihrem Namen Ehre. Schon mehrmals zurückgeschlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon rannte von einem Haufen zum andern, ermunterte alle durch Winken und Rufen, riß einem Säumenden die Leiter aus der Hand, und kletterte selbst hinauf. Aber er hatte nur wenige Augenblicke dort oben mit dem Schwerte gefochten, als ein wohlgezielter Musketenschuß ihn traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey, hatte aber noch Fassung genug, herabzusteigen, und die Umstehenden zu bitten, daß sie ihn mit einem Mantel bedeckten. Gleich darauf verschied er. Seine Sorgfalt war vergebens gewesen. Die Krieger, die das weiße Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursach. Aber weit entfernt, kleinmüthig und verwirrt dadurch zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuern Führers Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Die Schweizer wichen allmälig, und die Kaiserlichen drangen glücklich in die Stadt.

---

16.

## Clemens VII. gefangen.

(1527.)

Alles was die Rachsucht, der Geiz, die Religionswuth und die Wollust aus dem Menschen machen können, sah man jetzt an diesen rasenden Siegern. Wild umher schweifend von Pallast zu Pallast, von Kirche zu Kirche, schleppten sie weg, was sie nur tragen konnten, und was sie nicht fortbringen konnten, das zerstörte ihr unsinniger Muthwille. Hie und da brachen fürchterliche Feuersbrünste aus, die manchen herrlichen Ueberrest des klassischen Alterthums, manches Meisterstück der neuern Baukunst, manche seltene Sammlung von Kunstwerken in Asche legten. Unter keiner vorigen Verheerung, selbst der Vandalen und Gothen, hatte Rom soviel gelitten. Mehrere Tage schwelgte die losgelassene Bestialität in der Wollust des Mordens und Zerstörens, und als sich endlich die erste Wuth ein wenig abgekühlt hatte, trieb der ungebundene Muthwille mit allem bisher für heilig geachteten sein tolles Spiel. Die päpstliche Sakristei ward zum Pferdestall entweiht, und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Kanzlei und riß sie in Stücke. Die Car-

dinäle in ihrem Purpur wurden auf Esel gesetzt, und zum Gelächter in der Stadt herumgeführt. „Vivat Doctor Luther! schrien die Deutschen. Doctor Luther soll Papst seyn! Ihm schenken wir das Papstthum!"

Der wirkliche Papst hatte in dieser Gefahr abermals seine Zuflucht in der Engelsburg gesucht. Der Prinz von Oranien, Philibert von Chalons, der nach Bourbons Tode das Commando übernommen hatte, konnte kaum soviel Soldaten vom Plündern abhalten, als nöthig waren, um die Zugänge zu diesem Kastell zu besetzen. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Papste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich lange, sie alle einzugehen, weil er noch immer Hülfe von der ligistischen Armee hoffte, die auch wirklich nicht entfernt war, deren Anführer aber entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft hatte, ihn zu befreien. Endlich, da der Mangel so groß ward, daß der Papst schon Eselsfleisch essen mußte, kam der Vertrag nothgedrungen zu Stande. Clemens VII. mußte versprechen, 400,000 Dukaten für die Armee zu bezahlen, alle festen Städte im Kirchenstaate dem Kaiser zu übergeben, und so lange in der Gewalt des Grafen von Alarcon zu bleiben, bis alle diese Puncte erfüllt wären. So hatte also der eben genannte Graf die Ehre, die zwei vornehmsten Ge-

fangenen seines Jahrhunderts, den König von Frankreich und den Papst, bewacht zu haben.

Aber woher sollte der arme Clemens in der gänzlich ausgeplünderten Stadt noch soviel Geld nehmen, als er zu zahlen versprochen hatte? Ein halbes Jahr ging darüber hin, ehe er die Summe auftreiben konnte, und in dieser Zeit ließ ihn Alarcon nicht aus den Augen. Endlich war es herbeigeschafft, und am 7. Dec. 1527 sollte er freigelassen werden. Aber so groß war das Mistrauen auf ein kaiserliches Ehrenwort in jenen Zeiten, daß Clemens noch in der Nacht vor dem bestimmten Tage, da die Wachen ein wenig nachlässiger auf ihn Acht gaben, aus seiner Haft entsprang, und von wenigen Dienern begleitet nach Orvieto floh.

Die ganze Christenheit erstaunte über diese Begebenheiten: und wiewohl viele dem Papste die wohlverdiente Züchtigung von Herzen gönnten, so haftete doch bei der größeren Menge die alte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche noch viel zu tief, als daß nicht Karl die allgemeine Stimme wider sich hätte haben sollen. Und in der That fürchtete er diese so sehr, daß er alles mögliche that, um das Publikum zu überreden, der ganze Zug nach Rom und alles, was an dem Papste Böses verübt worden, sey wider sein Wissen und Wollen geschehen. Diese Bemühung ließ er sich so sauer werden, daß sei-

ne Mimik abermals Karikatur wurde. Er schrieb Briefe an alle Potentaten, worin er seine Unschuld betheuerte, er ließ öffentliche Gebete für die Befreiung des Papstes verrichten, er bestellte alle schon angesagte Freudensbezeugungungen über die Geburt seines Prinzen wieder ab, und ging ganz traurig umher. Wiewohl sich indessen an seiner innerlichen Freude nicht zweifeln läßt, so muß man doch wirklich sagen, daß seine Versicherungen nicht ganz grundlos waren. Denn er war in der That so wenig Herr über die Truppen in Italien, daß er diese selbst dann noch nicht zurückziehn konnte, als Clemens alle Forderungen befriedigt hatte. Sie blieben noch bis ins folgende Jahr in Rom, und wollten sich durchaus nicht eher wegführen lassen, als bis ihnen alle Rückstände ausbezahlt wären. So zehrten sie zehn Monate lang auf Kosten der Stadt, die seit vielen Jahrhunderten die Schätze von ganz Europa in ihren Schlund gezogen hatte. Manche konnten bei ihrem Abzuge das Geld kaum fortbringen, das sie zusammengeplündert hatten. Sebastian Schärtlin, ein Augsburgischer Hauptmann, verspielte in einer Stunde 5000 Dukaten, und brachte noch noch 15,000 Gulden nach Hause.

Aber was thaten denn die übrigen Häupter der heiligen Lige, als ihr Oberhaupt so hart mitgenommen ward? Sie waren nicht unthätig

Heinrich VIII. schoß Geld her und Franz I. sammelte eine Armee, mit welcher der Feldmarschall Lautrec in Italien eindrang, mehrere Festungen in der Lombardei eroberte, und bis in das Neapolitanische dringen wollte. Der Kaiser, durchaus arm an Gelde, war über diesen Streich sehr in Sorgen, und vermochte es jetzt erst zum ersten Male über sich, seinen Gegnern nachzugeben. Er ließ dem König von Frankreich sagen, er habe es jetzt überlegt, und wolle sich sein letztes Erbieten, statt des Herzogthums Burgund 2 Millionen Kronen zu zahlen, gefallen lassen, auch die beiden Prinzen herausgeben, wenn Franz sogleich seine Truppen aus Italien zurückberufen wolle. Aber dieser glaubte sich jetzt viel zu sehr im Vortheil, als daß er Karln einen so vortheilhaften Frieden hätte bewilligen sollen. Er erklärte, daß er sich von nun an in gar keine Verhandlungen mehr einlassen, sondern sein Recht mit den Waffen suchen werde.

Karl knirschte, und erwiederte dem Gesandten, der ihm die Kriegserklärung brachte, sein Herr sey ein Lügner und treuloser Mann, der nicht einmal soviel Ehre habe, als ein gemeiner Edelmann. Auf diese Antwort erfolgte ein seltsames Schreiben von Franzen, worin er Karln herausforderte, ihm wie ein Ritter und Edelmann für seine Lästerung Satisfaction zu geben. Karl nahm den Zweikampf an, und bestimmte

den Ort dazu; Franz sollte die Waffen mitbringen. Der letztere blieb aber die fernere Antwort schuldig, und sandte an deren Statt dem Lautrec in Italien eine tüchtige Verstärkung (1528 im Frühling), und den Befehl, auf Rom und Neapel loszumarschiren. Das war eigentlich erst die Veranlassung, auf welche die bourbonischen Truppen, welche so lange in Rom gehauset hatten, und durch ihre Ausschweifungen von 24,000 Mann bis auf 12,000 geschmolzen waren, Rom verließen, und sich nach Neapel zurückzogen. Hier vereinigten sie sich mit Lannoys Mannschaft, schlugen Lautrec völlig, und kehrten dann ruhig in ihr Vaterland zurück. Leyva zernichtete unterdessen eine andere französische Armee, die Mailand erobern wollte, gänzlich; und so war dieser Feldzug, von dem sich Franz soviel versprochen hatte, für ihn der allerunglücklichste und schimpflichste geworden. Er sehnte sich nach Frieden, aber welche Bedingungen mußte er nun von einem so gereizten Sieger fürchten!

17.

## Karl in Italien.

(1529)

Ein Glück für ihn war es indessen, daß dieser Sieger im Grunde weit erschöpfter war als er, und besonders großen Mangel an Gelde litt. Zudem mischten sich diesmal weibliche Hände in den Streit, zufolge des gepriesenen Berufs der Frauen, zu „löschen die Zwietracht, die tobend entglüht." Zwei kluge Fürstinnen, Margarethe, des Kaisers Tante, und Franzens Mutter Luise von Savoyen, begaben sich beide nach Cambray, bezogen dort zwei Nachbarshäuser, welche eine innere Gemeinschaft mit einander hatten, besuchten sich alle Tage ohne ceremoniösen Zwang, und brachten wirklich einen Frieden zu Stande (5. Aug. 1529). Franz mußte die 2 Millionen Kronen bezahlen, und alle Ansprüche auf Italien aufgeben. Dafür bekam er seine Söhne wieder, und behielt Burgund vor der Hand.

Während Karls treffliche Feldherren für seinen Ruhm und seine Vortheile so treulich gearbeitet hatten, hatte er selbst — die Seele des Ganzen — still im Innern seines Königreichs gesessen, ohne jemals von den Italiänern, die

seine Hand so schwer gefühlt hatten, gesehen worden zu seyn. Jetzt wollte er sich an dem Staunen Europa's weiden, wenn er selbst einen Theil desselben im Triumph durchzöge. Gleich nach unterzeichnetem Frieden verließ er Spanien, und landete am 12. Aug. 1529 in Genua. Mit dem Pomp eines Eroberers, mit einem Gefolge, das aus den Vornehmsten des spanischen Adels bestand, und an der Spitze von 20,000 Mann alter Soldaten durchzog er die Städte der Lombardei, und empfing die Gesandten aller italiänischen Staaten. Dann wandte er sich nach Bologna, wohin er den Papst zum Rendezvous beschieden hatte, um über die Religionshändel in Deutschland das Nähere mit ihm zu verabreden, und ihn um ein Concilium zu mahnen. Die Zusammenkunft war feierlich und glänzend. Niemand hätte es den Gesichtern beider Fürsten angesehen, was noch vor kurzem zwischen ihnen vorgefallen war. Karl küßte dem heiligen Vater kniend den Pantoffel, wohnte den religiösen Handlungen mit solcher Andacht bei, und zeigte in seinem Wesen soviel Hoheit und Milde zugleich, daß die Italiäner, die einen groben Barbaren zu sehen erwartet hatten, ihn mit Verwunderung betrachteten. Hier in Bologna mußte ihn der Papst unter vielen Feierlichkeiten und großer Pracht zum Kaiser und zum König der Lombardei krönen. Sein Einzug in Mailand war nicht

minder glänzend. Hier empfing er auf dem Throne den Herzog Sforza feierlich, verzieh ihm, und setzte ihn wieder in seine Würde ein. Auch den Venetianern verzieh er ihren Beitritt zu der heiligen Lige, und nahm ihre reichen Geschenke gnädig an. Diese Großmuthscene machte ihm nicht bloß einen guten Namen bei den Italiänern, sondern sie war auch darauf berechnet, ihm von dieser Seite her Sicherheit zu verschaffen, wenn die Türken, die Deutschland jetzt gefährlicher als jemals bedrohten, etwa Bündnisse mit jener Seefahrernation suchen möchten. Reich beladen mit Geschenken aus allen Städten setzte er nun seine Reise nach Deutschland fort, wo seine Erscheinung von einem Theile mit Sehnsucht, von dem andern mit Zittern erwartet wurde.

---

## 18.

## Die Protestanten.

(1529.)

Ganz besonders war der lebhafte, unruhige Geist des Landgrafen Philipp von Hessen geschäftig, seine evangelischen Bundesgenossen vor allzugroßer Sicherheit zu warnen, und er hatte nicht Unrecht. Man wußte ja, wie Karl über die neue

Lehre dachte, man konnte ahnen, welche Maaßregeln er in dieser Hinsicht mit dem Papst verabredet haben mochte, und man kannte ja hinlänglich seine Strenge, die selbst das erlauchte Rom nicht verschont hatte. Der Landgraf drang darauf, man solle auch die Städte Straßburg, Ulm, und einige andere mit in den Bund aufnehmen, die die Reformation nach der Anweisung eines schweizerischen Lehrers, Zwingli *), angenommen hatten. Diese Partei (der späterhin sogenannten Reformirten) wich nur in einem einzigen Glaubensartikel von Luthers Lehre ab, sie glaubte nämlich, man esse und trinke das Brod und den Wein im Abendmahl nur zum Gedächtniß an Jesum, und beides stelle nur figürlich den Leib und das Blut Christi vor. Luther lehrte dagegen, Christi Leib und Blut sey physisch darin zugegen, und werde mit herunter gegessen und getrunken. So, meinte er, stehe es ausdrücklich in der Bibel, und die Bibel sey über alle Vernunft. Er erregte Himmel und Hölle gegen alle, die ihm darin widersprachen, schalt die Zwinglianer Irrlehrer und falsche Propheten, und beschwor seinen Kurfürsten, einen korpulenten, trägen, dem Trunk ergebnen Mann, sich ja nicht mit diesen gefährlichen Menschen zu verbinden, sondern sein Gewissen vor

*) Das Weitere von ihm im folgenden Theile.

Gott rein zu erhalten. Vergebens stellte der Landgraf vor, wie unklug es sey, um einer einzigen Abweichung willen ein Paar Städte von sich zu weisen, die ein Contingent von 60,000 Mann für den Nothfall zu stellen versprochen hatten: Luther blieb taub gegen alle diese Rücksichten, und der Kurfürst — erhielt sein Gewissen rein.

Karl V. hatte schon, als er noch in Spanien war, einen Reichstag zu Speier halten lassen, der am 15. März 1529 eröfnet worden war. Auf diesem hatten, seinem Wunsche nach, die Religionsangelegenheiten vorläufig so weit besprochen werden sollen, daß er sie bei seiner persönlichen Ankunft in Deutschland mit leichter Mühe ganz ins Reine bringen könnte. Aber wie wenig hatte er den Geist solcher Revolutionen gekannt! Die katholischen Fürsten, welche auf diesem Reichstage den Vorsitz gehabt hatten, waren nach ihrer Meinung schon sehr nachgebend gewesen, indem sie den Evangelischen bis nach ausgemachter Sache die freie Ausübung ihrer Religion unter der Bedingung gestattet hatten, daß sie die Messe und verschiedene andere Gebräuche beibehalten, jedem Unterthan freie Wahl zwischen der alten und neuen Religion lassen, niemand zwingen, und keinen einzigen Proselyten machen sollten. Aber gegen diese Beschränkung schrien sie alle laut auf, und reichten am 19. April eine förmliche

Protestation ein, von welcher sie seitdem den Namen Protestanten erhalten haben.

Als darauf der Kaiser nach Italien gezogen war (wo er über 9 Monate verweilte), hatten sie ihm Gesandte dorthin entgegen geschickt, um ihr Verhalten bei ihm in das günstigste Licht zu stellen: aber er hatte sie vornehm angelassen, und fast wie Aufrührer behandelt. Alle aber hatte er auf einen großen Reichstag verwiesen, zu welchem sich sämmtliche Reichsfürsten wo möglich persönlich auf den 22. März 1530 in Augsburg einfinden sollten, und wo er einem jeden nach besten Kräften sein Recht widerfahren lassen würde.

---

## 19.

## Der Reichstag zu Augsburg.

(1530.)

Hat je ein Monarch eine schwere Rolle zu spielen gehabt, so ist es Karl V. Eifersüchtig auf den Ruhm, der mächtigste, der klügste, der unwiderstehlichste Fürst seiner Zeit zu seyn, mußte er jeden Schritt mit größter Bedächtlichkeit thun, um sich nie der Gefahr auszusetzen, auch nur einen halben wieder zurückthun zu müssen. Im Besitze des Ruhms, den mächtigsten König be-

zwungen und den Papst selber gedemüthigt zu haben, mußte er der kleinsten seiner Handlungen einen Schein geben, der den Urheber jener großen in ihr ahnen ließ. Arm endlich an Hülfsmitteln und durch seine bisherigen Kriege erschöpft, mußte er es auf alle Weise verhüten, daß es nicht zu einem neuen käme, und doch beständig seine Feinde in der Furcht erhalten, als könne er jeden Augenblick zur Gewalt greifen, sobald er nur wolle. Bei den Deutschen gelang ihm dieses Maskenspiel vortrefflich, wie es denn auch für sie ganz vorzüglich berechnet war. Seine lange Abwesenheit von ihnen, sein unterdessen weit und breit erschollener Ruhm, sein absichtliches Zögern in Italien, und endlich die strahlende Pracht seines imperatorischen Einzuges in Deutschland — alles das erwarb ihm eine Autorität, wie sie vor ihm noch kein Kaiser seit Karl dem Großen gehabt hatte. Aber zu welchem Geschäfte kam er nach Deutschland! Eine Menge mächtiger Häupter zu vereinigen, unter denen schon seit Jahrhunderten keine Einigung möglich gewesen, und einer Würde Respect zu verschaffen, die durch die Schwäche seiner östreichischen Vorfahren bis zur Verächtlichkeit herabgesunken war. Da nun die allgemeine Stimme der Nation sich jetzt schon für den Lutheranismus erklärte, so wäre wohl das Beste gewesen, daß Karl sich an die Spitze der Protestanten gestellt,

ganz Deutschland von dem Wust des Papstthums gereinigt, und die noch etwa widerstrebenden Anhänger desselben mit Waffengewalt unterdrückt hätte. So wäre er der Abgott der Deutschen geworden, und hätte eine Macht auf seine Seite bekommen, die ihm gegen Türken und Franzosen trefflich genützt haben würden.

Nur Schade, daß er zugleich König von Spanien und Neapel war! Dies legte ihm durchaus die Nothwendigkeit auf, sich als Gegner der Reformation zu erklären, und nun hatte er wahrlich in Deutschland ein böses Spiel. Gewalt fehlte ihm, also blieb ihm nichts übrig, als die Miene des bekümmerten Vaters anzunehmen, der gern erst alle Wege der Güte versuchen möchte, ehe er zur Strenge schritte. Und so begann eine Reihe von Unterhandlungen, bei denen auch die eisernste Geduld hätte ermüden müssen.

In Augsburg hatte sich eine Gesellschaft von Fürsten, Rittern und Geistlichen eingefunden, die wegen ihres zahllosen Trosses von Dienern und Pferden die Preise der gemeinsten Lebensbedürfnisse ins Ungeheure erhöhten. Der Kaiser ließ lange auf sich warten. Nur langsam und in kurzen Tagereisen näherte er sich. Der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und die Herzoge Georg von Sachsen und Wilhelm von Baiern, drei eifrige Katholiken, ritten ihm bis Inspruck entgegen. Der Kurfürst Johann von Sachsen

schickte nur Gesandte dahin. Karl bezeugte keiner Partei eine besondere Vorliebe, nur daß er den sächsischen Gesandten sein Misfallen darüber zu erkennen gab, daß ihr Herr in Augsburg lutherisch predigen ließe; welches hierauf, aus Gefälligkeit, vorläufig abgestellt ward.

Mit Fleiß traf Karl gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeste (22. Jun.) in Augsburg ein. Sein Erstes war, daß er sämmtliche Glieder des Reichstages zur feierlichen Procession auf morgen in die Kirche einlud. Aber weder die imponirende Pracht seines Einzugs, noch die bezaubernde Milde seines würdevollen Betragens konnte die protestantischen Fürsten bewegen, so sehr gegen ihr Gewissen zu handeln. Sie äußerten sogar ihren Unwillen darüber, daß man sie mit dieser Zumuthung so listig habe überraschen wollen; und der Markgraf Georg von Brandenburg erklärte dem König Ferdinand *) unverhohlen, er wolle lieber den Kopf verlieren, als durch seine Theilnahme an einem so abgöttischen Schauspiele das Wort Gottes entweihen. Karl merkte hinreichend an dieser Probe, mit was für Männern er es hier zu thun bekommen würde.

Als nun die Sitzungen ihren Anfang nahmen, und der Hauptartikel, die Religion betref-

*) Karls Bruder, der 1527 zum König von Ungarn und Böhmen erwählt worden war.

fend, zuerst vorgenommen ward, baten die pro-
testantischen Fürsten um Erlaubniß, eine Schrift
Melanchthons vorlesen zu dürfen, welche kurz
und faßlich alle die Puncte enthalte, worin die
neue Kirche von der alten abweiche. Sie hoff-
ten, daß durch eine solche Darstellung der Kaiser
am leichtesten von allen falschen Vorstellungen
befreit, und für ihre Lehre gewonnen werden
könnte; aber sie bedachten nicht, daß Karl hier
auf das, was ihm Wahrheit schiene, durchaus
keine Rücksicht nehmen könne. Als die Vorle-
sung beendigt war, welche mehrere Stunden ge-
dauert hatte (25. Jun.), ließ ihnen der Kaiser
durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort er-
theilen *), er wolle diesen trefflichen, hochwich-
tigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen sei-
ne Entschließung darüber melden lassen. Er über-
gab darauf die Schrift — die nachher unter dem
Namen der augsburgischen Confession
berühmt geworden ist — dem päpstlichen Legaten,
der einem Ausschusse von katholischen Pfaffen
auftrug, eine Widerlegung desselben aufzusetzen.
Diese gerieth so übel, und war in so pöbelhaf-
ten Ausdrücken abgefaßt, daß Karl selbst sie ver-
warf. Es ward also eine andere veranstaltet,
und

*) Er selber sprach das Deutsche nur gebrochen und im hol-
ländischen Dialect. Das Glaubensbekenntniß war ihm la-
teinisch vorgelesen worden.

und den Protestanten mit dem Bedeuten über-
reicht, daß sie sich dabei beruhigen sollten. Das
wollten sie aber keineswegs. Die Unterhand-
lungen zogen sich bis zum Ekel in die Länge.
Der Kaiser durfte nicht nachgeben, und die Pro-
testanten gingen von der Confession nicht ab.
Eine Partei fürchtete sich vor der andern. End-
lich brach der hitzige Landgraf von Hessen auf,
und verließ den Reichstag, ohne von jemand Ab-
schied zu nehmen. Karl, sehr überrascht von die-
sem allerdings unziemlichen Schritte, und besorgt,
daß mehrere ihm folgen möchten, ließ in der er-
sten Bestürzung die Stadtthore sperren. Diese
Maaßregel befremdete wieder die Fürsten, so
daß sie fragen ließen, ob der Kaiser etwa ge-
waltsame Absichten mit ihnen vorhabe. Aber-
mals über diese Frage beunruhigt, versicherte der
Kaiser, er denke nicht an Gewalt, das Besetzen
der Thore sey aus einem Irrthum geschehen.
Auf alle Fälle war es klar, daß zwischen beiden
Parteien eine empfindliche Spannung herrschte;
besonders brannte den protestantischen Fürsten in
Augsburg der Boden unter den Füßen. Sie
brachen auch auf, sobald es sich mit Anstand
thun ließ, und nach ihrer Abreise erschien der
sogenannte Reichsabschied (vom 19. Nov.) wor-
in die lutherische Ketzerei in den strengsten Aus-
drücken verdammt, und die fernere Ausbreitung
derselben bei allen Reichsstrafen verboten wurde.

Das waren die Früchte eines Reichstags, der 4 Monate gedauert, und von welchem sich beide Parteien so große Hoffnungen gemacht hatten. Jetzt war der gänzliche Bruch entschieden, und eine Vereinigung nicht mehr zu hoffen.

---

## 20.

## Ferdinand römischer König.

(1531, 5. Jan.)

Von Augsburg reisete der Kaiser nach Kölln, wohin er die Kurfürsten beschieden hatte, um seinen Bruder zum römischen König zu erwählen. Der Vorwand, daß es aus Fürsorge für die Erhaltung der guten Ordnung im Reiche geschehe, war in sofern nicht ungegründet, als Karl wegen seiner übrigen Länder oft abwesend seyn mußte; und auch aus andern Rücksichten bezeigten sich die Fürsten gegen Karln willfähriger, als gegen einen andern wohl geschehen seyn würde. Genug die Wahl geschah, nur daß der Kurfürst von Sachsen, der nicht einmal selbst nach Kölln kam, durch seinen Sohn eine Protestation dagegen einreichen ließ. Der Kaiser unterdrückte seinen Zorn bis auf gelegenere Zeiten, und reisete sogleich mit den Fürsten nach Aachen, wo die Krönung am 11. Jan. mit größter Pracht

und Feierlichkeit vollzogen ward. Von da ging er sogleich nach seinen geliebten Niederlanden ab.

---

## 21.

## Der Schmalkaldische Bund.

(22. Dec. 1530.)

Während die übrigen Kurfürsten in Kölln mit der Wahl des römischen Königs beschäftigt waren, hatte der Kurfürst von Sachsen seine lutherischgesinnten Bundesfreunde zu einer Unterredung nach Schmalkalden entboten, um gemeinschaftlich über die Mittel nachzudenken, wie der drohenden Gefahr auszuweichen oder zu begegnen sey. Denn jetzt sah selbst der gläubige Luther ein, daß es ohne ernstliche Kämpfe nicht abgehen könne, und nun rieth er auch selbst zur offenbaren kriegerischen Nothwehr, wenn der Kaiser zuerst Gewalt brauchen sollte. Dem raschen Landgrafen war das noch nicht genug, er meinte, man müsse dem Angriff des gerüsteten Kaisers zuvorkommen, da er noch ungerüstet sey. Aber vor dieser Erklärung entsetzten sich die andern Fürsten und die Gesandten der Städte, aus jener achtungswürdigen Pietät, welche die Deutschen von jeher gegen ihre Oberhäupter gehegt

haben. Einige sagten verlegen: wenn nur die heilige Person des Kaisers selbst nicht im Felde erschiene, so wolle man wohl losschlagen, und deshalb sey es auch recht gut, daß der Kaiser das Reich so bald wieder verlassen wolle. Dieselbe Zaghaftigkeit regte sich wieder, als man gewisse Artikel festsetzen wollte, die jedes Glied des Bundes unterzeichnen und beschwören sollte. Die ehrlichen Gemüther gingen mit einer Gewissensangst daran, als sollte sich jeder zu einem Angriff gegen seinen leiblichen Vater verpflichten.

Weil denn auch am Ende in der That nichts Wichtiges beschlossen ward, so gingen sie vor der Hand mit dem Versprechen aus einander, sich am 29. März 1531 abermals hier zu versammeln. Auch diesmal wagte noch niemand, außer dem Landgrafen, entscheidende Maaßregeln vorzuschlagen; nur daß man überein kam, gegen das Verfahren des Reichskammergerichts zu protestiren, welches nicht nur alle Klagen protestantischer Fürsten abwies, sondern in Sachen der abgesetzten Bischöfe und Präbendarien allemal zum Nachtheil der lutherischen Fürsten entschied, welche jene wegen ihrer Religion abgesetzt hatten. Dieser Fall kam so häufig vor, daß die Fürsten dadurch unaufhörlich schikanirt wurden. Der Kaiser, an den diese Beschwerde in den Niederlanden gelangte, und der in der größten Furcht schwebte, die Protestanten — die guten, ver-

schüchterten Protestanten! — möchten ihn mit Krieg überziehen, suchte sie durch gelinde, beruhigende Antworten zufrieden zu stellen, und bezeigte sich überhaupt weit nachgebender, als der harte Reichsabschied hatte vermuthen lassen. Weil aber das Kammergericht mit seinen Strafurtheilen nicht nachließ, so traute man dem Kaiser doch nicht recht, und fuhr fort, sich von Zeit zu Zeit gemeinschaftlich mit einander zu besprechen. Ja man sandte insgeheim an die Könige von England und Frankreich, um sich der Hülfe dieser beiden Feinde Karls auf den Nothfall zu versichern.

Der Bund bestand übrigens jetzt, außer den beiden Häuptern Johann und Philipp, aus dem Herzog Ernst von Braunschweig, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, einem Markgrafen Georg von Brandenburg, und funfzehn Reichsstädten.

---

22.

## Verhandlungen in Nürnberg.

(Jul. 1532.)

Während aller dieser Verhandlungen drückte den König Ferdinand noch eine Hauptsorge. Die

Türken wütheten im Innern des ungarischen Reichs, machten von dort aus Streifereien ins Oestreichische, und drangen plündernd und sengend bis an die Mauern von Wien vor. In solchen Nöthen hatten die vorigen Kaiser immer ihre Zuflucht zu den Ständen genommen: aber welche Hülfe war jetzt von diesen zu erwarten, wenn man ihre Forderungen nicht befriedigte? Eine neue Nöthigung für den ohnmächtigen Kaiser, die Güte nochmals zu versuchen. Mit Freuden bevollmächtigte er die beiden Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz zu Vermittlern in der Religionssache, als sie sich dazu erboten. Es wurden Unterhandlungen mit den Protestanten zuerst zu Schweinfurt, dann zu Nürnberg eröffnet. Unzählige Couriere wurden während derselben in Bewegung gesetzt, unzählige Bogen voll geschrieben, unzählige Sitzungen gehalten, ohne daß man sich vereinigen konnte. Die Protestanten verlangten durchaus freie Religionsübung, Sicherheit, und Befreiung von den Schikanen des Kammergerichts. Die Vermittler bewilligten ihnen die beiden letzten Puncte, wenn sie versprechen wollten, keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen. Das hielt der Landgraf Philipp für eine verfängliche und höchst ungerechte Zumuthung, und auch die andern wollten lange nicht dazu stimmen, bis endlich Luther selber meinte, um Friede mit dem Kaiser zu be-

halten, könne man wohl etwas durch die Finger sehen; wenn Gott grüße, so müsse man ihm danken, und was der Sprüchlein mehr waren. So ward denn endlich am 23. Jul. ein Religionsfriede unterzeichnet, mit dem weder Papisten noch Lutheraner zufrieden waren. Landgraf Philipp tobte am meisten darüber; er schrieb einen harten Brief deshalb an den Kurfürsten von Sachsen, worin er sagte, Luthers Bedenken könne er nimmermehr für recht und weise halten; von Melanchthon halte er gar nichts mehr, seitdem er ihn in Augsburg hätte zittern und beben sehen; der ganze löcherige Friede tauge nichts, es sey ein Schnitzer, den ein dreifacher Doctor nicht wieder gut machen könne, und er möchte fast vermuthen, daß es um ein Nebenhändlein bey demselben zu thun gewesen sey.

So ging schon jetzt der Keim der Zwietracht in dem Bunde auf, der in der Folge für denselben so giftige Früchte trug. Zwar starb der Kurfürst Johann der Standhafte bald nach dem Empfange dieses Briefes (16. Aug. 1532), aber sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich war dem Landgrafen persönlich noch weit mehr zuwider, als der Vater: nur das gleiche Interesse verband beide Fürsten noch eine Zeitlang zu einem Scheine von Freundschaft.

---

23.

## Karl in Ungarn.

(1532.)

Während dieser Unterhandlungen mit den Protestanten hatte sich Karl von den Niederlanden auch nach Regensburg begeben, wohin er schon lange vorher einen neuen Reichstag zur Zusammenbringung einer Türkenhülfe ausgeschrieben hatte. Da die lutherischen Fürsten sich durch den nürnbergischen Frieden wenigstens zum Theil befriedigt sahen, so leisteten sie jetzt die verlangte Hülfe mit der größten Willigkeit. Nie hatte man sich so schnell auf einem Reichstage vereinigt, dem Kaiser beizuspringen, als auf diesem, und nie war die Hülfe beträchtlicher gewesen. Der neue Kurfürst von Sachsen suchte eine ordentliche Ehre darin, mit Karln gut zu stehen, und dem Anschein nach war jetzt auch Karl der Protestanten bester Freund. Er gab ihnen die huldreichste Versicherung, daß er sich ihretwegen ausdrücklich an den Papst wenden, ja sich persönlich mit ihm besprechen wolle, um diese wichtige Angelegenheit auf das beste beizulegen. Er wolle ihn zu einem allgemeinen Concilium auffordern, und wenn das in einem halben Jahre nicht von ihm zu erlangen seyn sollte, so wolle er dann

an dessen Stelle eine deutsche Nationalversammlung zu diesem Zweck veranstalten.

Mit dieser Erklärung war jedermann zufrieden, und so erreichte dieser Fürstentag ein schnelles Ende. Karl begab sich von Regensburg nach Linz, wohin er den Leyva mit 8000 versuchten Spaniern und ein anderes Corps italiänischer Truppen beschieden hatte, zu denen nun auch bald mit einer in Deutschland bisher unerhörten Eilfertigkeit 24,000 Mann Reichsvölker stießen, so daß sich das Ganze auf 76,000 Mann belief. An der Spitze dieses Heeres zog der Kaiser selbst nach Ungarn, um auch einmal mit eigner Hand den kriegerischen Lorbeer zu pflücken. Allein es kam hier nicht zu großen Thaten. Verschiedene Umstände, die gar nicht vom Kaiser abhingen, verschafften ihm den Sieg ohne Schlacht, oder vielmehr Gewinn ohne Sieg. Solymann floh zu aller Erstaunen nach Hause, und räumte ganz Ungarn, ehe er den Feind noch gesehen hatte. Ihn zu verfolgen gelüstete die Deutschen nicht; sie gingen nach Hause, und Karl zog mit den ausländischen Truppen nach Italien.

24.

## Karl in Italien.

(im Winter $153\frac{2}{3}$.)

Hätte Karl auch in seinen auswärtigen Staa-
ten nichts nothwendiges zu thun gehabt, so wä-
ren seine häufigen Reisen dahin doch wenigstens
sehr wohl berechnete Kunstgriffe gewesen, um sei-
ne Autorität in Deutschland zu erhöhen. Denn
indem er hier nur selten und jedesmal nur auf
kurze Zeit sichtbar ward, glich er einem höhern
Wesen, das sich der Welt nur in einzelnen Er-
scheinungen kund thut; und so verbarg er auch
am besten die Verlegenheit, in welche ihn das
Gewirr der leidigen Reichshändel nothwendig sez-
zen mußte. Wäre er den Deutschen zur Ge-
wohnheit geworden, so hätte er ihnen auch bald
verächtlich werden müssen, wie denn der Kur-
fürst Albrecht von Mainz, ein sonst eben nicht
sehr hochbegabter Mann, ihm wirklich einmal die
Warnung zu geben wagte, er solle sich hüten,
daß er in nicht in Verachtung komme.

In Italien, wo er den ganzen Winter zu-
brachte, hatte er besonders häufige Unterredun-
gen mit dem Papste zu Bologna. Er quälte ihn
wegen eines Concils, das jener eben so sehr fürch-
ten mußte, als er es wünschte. Ueberhaupt hätte

Clemens ihn lieber bei den Türken gewünscht, als in Italien, und noch lieber hätte ers gesehen wenn Karl auf seinem Türkenzuge geblieben wäre. Denn so einen Kaiser, der die unerhörtesten Angriffe auf die Hierarchie so langmüthig ertrug, und die Ketzerei so arg in dem gottlosen Deutschland einreißen ließ, hatte die Christenheit noch nicht gesehen. Kaum war auch Karl fort (er reisete im April 1533 nach Spanien), so ließ sich der aufgebrachte Papst mit dessen Erbfeinde Franz in die vertraulichsten Unterhandlungen ein, reisete sogar in Person nach Marseille, um Franzen dort zu sprechen, und schloß eine Heirath zwischen der Tochter seines Neffen, der berühmten Katharine von Medici und Franzens zweitem Sohne, dem Herzog von Orleans, die auch im October 1533 richtig vollzogen wurde. Karl konnte dies heimtückische Bündniß nicht hintertreiben, und sah auch jetzt nicht sogleich eine Gelegenheit ab, den Papst dafür zu züchtigen. Indessen hätte sich doch vielleicht bald wieder ein zweiter Moncada oder Bourbon gefunden, wenn Clemens nicht noch zur rechten Zeit (25. Sept. 1534) gestorben wäre. Ihm folgte (seit langer Zeit einmal wieder) ein römischer Bürger, der Cardinal Alexander Farnese, der als Papst den Namen Paul III. annahm; derselbe, welcher den Jesuitenorden bestätigte.

---

## 25.
## Ulrich von Würtemberg.

(1534.)

Während nun der Kaiser in Spanien war, und sein Bruder in Ungarn alle Hände voll zu thun hatte, schöpften die Protestanten in Deutschland wieder freier Athem, kehrten sich nicht an Tractate und Zwangsgesetze, und nahmen immer mehr Glieder in ihren Bund auf. Als den thätigsten Widersacher des kaiserlichen Despotismus bezeugte sich auch jetzt wieder der rasche Landgraf von Hessen, besonders durch einen Streich, den er sogar wider den Willen seiner zaghaften Bundsgenossen ausführte, und der der guten Sache einen ganz ungemeinen Vorschub that.

In Würtemberg hatte vor etwa zwanzig Jahren ein äußerst leidenschaftlicher Fürst, Herzog **Ulrich**, die Regierung überkommen. Er hatte seine Gemahlin **Sabine**, eine baierische Prinzessin, aus Eifersucht sehr hart behandelt, um ihretwillen einen Ritter von seinem Hofe mit eigner Hand ermordet, bei einer andern Gelegenheit sie selbst sogar körperlich gemishandelt, und dadurch sie genöthigt, zu ihrem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Baiern zu fliehen. Mehrere seiner Unterthanen hatten oft auf glei-

che Weise von den Ausbrüchen seines heftigen Gemüths leiden müssen, und alle klagten über die harten Erpressungen, die seine übermäßige Liebe zum Aufwand nöthig machte. Als er nun gar einmal 1519 in einem Anfall von Rachsucht mit einer Schaar Bewaffneter über die Stadt Reutlingen herfiel, deren Bürger aus ganz gerechten Ursachen einen seiner Burgvögte erschlagen hatten, da brach die allgemeine Unzufriedenheit mit ihm in offenbare Gewalt aus. Reutlingen gehörte mit zum schwäbischen Bunde, dieser nahm sich ihrer an, und sogleich versammelte das Haupt desselben, der in seiner Schwester gekränkte Herzog Wilhelm von Baiern, eine Macht, mit welcher er in kurzer Zeit den Herzog Ulrich aus seinem Lande trieb. Vergebens machte dieser noch einige Versuche, es wieder zu erhalten; er war und blieb exilirt. Weil aber auf dem Herzogthume schwere Schulden hafteten, und der Bund überhaupt nicht wußte, was er damit machen sollte, so bot er es dem damals eben erwählten jungen Kaiser Karl V. an, der bereitwillig genug war, es für eine geringe Geldsumme an sich zu kaufen. Er schlug es darauf zu den östreichischen Erbstaaten, und trat es bald nachher mit diesen seinem Bruder Ferdinand ab. Die Belehnung geschah feierlich auf dem Reichstage zu Augsburg 1530.

Der abgesetzte Ulrich ging indessen als Flücht-

ling hier und da im Reiche umher, und fand endlich Schutz und Aufenthalt bei dem Landgrafen Philipp von Hessen. Sein Schicksal fing allmälig selbst diejenigen zu dauern an, die dazu beigetragen hatten, und noch mehr schmerzte es die deutschen Fürsten, daß das östreichische Haus mit so leichter Mühe zu einer so wichtigen Vergrößerung seiner Macht gekommen war. Die Protestanten insbesondere würden einen trefflichen Rückhalt mehr gehabt haben, wenn Ulrich, der den lutherischen Glauben angenommen hatte, noch im Besitz seines Landes gewesen wäre. So deutlich jedoch die schmalkaldischen Bundesgenossen dies einsahen, so dachte doch niemand daran, ihn wieder einzusetzen; und als der Landgraf die Sache in Vorschlag brachte, schrien Luther und Melanchthon so lange dagegen, bis der Kurfürst von Sachsen endlich auch seine Stimme dazu verweigerte. Philipp gerieth außer sich vor Zorn über die politische Beschränktheit dieser Männer, aber er war Manns genug, das, was er für gut und recht hielt, auch ohne die Hülfe seiner Bundesgenossen durchzusetzen. Er reisete nach Paris, holte sich insgeheim Subsidien vom König Franz, brachte ganz für sich allein gegen 15000 Fußknechte und 4000 Reiter auf, und marschirte damit in größter Geschwindigkeit auf Würtemberg los. Der kaiserliche Statthalter des Landes ward so von dem Einfall überrascht,

daß er nur wenig Mannschaft in der Eil zusammenbringen konnte. Diese wurde obenein gleich bei dem ersten Zusammentreffen (bei Lauffen, 13. Mai 1534) geschlagen und zerstreut; und so war binnen wenig Tagen das ganze Herzogthum erobert, und Ulrich wieder eingesetzt. Sein Unglück hatte ihn bescheidener gemacht, und die einst verscherzte Liebe seiner Unterthanen kehrte nun wieder zurück. Vom schwäbischen Bunde hatte er auch nichts mehr zu fürchten, denn der war im vorigen Jahre aus einander gegangen.

Es ist gewiß ein großer Beweis für die Schwäche des Kaisers, daß er diese That nicht nur ungeahndet hingehen ließ, sondern daß er sogar in Unterhandlungen willigte, kraft welcher Ferdinand dem Ulrich sein Herzogthum feierlich wieder abtrat, nur mit dem Vorbehalt, daß es wieder an das Haus Oestreich fallen solle, wenn etwa künftig einmal Ulrichs Mannsstamm aussterben sollte. Daß man dem Landgrafen seine Kühnheit so leicht verzieh, rührte daher, weil man fürchtete, daß der ganze schmalkaldische Bund ihm im Angriffsfalle beistehen würde; und das gab denn doch eine gefährliche Aussicht. Es kam indessen eine Zeit, wo der wackere Landgraf für diese und andere kühne Schritte nur allzu bitter büßen mußte.

In dem Vergleich, der diese Händel schloß, und den man von dem Städtchen, wo er zu

Stande kam, den Kadanischen Frieden nennt (29. Jun.), erkannte nun auch der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Ferdinanden als römischen König an, und die Bevollmächtigten des Kaisers versprachen dagegen, daß das Kammergericht mit dem Verfahren gegen die Protestanten in Religionssachen inne halten sollte.

---

## 26.

## Die Wiedertäufer.

(1533 und 1534.)

Ich muß hier den Lauf der Hauptbegebenheiten mit einem merkwürdigen Zwischenspiel unterbrechen, welches aufs neue zeigen wird, wie leicht ein religiöser Geist in die unsinnigste Schwärmerei ausarten könne, wenn Sinnlichkeit und Eigennutz damit sehr lebhaft ins Spiel gebracht werden. Die Secte, zu welcher Thomas Münzer gehört hatte, war noch nicht ausgestorben; sie hob besonders in den Niederlanden allmälig wieder ihr Haupt empor, und sandte von dort aus häufig Missionarien in das benachbarte Westphalen aus. Das Losungswort dieser Menschen war christliche Freiheit und Gleichheit; das Reich Gottes, predigten sie, sey nahe vor der

Thür

Thür, und wer sich noch einmal taufen lasse, komme gewiß hinein.

Damals hatte die Stadt Münster durch einen Schüler Luthers, Namens Rottmann, zuerst Kenntniß von der evangelischen Lehre erhalten. Dieser Mann hatte soviel Talent zum Volksredner, daß die Bürger auf seinen Antrieb in kurzem alle katholische Priester wegjagten, alle bisher üblichen Kirchengebräuche abschafften, und den Gottesdienst ganz auf lutherischen Fuß einrichteten. Diese Revolution ging nicht ohne Gewaltthätigkeiten ab; das Domkapitel und die übrige katholische Geistlichkeit verließ die Stadt, und als man beiden nachher die Rückkehr wieder bewilligte, wurden sie doch auf eine einzige Kirche eingeschränkt, indeß die lutherische Partei deren sechs behielt.

Diese Unruhen waren noch nicht ganz gedämpft, als schon wieder neue und weit größere sich erhoben. Noch waren die Gemüther in Gährung, also der Ansteckung höchst empfänglich, welche ein Paar so eben eingewanderte Wiedertäufer aus Holland mit ihnen versuchen wollten. Der eine war Johann Bockhold, ein Schneider von Leyden, und der andre Johann Matthias, ein Bäcker von Harlem. Als sie zuerst mit ihren Weissagungen vom nahen Gottesreiche das Volk in der Stille zu verführen anfingen, legte ihnen der Magistrat das Handwerk, und

wies sie zur Stadt hinaus. Aber sie kamen zu einem andern Thore wieder herein, machten ihren Anhängern weiß, Gott habe es ihnen befohlen, in Münster ihre Sendung zu vollenden, vermehrten durch allerlei schwärmerische Reden ihre Partei zum Erstaunen, und brachten sogar den Prediger Rottmann auf ihre Seite; ein Beweis, daß dieser Mann nicht würdig gewesen war, der Schüler eines Luther und Melanchthon zu seyn.

Nach einigen neuen Kämpfen mit dem Magistrate, behielten sie zuletzt die Oberhand in der Stadt. Sie liefen durch die Straßen, und schrien laut: Thut Buße und lasset euch von neuem taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen! Der Pöbel, durch soviel andere Reden, Gerüchte und Prophezeihungen schon außer sich gesetzt, ward hingerissen von dieser Schwärmerei, und ließ sich wirklich umtaufen; ja viele, die es nicht aus wahrem Glauben thaten, gingen doch aus Furcht mit hin, um nicht für ihre Neutralität gemishandelt zu werden. Die Häupter der Secte sandten darauf Missionarien in die benachbarten Oerter, und luden alles Volk ein, zu ihnen zu kommen, und alles zu verlassen, da ihnen alles zehnfach wieder ersetzt werden solle. Wen hätte so ein Versprechen nicht gelockt, zu einer Zeit, wo der niedere Stand in einem fast sklavischen Drucke lebte? Im Anfange des Jahres 1534 war die Stadt Münster

so angefüllt mit schwärmerischem Gesindel, daß der Magistrat selbst ihm Platz machte, und mit wenigen Vernünftigen aus der Stadt zog.

Hierauf wählten sie einen neuen Magistrat aus ihrer Mitte. Matthias gebot im Namen Gottes, ein jeder solle sein Gold und Silber ausliefern und in ein bestimmtes Haus niederlegen, auch kein Buch, als die Bibel, behalten, alle andere verbrennen. Beides geschah. Ein Bürger, der darüber spottete, ward ergriffen, vom Matthias selbst zu Boden geworfen und mit einer Pike durchstoßen, dann, als er sich wieder aufrichtete, mit einer Flinte geschossen. Als er auch davon noch nicht starb, sagte Matthias, es sey ihm offenbaret, daß dieses Menschen Zeit noch nicht gekommen, sondern daß er von Gott begnadigt worden sey. Wiewohl indessen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geist aufgab, so benahm dieser Fall dem Propheten doch nichts von seinem Kredite. Noch schlimmer lief eine andere Prophezeihung für ihn ab. Der Bischof von Münster. hatte sich mit einem Trupp Soldaten genähert, und umlagerte die Stadt. Da rief nun Matthias aus, er habe einen göttlichen Befehl, diese Feinde zu tödten. Er war aber nicht sobald mit seiner Pike herausgekommen, als der nächste Soldat ihn niederhieb.

Da trat nun der Schneider Johann von

Leyden auf, und lehrte das Volk, es sey ihm lange offenbaret gewesen, daß sein Kollege dies Märtyrerthum bestehen würde, und jeßt sey ihm von Gott befohlen, dessen Wittwe (ein sehr schönes Weib) zu ehelichen, die Regierung zu übernehmen, und zwölf Richter, dergleichen einst in Israel gewesen, zu ernennen. Das geschah. Zugleich ward ein Gesetz gegeben, daß jeder die christliche Freiheit haben solle, soviel Weiber zu nehmen, als er wolle, wie denn Johann Bockhold selbst es nach und nach bis auf vierzehn brachte. Am 25. Jun. berief endlich ein Goldschmid, auch ein Prophet, das Volk auf den Markt, und gab vor, es sey der Befehl des himmlischen Vaters, daß Johann von Leyden den ganzen Erdkreis beherrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Durch ihn sollten alle Gottlosen ausgerottet, alle Könige und Fürsten erwürgt, und das Reich allein den Frommen in die Hände gegeben werden. Mit affektirter Demuth und Scheinheiligkeit fiel hierauf Johann Bockhold auf die Knie, dankte Gott, und versicherte das Volk, er habe diese Offenbarung längst gehabt, aber nur bis jeßt nicht gewagt, sie auszusprechen. Er setzte darauf die zwölf israelitischen Richter wieder ab, übernahm das Richteramt selbst nebst einigen Ministern, stolzirte in königlichem Schmuck, und mit reichem Geschmeide behängt einher, begleitet von einem

großen und prächtigen Gefolge, unter welchem sich auch zwei Jünglinge zu Pferde befanden, die ihm Krone, Bibel und Schwert nachtrugen.

Nachdem nun solchergestalt die Stadt Münster zur Hauptstadt des neuen Gottesreiches eingeweiht war, sandte der König derselben acht und zwanzig Apostel aus, um die übrigen Städte der Erde auf dieselbe Art zu organisiren, und seinem Scepter zu unterwerfen. Wohin aber diese Betrogenen kamen, wurden sie festgehalten und meistens als Aufruhrstifter getödtet; alle aber starben mit dem feierlichsten Bekenntniß, das Johann von Leyden der einzige wahre König sey, und daß alle andere Könige getödtet werden müßten.

Bei einer so tollen Verfassung konnte die losgelassene Brutalität nur so lange ihre Rechnung finden, als Lebensmittel genug vorhanden waren, das müßige Gesindel zu ernähren. Als diese aber durch die immer engere Einschließung der Stadt mit jedem Tage seltner wurden, ward dem armen Könige doch zuletzt um seine Krone bange. Er hatte Erscheinungen über Erscheinungen, gab Verheißungen über Verheißungen, aber keine derselben konnte den Glauben in dem Maaße stärken, worin der Hunger ihn schwächte. Um in einer so kritischen Lage sein Ansehn zu behaupten, nahm er seine Zuflucht zum Terrorismus, Ein Zweifel kostete das Leben. Selbst da eine seiner Gemahlinnen sich verlauten ließ, sie könne

nicht glauben, daß Gott so viele Leute wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberflusse lebe, hielt er ein förmliches Gericht über sie, enthauptete sie selbst auf öffentlichem Markte, und tanzte singend mit dem ganzen Volke um ihren Leichnam.

Endlich, da schon viele verhungert waren, erbarmten sich zwei Bürger der Stadt, schlichen sich hinaus ins Lager des Bischofs, und zeigten ihm eine Stelle, wo die Mauer leicht erstiegen werden konnte. So drangen die Feinde in der Nacht hinein, und schlugen sich den ganzen folgenden Tag (24. Jun. 1535) in den Straßen und auf dem Markte mit den Einwohnern herum, bis der größte Theil der letztern, und unter ihnen auch der Prediger Rottmann, niedergehauen war. Die übrigen baten um Gnade. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Minister Krechting hatten nicht den Muth, sich in die Schwerter der Feinde zu stürzen; sie wurden lebendig gefangen, allen Beschimpfungen der Soldaten bloßgestellt, dann in mehreren deutschen Städten zur Schau herum geführt, und zuletzt in Münster (33. Jan. 1536) grausam hingerichtet. Man zwickte sie eine Stunde lang mit glühenden Zangen, und stieß ihnen zuletzt ein Schwert durch das Herz. Ihre Körper wurden in eiserne Käfige gethan, und diese an dem höchsten Thurm in der Stadt

aufgehängt. — Noch jetzt bilden die Nachkommen dieser Widertäufer eine Secte, die in Holland und England sehr friedlich lebt.

---

29.

## Karl V. in Tunis.

(1535.)

Während diese Dinge vorgingen, hatte der Ehrgeiz Karln weit über das Meer nach Afrika getrieben. Ein Sieg über die Mauren, eine Reinigung des Meeres von jenen furchtbaren Seeräubern, eine großmüthige Wiedereinsetzung eines vertriebenen afrikanischen Königs — solcher Heldenthaten lauttönender Ruf sollte ihm einst in Deutschland die Feinde schlagen helfen, die, ohne von solchen Schreckbildern vorher eingenommen zu seyn, bei Karls bloßem Anblick nichts weiter gedacht haben würden, als daß er ein Mann wie andere Männer sey. Ich kann mich bei dem Einzelnen dieses Zuges nicht aufhalten. Die große Verwirrung im tunesischen Staate, Karls treffliche Soldaten, und der Beistand der Malteser und Genueser verschafften ihm einen leichten und glänzenden Sieg. Der eingesetzte König von Tunis ward von Spanien abhängig gemacht, mußte

viel Geld bezahlen, und alle Christensklaven in Freiheit setzen. Es waren gegen 20,000, und von allen Nationen. Karl nahm sie mit nach Italien hinüber, von wo ein jeder in seine Heimath zurückkehrte, da er dann Karls Großmuth und Heldentugend bis in den Himmel erhob.

Die Protestanten benutzten unterdessen diese Gnadenzeit, und zogen immer mehr Klöster, auch Dom- und andere Stifter ein. Da nun die dadurch abgesetzten Präbendarien bei dem Kammergericht darüber Beschwerde führten, und dieses das weggenommene Eigenthum jenen nach den Gesetzen wieder zusprach, so gab dies unaufhörliche Streitigkeiten, indem die Städte vorgaben, das seyen Religionssachen, und in solchen sollten sie ja vom Kammergericht eximirt seyn. Die Antwort war dann freilich immer, es seyen Eigenthumssachen, und darüber müsse allerdings das Gesetz walten. Da jedoch das Gericht keine executive Macht besaß, so behielten die Protestanten immer den Vortheil in ihren Händen. 1536 ward der Schmalkaldische Bund auf zehn Jahre verlängert. Ansehnlich verstärkt ward er durch den Beitritt Ulrichs von Würtemberg, des Herzogs Heinrich von Sachsen, Barnims und Philipps von Pommern, dreier Fürsten von Anhalt, Königs Christian III. von Dännemark, des Markgrafen Johann von Brandenburg-Küstrin, der Grafen von Nassau-Saarbrück und von

Schwarzburg, und der freien Städte Eslingen, Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eimbek, Augsburg, Frankfurt, Kempten, Hannover, Hamburg und Minden. Mehrere andere Fürsten, die gleichfalls die Reformation annahmen, z. B. der junge Kurfürst Joachim II. von Brandenburg (1536), waren Freunde des Bundes, ohne sich jedoch förmlich einschreiben zu lassen.

---

## 28.
## Karl in Rom.

(1536.)

Doch laßt uns erst den glorreichen Monarchen weiter begleiten, der sich in dem Gedanken wohlgefiel, der Sieger und Schiedsrichter der entferntesten Nationen und der berühmtesten Herrscher zu heißen. Von Tunis ging er nach Neapel, wo er den ganzen Winter zubrachte. Es war das erste Mal, daß er diesen Theil seiner Staaten persönlich besuchte, daher wetteiferte der Adel dieser trefflichen Nation, ihm seine Ehrfurcht und Bewunderung zu erkennen zu geben, und ihm den Aufenthalt unter ihnen so angenehm als möglich zu machen. Feste und Freudensbezeigungen aller Art wechselten mit einander ab, und,

was Karln das Angenehmste war, ein freiwilliges Geschenk an Gelde, das alle seine Erwartungen übertraf, beschloß die unzähligen Liebeserweisungen, in denen sich das treue Volk fast erschöpft hatte. Das sezte ihn in den Stand, seine glänzende Laufbahn noch weiter fortzusezzen, und besonders seinen Erzfeind Franz, gegen den er bisher nur vertheidigungsweise verfahren war, nun einmal selber anzugreifen. Der Erfolg zeigte aber, daß dieser Entwurf nicht zu seinen glücklichen gehört hatte.

Franz Sforza, der bisherige Herzog von Mailand, war gestorben. Der König von Frankreich, dem Karl einmal Hoffnung gemacht hatte, in diesem Falle einen seiner Söhne mit Mailand zu belehnen, hatte den Kaiser sogleich daran erinnern lassen, da aber Karl Weitläuftigkeiten gemacht, so hatte er sich in den Vortheil sezzen wollen, und vorläufig Savoyen, dessen Herzog Karls Schwager war, gewaltsam in Besitz genommen. Karl, der jezt eben Krieg wünschte, war sehr erfreut über diese herrliche Veranlassung, und so hingerissen von einer zu voreiligen Zuversicht auf die Unwiderstehlichkeit seiner Waffen, daß er jezt der Welt ein neues Beispiel gab, wie leicht das Glück selbst den Verständigsten bethören könne.

Er zog unter stattlicher Begleitung von Neapel nach Rom, und hielt in dieser Stadt am 5.

April 1536 mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug. In seiner ersten Zusammenkunft mit dem Papste drang er lebhaft auf ein Concilium, welches Paul III., der den Frieden liebte, sogleich bewilligte. Hierauf hielt er am ersten Ostertage eine glänzende Sitzung, in welcher der Papst und alle Kardinäle, und die Gesandten der italiänischen Fürsten und des französischen Hofes zugegen waren. Auf die Anfrage des letztern, ob es sein Wille sey, oder nicht, Franzens Forderungen in Güte zu befriedigen, stand er er von seinem Thronsessel auf, und hielt mit einer Heftigkeit und Anstrengung, die man sonst gar nicht an ihm gesehen hatte, in spanischer Sprache eine Rede, welche anderthalb Stunden dauerte. Er gefiel sich sichtlich in dem oratorischen Pompe und in den erhabenen Tönen, deren diese Sprache vorzüglich fähig ist, und die erlauchte Gesellschaft, vor der er redete, schien seinen Stolz noch mehr anzufachen. Er schilderte in blumenreichen Phrasen die Segnungen des Friedens und die Schrecknisse des Krieges, betheuerte, daß er von Jugend auf den erstern geliebt und den letztern gehaßt habe, und zeigte dann, wie so ganz die entgegengesetzten bösen Gesinnungen der König Franz von jeher bewiesen hätte. Weitläuftig erzählte er, wie Franz immer der Urheber des Krieges gewesen sey, wie er dagegen immer zum Frieden die Hand geboten habe. So kam er bis

auf Franzens Besitznehmung von Savoyen, die er als eine neue ganz erhörte Ungerechtigkeit mit den schwärzesten Farben malte, und auf sein Einverständniß mit den deutschen Ketzern, welches er als ein Verbrechen gegen den Papst und die ganze Christenheit vorstellte. Hierauf that er, als ginge ihm das Schicksal so vieler Unschuldigen zu Herzen, die durch Franzens unfriedlichen Charakter soviel leiden müßten, und um diesen ihr Elend zu ersparen, erbot er sich, ihm im Zweikampf zu stehen, sey es auf Schwert oder Dolch, auf einer Brücke oder einer Insel oder auf einem Schiffe; da wolle er sich im bloßen Hemde einfinden. Wolle Franz aber durch diesen Ausweg den Krieg nicht abwenden, so möchte er auch die Folgen desselben tragen, er werde alsdann nicht eher nachlassen, als bis einer von beiden der ärmste Edelmann geworden sey. Daß dies aber ihn nicht treffen werde, wisse er zum voraus, denn auf seiner Seite sey das Recht, die zahlreichste Armee, die klügsten Generale. Wäre es mit ihm nicht besser beschaffen, als mit Franzen, so würde er sich diesem zu Füßen werfen, und ihn mit gefaltenen Händen und den Strick um den Hals um Gnade anflehen.

Alle Anwesende erstaunten über diese sonderbare Rede, und über die leidenschaftliche Fassung des Redenden. Der französische Gesandte hatte aus Unkunde der Sprache nur wenig davon ver-

standen, er wollte also eine Frage thun, aber der Kaiser verbot ihm das Reden. Erst am folgenden Tage ließ er sich in eine nähere Erklärung ein, und gleichsam als ob er seine Unbesonnenheit wieder gut machen wollte, versicherte er, daß er es so böse nicht gemeint, auch Franzen nicht eigentlich herausgefordert habe, sondern es nur so verstehe: wenn keine andere Auskunft mehr übrig sey. Auch ließ er verfälschte Abschriften von seiner gestrigen Rede ausgehen, in welchen alles weit anständiger und milder lautete.

Franz versuchte darauf noch einmal den Weg der Unterhandlung, und versäumte darüber, seine italiänischen Truppen bei Zeiten zu verstärken. Karl, der gar nicht Willens war, ihm noch eine Handbreit Landes in Italien zu gewähren, hielt ihn so lange mit Zweideutigkeiten hin, bis er alle Anstalten zum nachdrücklichsten Angriff getroffen hatte.

---

29.

## Karls Einfall in Frankreich.

(1536.)

Damit die ganze Welt nun sähe, daß er nicht eitel gedroht habe, fiel er sogleich im Sommer desselben Jahres mit drei Armeen in

Frankreich ein. Zwei davon hatte seine Schwester Maria von Ungarn, die Statthalterin der Niederlande, zusammenbringen müssen; sie wurden oben in die Picardie und Champagne geschickt. Mit der dritten und stärksten zog er selbst durch Savoyen gerade in die Provence. Seine besten Generale hatten ihm diesen Zug als höchst mißlich ausreden wollen, aber der Wunsch, seinen Feind im Herzen seines eigenen Landes anzugreifen, und die Vorspiegelungen eines französischen Ueberläufers hatten ein größeres Gewicht für ihn; ja er war so voll Vertrauens, daß er dem Geschichtschreiber Jovius, der ihn begleitete, rieth, ja einen recht großen Vorrath von Papier mitzunehmen. Leider sah er nur zu bald, daß er den Rath der Erfahrnen nicht ungestraft verachtet hatte. An der Rhone stand der Marschall von Montmorency mit einem auserlesenen französischen Heere hinter unbezwinglichen Verschanzungen. Die weite Strecke zwischen ihm und dem Passe, durch welchen der Kaiser in Frankreich eintrat, war kahl und verwüstet. Viele Meilen weit war kein Mensch zu sehen. Die Dörfer standen leer, oder lagen in Asche; alle Mühlen und Backöfen waren eingerissen, ringsum war nirgends Speise noch Futter für Menschen und Vieh zu finden. Nach mehreren sauren Tagereisen in diesen künstlichen Wüsteneien sah sich Karl genöthigt, sich links ab nach der

See zu wenden, um von seiner Flotte den nöthigen Proviant einzunehmen. So kam er vor Marseille, und belagerte die Stadt. Aber diese war zu stark befestigt, und zu gut mit allem Nöthigen versehen, als daß sie sich so leicht hätte ergeben sollen. Die harte Nothwendigkeit, so viele tausend Menschen und Pferde ganz auf eigene Kosten und aus nachgefahrenen Magazinen zu unterhalten, und die Seuchen, welche viele seiner Krieger wegrafften, nöthigten ihn endlich, nach zwei vergeblich zugebrachten Monaten am 10. Sept. 1536 die Belagerung von Marseille aufzuheben, und sich wieder nach Italien zurückzuziehen. Dieser Rückzug war nicht bloß schimpflich sondern auch sehr gefährlich, denn nun brachen die Franzosen aus ihrem Hinterhalte triumphirend hervor, und setzten die armen ausgehungerten Spanier so in Furcht, daß diese einen Theil ihres Geschützes und unzählige Wagen voller Kranken in Stich lassen mußten, um nur schnell genug in Sicherheit zu kommen. — Die beiden Nordarmeen hatten genau dasselbe Schicksal. Karl, voller Scham und Verdruß, ging sogleich nach Genua, und setzte von da nach Barcellona über.

## 30.

# Zusammenkunft in Nizza.

(1538)

Länger als anderthalb Jahre blieb Karl in Spanien, ohne etwas von sich hören zu lassen. Das Jahr 1537 verging ohne alle Feindseligkeiten, weil beide Theile sehr erschöpft waren; sie hatten auch beide einen jährigen Waffenstillstand geschlossen, und waren also gegenseitig gesichert. Noch war man begierig, was im folgenden Jahre geschehen würde, als der Papst sich ins Mittel legte, und beide Monarchen zu einer freundschaftlichen Zusammenkunft nach Nizza in Piemont einlud. Soviel Mühe sich aber hier der heilige Vater auch gab, so konnte er doch nichts weiter zu Stande bringen, als einen Waffenstillstand auf 10 Jahre, während dessen ein jeder das behalten sollte, was er jetzt in Händen habe (18. Jun.). Die Erbitterung von Seiten Karls war hier noch so groß, daß er Franzen gar nicht sehen wollte. Alles ward durch den Papst abgemacht, der dienstfertig alle Tage von einem zum andern lief; und kaum war der Vertrag unterschrieben, so ging Franz nach Avignon, und der Kaiser begleitete den Papst nach Genua.

## 31.

## Zusammenkunft zu Aiguesmortes.

(1538.)

Nach einem solchen Rendezvous hätte man ein zweites nimmermehr erwarten sollen, welches wenige Wochen nach jenem ersten folgte. Franz konnte sichs wohl erklären, wie Unmuth und Scham über den so kläglich abgelaufenen Feldzug den Kaiser in Nizza so feindselig zurückhaltend habe machen können. Vielleicht wußte er auch, daß ein Mann nie geneigter zur Nachgiebigkeit ist, als wenn derjenige, vor dem er sich schämt, ihm zuerst vertraulich die Hand reicht. Genug, in Genua trat Karln ein französischer Gesandte mit der Bitte an, bei seiner Ueberfahrt nach Spanien auf einige Tage bei Franzen einzusprechen, damit beide sich dort herzlicher mit einander unterreden möchten, als dies in Nizza bei der Zwischenträgerei des Papstes habe geschehen können. Die Begleiter des Kaisers fanden die Sache sehr bedenklich, aber gerade weil sie das schien, gefiel sie Karln, und er nahm die seltsame Einladung an. Vielleicht war es das Gefühl der Reue über seine prahlerische Herausforderung zu Rom, das ihm die Sehnsucht einflößte, sich in der Achtung der Welt durch eine

andere auffallende That wieder herzustellen. Die Zusammenkunft ward zu Aiguesmortes, am Ausflusse der Rhone ins mittelländische Meer, festgesetzt. Als Karls Galeeren die Höhe dieser Stadt erreicht hatten, ließ er die Anker auswerfen, und Franz, der ihn am Ufer erwartet hatte, begab sich zuerst mit einem kleinen Gefolge an Bord des kaiserlichen Fahrzeuges. Mit den ausgezeichnetsten Höflichkeitsbezeugungen versicherte er Karln, daß er nichts sehnlicher wünsche, als sein Freund zu seyn, und die bösen Mißverständnisse zu endigen, die ihre Herzen so lange getrennt hätten. Als darauf auch Karl alle seine Selbstbeherrschung zusammennahm, um seinem Gegner keine unedlere Gesinnung zu zeigen, als dieser gegen ihn affektirte, ging Franz so weit, ihn zu einem freundschaftlichen Gastmahl am Lande einzuladen. Auch das nahm Karl mit größter Freundlichkeit, ohne allen Schein des Mißtrauens an; er fuhr mit Franzen hinüber, und wurde in Aiguesmortes königlich bewirthet. Nach der Tafel war ein glänzender Ball veranstaltet, dem beide Fürsten bis in die Nacht beiwohnten. Karl schlief darauf im königlichen Schlosse, und am folgenden Morgen reichte ihm der Dauphin selbst Waschwasser und Handtuch, und als er darüber beschämt schien, sagte Franz im verbindlichsten Tone, das sey seines Sohnes Schuldigkeit, ja ein so großer Monarch, als er,

sey würdig, von ihm (dem König) selbst bedient zu werden. Sie blieben hierauf noch diesen Tag beisammen, und Franz versprach, sein Bündniß mit den Türken aufzugeben, und in allen billigen Dingen Karln willfährig zu seyn. Zuletzt bat er ihn noch, einen Brillantring von hohem Werthe als ein Andenken dieser zwei glücklichen Tage von ihm anzunehmen, in dessen innere Seite die Worte delectionis testis et exemplum gegraben waren. Am Abend begleitete er den Kaiser wieder bis zu seiner Galeere; auf welcher derselbe nach der freundschaftlichsten Trennung nach Spanien segelte.

Wer möchte sagen, daß diese ganze Großmuthsscene Verstellung gewesen sey? Es ist ein so unaussprechlich erhabener Anblick, zwei mächtige Feinde, die eine Welt mit ihrem Hasse entflammten, sich plötzlich mit edlem Vertrauen einander nähern zu sehen, daß es der Eitelkeit des menschlichen Herzens sehr nahe liegt, auch durch solche Siege glänzen zu wollen. Schon zu Homers Zeiten gehörte es zum Ehrpunkte der Helden, von sich sagen zu lassen:

> Seht, sie kämpften den Kampf der geisterverzehrenden Zwietracht,
> Und dann schieden sie beid' in Freundschaft wieder versöhnet.
>
> Il. VII. 301.

## 32.

## Karls Reise nach Gent.

(1539.)

Franz, der so gern das noch erledigte Mailand für einen seiner Söhne gehabt hätte, unterließ nichts, was die gute Rührung, die er zu Aiguesmortes in Karln erweckt zu haben glaubte, erhalten könnte. Gleich im folgenden Jahre ereignete sich in den Niederlanden ein Vorfall, der ihm die schönste Gelegenheit gab, Karln aufs neue seiner aufrichtigen Gesinnungen zu versichern. Die reiche Stadt Gent, Karls Geburtsort, hatte sich vor einiger Zeit widersetzt, an einer Steuer Antheil zu nehmen, die der Grafschaft Flandern, zu der sie gehörte, im Allgemeinen aufgelegt worden war, indem sie sich hartnäckig auf ihre Privilegien berufen hatte. Aus dem Streit war erst ein Rechtshandel entstanden, den die Genter verloren; dann war eine harte kaiserliche Drohung erfolgt, und diese hatte gar einen so ernstlichen Aufstand zur Folge, daß alle Adeligen und Anhänger des Kaisers aus der Stadt gejagt, und Deputirte an den König von Frankreich geschickt wurden, mit dem Erbieten, die Bürger wollten sich in seine Arme werfen, wenn Karl Gewalt brauchen sollte. Franz, seinem ange-

nommenen Charakter getreu, wies den Antrag mit Verachtung von sich, und lieferte dem Kaiser die deshalb erhaltenen Briefe aus. Zugleich schlug er ihm vor, wenn er etwa durch seine persönliche Gegenwart den Aufruhr stillen wolle, doch den kürzesten Weg von Spanien nach den Niederlanden, den Weg durch Frankreich, einzuschlagen, wo für seine schnellste Fortschaffung gesorgt seyn sollte. Der Vorschlag kam Karln in der That sehr erwünscht, da die stürmische Jahrszeit den Seeweg so unsicher machte. Wiederum verachtete er die Warnungen derer, die Franzen so gern bei dieser Einladung boshafte Absichten unterschieben wollten; mehr fürchtete er hingegen, man werde ihm mit lauter Artigkeit mitten unter den größten Freundschaftsbezeugungen die Bitte um die mailändische Belehnung so nahe legen, daß er ohne den Schein der gröbsten Undankbarkeit nicht werde ausweichen können. Sehr fein baute er dieser Verlegenheit dadurch vor, daß er vor dem Antritt der Reise sichs ausdrücklich zur Bedingung machte, daß während seines ganzen persönlichen Aufenthalts in Frankreich auch nicht mit einem Worte von Mailand die Rede seyn sollte, damit — wenn er nachher etwas bewilligte — die Welt nicht glauben möchte, es sey ihm heimlich in Frankreich abgezwungen worden.

Der König mußte schon das Ehrgefühl des

Kaisers achten, und die listige Bedingung eingehen. Karl trat darauf in guter Zuversicht die Reise an. Er wurde angenehm überrascht, als er schon in Fuentarabia, dem letzten spanischen Gränzort an den Pyrenäen, Franzens zweiten Sohn und den Connetable von Montmorency mit vielen französischen Herren antraf, welche ihm bis hierher entgegen geritten waren. Am folgenden Tage, als sie das französische Gebiet betraten, gesellte sich auch der Dauphin zu ihnen. Näherte sich der Kaiser einer Stadt, so brachte ihm der Magistrat die Schlüssel derselben entgegen; kurz, überall empfing man ihn nicht als Gast, sondern als Gebieter. In Fontainebleau, wo der Hof auf ihn wartete, hielt man ihn funfzehn Tage lang mit den ausgesuchtesten Ergötzungen auf. Auch in Paris, wo man ihm den feierlichsten Einzug veranstaltet hatte, ward er sechs Tage lang mit königlicher Pracht bewirthet. Dabei fiel selbst im Scherze kein Wort vor, das an die vorigen Verhältnisse der Monarchen erinnert hätte. Als er darauf nach den wärmsten Danksagungen und Freundschaftsversicherungen weiter zog, begleiteten die königlichen Prinzen ihn wiederum bis an die niederländische Gränze. — Der gute Franz! Er hatte sehr falsch gerechnet. So angenehm sich Karl geschmeichelt fühlte, so blickte doch die Absicht jener Schmeicheleien viel zu deutlich durch,

als daß er einen großen Werth darauf hätte legen sollen. Er verfuhr nachher in der bezweckten Sache, wie er auch ohne Franzens Artigkeiten verfahren seyn würde.

Der Aufruhr in Gent ward übrigens schnell gestillt. Karl setzte ein Gericht zur Bestrafung der Hauptrebellen nieder, von denen viele hingerichtet, einige verwiesen wurden. Die Bürgerschafe verlor viele ihre schönsten Privilegien, und mußte obenein noch 50,000 Goldgulden zur Erbauung einer Citadelle erlegen.

Hier in Gent empfing Karl einen Besuch von seinem Bruder und verschiedenen Gesandten aus Deutschland, die ihn ersuchten, doch bald einmal dorthin zu kommen, wo der Zwiespalt und die Verwirrung unterdessen den höchsten Gipfel erreicht habe. Fast schien es ihm zu widern, daß er sich abermals in diesen heillosen Strudel stürzen sollte, und da er gegen eine so zusammengesetzte Macht, wie die Protestanten aufbringen konnten, durchaus keine hinlängliche Gegenmacht bereit hatte, so mußte er sich wider Willen friedliebend stellen, und den langweiligen Weg der Unterhandlungen einschlagen. Doch ehe ich das erzählen kann, muß ich erst kurz nachholen, was mittlerweile in Deutschland vorgefallen war.

## 33.

## Blick auf Deutschland.

(1534 — 1540.)

An allen jenen auswärtigen Begebenheiten hatte das deutsche Reich nicht den mindesten Antheil genommen. Von keinem Gewalthaber in Schrecken gesetzt — denn Ferdinands Einfluß war sehr gering — trieb hier ein jeder sein Wesen für sich, und suchte soviel Land als möglich zu gewinnen. Der Protestantismus hatte jetzt schon ein so großes Uebergewicht, daß selbst die Fürsten, die der alten Lehre ergeben blieben, doch ihren Unterthanen denselben nicht verweigern durften. Sogar der mönchischgesinnte Ferdinand hatte den Schmerz, daß seine östreichischen, steirischen, kärnthischen und krainischen Stände ihn um die Erlaubniß baten, die neue Religion einführen zu dürfen, ein Gesuch, das er wegen seiner mißlichen Verhältnisse mit Ungarn nicht geradezu abschlagen konnte. Länder, die durch einen traurigen, streng erzwungenen Rückfall heut zu Tage ganz katholisch sind (Oestreich, Böhmen, Baiern ꝛc.) hatten damals schon die Reformation freudig angenommen, und man hätte um das Jahr 1540 prophezeihen mögen, daß binnen zwanzig Jahren kein einziger Katholik mehr in

Deutschland seyn würde. Aber wer konnte auch damals an die Jesuiten denken!

Der Schmalkaldische Bund hielt noch immer fleißig seine Convente, nahm neue Mitglieder auf, beschwerte sich über das Kammergericht, und unterhandelte schriftlich mit dem Kaiser, um ganz freie Religionsübung von ihm auszuwirken. Karl, der darein durchaus nicht willigen konnte, sandte ihnen immer neue Vermittler auf den Hals, die an einer Vereinigung der Meinungen arbeiten mußten: nicht weil er glaubte, daß dergleichen jemals zu Stande kommen könnte, sondern um dem Papste und der katholischen Christenheit wenigstens zu zeigen, daß er das Seinige bei der Sache thue, hauptsächlich aber um die Protestanten selbst so lange hinzuhalten, bis er sich einmal ganz den Rücken frei machen, und dann mit dem Degen in der Faust sein volles Kaiserrecht geltend machen könnte. Jetzt war dieser Zeitpunkt noch nicht gekommen, denn da er Franzen nicht zu willfahren gesonnen war, und eigentlich noch nicht Friede mit ihm gemacht hatte, so wäre es wohl sehr unvorsichtig gewesen, wenn er sich jetzt in einen Krieg mit den Deutschen hätte verflechten wollen. Auch die Türken erregten noch von Jahr zu Jahr böse Besorgnisse.

Vorbereiten konnte er hingegen immer unter der Hand einen künftigen Religionskrieg, und das that er denn auch, denn er wünschte ihn

sehr. So ein Strafkrieg, zu dem die Religion einen so schönen Deckmantel hergab, konnte ja der herrlichste Anlaß werden, eine Despotie in Deutschland aufzurichten, die allmälig alle die kleinen Herrschaften in sich verschlungen hätte. Das wäre doch noch ein Werk, eines römischen Kaisers würdig, gewesen! Zu jenen Vorbereitungen gehörten für jetzt besonders allerlei leise Versuche, die Bundesglieder zu trennen, und leider gaben der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen selbst dazu Gelegenheit. Jener, indem er sich so hartnäckig weigerte, die reformirten Städte aufzunehmen: dieser, indem sein feuriges Temperament mit des Kurfürsten Trägheit immer unangenehmer zusammenstieß, wodurch ihm zuletzt das ganze Wesen verleidet wurde, daß er lieber gar nichts mehr damit zu schaffen haben mochte. So ging er in die Falle, die ihm der schlaue Kaiser legte. Dieser ließ ihm Hoffnung machen, ihn im nächsten Franzosenkriege zu seinem Feldherrn zu gebrauchen, und dies Versprechen, das seinem Thätigkeitstriebe so sehr entsprach, riß den geblendeten Mann in der Stille mit unwiderstehlicher Gewalt zum Kaiser hin.

---

## 34.

## Herzog Heinrich von Braunschweig.

(1538.)

Folgende Episode mag beiläufig dazu dienen, Euch einen Begriff von den damaligen Sitten zu geben. Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel war ein höchst leidenschaftlicher Mann, und wegen einiger Personen, die er nicht leiden konnte, ein eifriger Feind und Verfolger des Lutherthums. In dem züchtigen Deutschlande fand man schon das an ihm sehr anstößig, daß er seine Gemahlin verächtlich behandelte, und eins ihrer Hoffräulein zum Kebsweibe nahm *). Aber außer diesen Vergehungen führten auch seine Unterthanen und die Nachbarn noch manche schwere Klage über ihn wegen erlittener Gewaltthätigkeiten. Ein öffentlicher Zank erhob sich jedoch zuerst, als der Landgraf von Hessen einen Brief von ihm an den Kurfürsten von Mainz auffing, worin sehr anzügliche und verdächtige

*) Um dem Gerede auszuweichen, verfiel er auf eine List. Das Fräulein mußte sich todt stellen, und sich begraben lassen; während aber die dazu bestellten Priester die feierlichsten Exequien hielten, ließ er sie nach einem entfernten Schlosse bringen, wo er sie insgeheim noch oft besuchte.

Stellen in Betreff der Protestanten vorkamen. Unter andern hieß es von dem Landgrafen, er werde nächstens toll werden, denn er sey es schon über die Hälfte, und dann würde der Sache bald zu rathen seyn. Gegen den Kurfürsten von Sachsen schrieb er sogar eigenhändig einen Tractat voll ehrenrühriger Beschuldigungen, die der Kurfürst öffentlich zu widerlegen für nöthig fand. Er that dies in einer Schrift, deren Geist schon der Titel ahnen läßt. Dieser heißt: „Des Durchlauchtigsten Fürsten ꝛc. ꝛc. Johanns Friedrichen, wahrhaftige, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeyeten, verfluchten Ehrenschänders, böstthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennt, unverschempt, calphurnisch Schand- und Lügenbuch ꝛc. wider vorgemeldten Churfürsten von Sachsen, u. s. w. — Dagegen schrieb der Herzog eine Antwort unter folgendem Titel: „Des Durchl. Fürsten ꝛc. Heinrichs des Jüngern ꝛc. erhebliche, gegründete, wahrhaftige, göttliche und christliche Quadruplica, wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeyeten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich H. zu Sachsen nennt, erdicht, erlogen und unverschempt Lästerbuch, wel-

ches er wider gemeldeten Herzog ausgegossen hat."
Weil nun der Herzog in seinem ersten Buche unter andern gesagt hatte, Luther selber brauche den Kurfürsten nur zum Hanswurst, so machte sich nun auch Luther über ihn her, und richtete eine Schrift an ihn, die nur mit der Zornmüthigkeit des großen Mannes, und mit der Grobheit seines Gegners entschuldigt werden kann. Der Titel lautete: „Wider Hans Worst." Folgende Stelle daraus ist eine der stärksten. Wollte ich dem Gefühle der Wohlanständigkeit allein folgen, so hielte ich sie zurück, allein da man Luthern nur halb kennt, wenn man diese Seiten ganz verhüllt erblickt, so mag sie hier stehen. Vergeßt auch nicht, daß der Geist der Zeit seinen großen Antheil an dieser Sprache habe.

„Du solltest — sagt er zum Herzog — nicht ehe ein Buch schreiben, du hättest denn einen . . . z von einer alten Sau gehört; da solltest du dein Maul gegen aufsperren, und sagen: Dank hab, du schöne Nachtigall; da hab ich einen Text, der ist für mich. Halt fest, Rüden, das wird gut in ein Buch zu trücken, nirgend denn zu Wolfenbüttel, wider die Schriftler und den Churfürsten. O wie sollen sie die Nasen dafür zuhalten, und werden müssen bekennen, daß Heinz Potzenhut auch ein Schreiber sey worden 2c. 2c."

Wie dieser Heinrich in Ansehung des Cha-

rakters dem Herzog Ulrich von Würtemberg glich, so erlebte er auch mit ihm fast einerlei Schicksale. Doch davon nachher.

---

## 35.

## Reichstag zu Regensburg.

(1541, Apr.)

Wir haben den Kaiser zuletzt in Gent verlassen. Daselbst brachte er auch noch das ganze folgende Jahr (1540) zu, um Franzens nächste Maaßregeln abzuwarten. Nach Deutschland sandte er von Zeit zu Zeit seine schlausten Minister, um mit den Parteien zu unterhandeln. Er schrieb auch ein Religionsgespräch auf den 6. Jun. 1540 zu Speier aus. Dies ward nachmals nach Hagenau auf den 25 Jun. verlegt, allein keiner der protestantischen Fürsten erschien selber, und ihre dorthin gesandten Deputirten brachten nichts zu Stande. Ferdinand setzte darauf ein neues Gespräch zu Worms an, auf den 28. Oct. Dazu erschien im Namen des Kaisers dessen gewandter Minister, der Kardinal Granvella, der von nichts als von des Kaisers milden Gesinnungen sprach, aber dennoch kein Zutrauen fand. Eine ewige Zeit ging mit ängstlichen Vor-

kehrungen und Präcautionen hin, bis es endlich dahin kam, daß Melanchthon und der Doctor Eck am 14. Jan. 1541 mit der eigentlichen Disputation den Anfang machen konnten. Sie nahmen zuerst die Lehre von der Erbsünde vor, verwickelten sich aber dabei in so tiefe Distinctionen, daß gar kein Ausweg aus diesem Labyrinthe mehr abzusehen war. Der eine behauptete, es sey die böse Lust, die materialiter — der andere, die welche formaliter nach der Taufe im Menschen zurückbleibe. Die Zuhörer schliefen ein bei diesen Untersuchungen, die alle Tage aufs neue vorgenommen wurden, und alle dankten dem Kaiser im Stillen, daß er dem Granvella einen Brief aus Gent schickte, worin er ihm befahl, das Gespräch aufzuheben, und auf den nächsten Reichstag zu verlegen, den er hiermit auf den 8. April dieses Jahres (1541) ansetzte, und zu welchem er sich selber in Regensburg einzufinden versprach. — Ueber drei Monate hatte die unnütze Versammlung in Worms gedauert.

Noch länger währte die Fortsetzung derselben, der Regensburger Reichstag (vom 8. April bis Ende Jul). Mit bewundernswürdiger Geduld und Fassung hörte Karl die unerträglichen Gezänke der Theologen an, und als durch alle diese Gezänke doch endlich nichts Friedliches zu Stande kam, blieb ihm nichts übrig, als den Protestanten bis zur Eröfnung des längst ersehn-

ten allgemeinen Concils alles nachzugeben, was sie verlangten, da das Reich, wegen der türkischen Unruhen, der Einigkeit jetzt mehr als jemals bedurfte. Für diese Nachgiebigkeit mußte der bedrängte Kaiser von den päpstlichen Legaten vieles leiden, ja es fehlte nicht viel, so wären die katholischen Stände gar über ihn hergefallen. Der Kurfürst Albert von Mainz ließ sich unter andern ganz frei verlauten, wenn das so fortgehe, so thäte es noth, daß das deutsche Reich sich nach einem andern Kaiser umsehe.

---

## 36.

## Karl in Algier.

(1541, im Herbst.)

Unmöglich konnte sich ein Mann von solchem Ehrgeiz und Thatendurst als Karl V. in einem Lande gefallen, wo er eine so traurige Rolle spielen mußte, und eine fast überflüssige Person zu seyn schien. Gleichsam als wollte er aus seinem eigenen Bewußtseyn das Andenken an die Schmach recht schnell vertilgen, vier Monate in Deutschland unthätig und ruhmlos gesessen zu haben, griff er, gegen alle Vorstellungen seiner erfahrensten Rathgeber, mit beiden Händen nach einem

romantischen Abentheuer, von dessen glücklicher Bestehung er sich neue Lorbeeren versprach. Der schon einmal gezüchtigte Korsarenkönig Hayradin Barbarossa hatte durch seine Seeräubereien, ja sogar durch verschiedene kecke Landungen auf den spanischen Küsten, schon längst wieder laute Klagen veranlaßt, und fügte dem spanischen Handel täglich größern Schaden zu. Diesen Barbaren in Algier zu überfallen hatte Karl um so größere Lust, da ihm vor sechs Jahren sein Zug nach Tunis so gut geglückt war. Die Deutschen meinten zwar, der Kaiser könne wohl was bessers thun, und sey in Deutschland nöthiger als in Afrika; ja der erfahrenste Seemann seiner Zeit, Andreas Doria, Doge von Genua, der ihn begleiten sollte, prophezeihte ihm den schlimmsten Ausgang, weil die gute Jahrszeit für die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere schon vorüber sey; aber Karl, der nicht leicht einen einmal gefaßten Vorsatz aufgab, und schon alle deshalb nöthigen Befehle gegeben hatte, reisete sogleich von Regensburg nach Lucca, wo er den Papst noch einmal sprach, und von da nach Genua, wo er sich mit Doria's trefflichen Seesoldaten einschiffte. In Sardinien, welches zum Sammelplatze der ganzen Flotte bestimmt worden war, traf er schon ein auserlesenes Heer, die Blüte des spanischen und italiänischen Adels, und hundert Malteserritter mit ihren Ordenssol-

daten. Aber so muthig sie alle waren, so ahnte doch keinem etwas Gutes, und schon auf der Ueberfahrt erhielten sie einen Vorschmack von dem, was kommen sollte. Die Herbststürme machten das Meer schon sehr unruhig, und eine naßkalte Luft erzeugte viele Krankheiten. Am 20. October erreichte die Flotte die Höhe von Algier, und die Soldaten stiegen ans Land. Um keine Zeit zu verlieren, marschirte Karl sogleich auf die Stadt los, uud forderte sie zur Uebergabe auf, erhielt aber eine stolze Antwort. Zur förmlichen Belagerung konnte er nicht eher schreiten, als bis man erst die Zelte, das Geschütz und einen Vorrath von Proviant ans Land geschafft hatte, denn bis jetzt hatte kein Soldat mehr als seine Waffen bei sich. Aber ach! jetzt trafen Doria's Besorgnisse ein. Gleich am ersten Abend bezog sich schnell der Himmel, ein fürchterlicher Sturm trieb einen eben so fürchterlichen Platzregen herauf, der die ganze Nacht anhielt, und die armen Soldaten, die ohne Zelt oder sonst ein Obdach ganz frei auf einer niedrigen, moorigten Ebene da standen, so durchnäßte, daß sie alle wie im Fieberfroste zitterten. Ja um nur auf dem schlüpfrigen Boden, auf dem sie bis über die Knöchel im Wasser standen, nicht von dem grimmig sausenden Winde umgeworfen zu werden, mußten sie ihre Lanzen in die Erde stoßen, und sich dagegen stemmen. Der Feind be-

nutzte am folgenden Morgen die Entkräftung der armen Menschen bestens, und setzte ihnen mit seiner gewandten türkischen Reiterei so zu, daß eine Menge Spanier und Italiäner, ohne sich wehren zu können, niedergesäbelt wurden.

Jetzt sah man nach den Schiffen; aber ach, der Sturm dieser entsetzlichen Nacht hatte sie alle von den Ankern losgerissen, viele an einander zerschellt, viele weit bis ins hohe Meer geschleudert, und noch tobte die See so gewaltig, daß an kein Landen der nöthigsten Geräthschaften und Lebensmittel zu denken war. Karl befahl, die Pferde zu schlachten, um so den ersten Hunger wenigstens zu stillen, und dann mußte das Heer längs der Küste drei Tagereisen im Wasser und Koth marschiren, ohne sich in der ganzen Zeit einmal niedersetzen oder legen zu können, da man nirgends eine trockene Stelle fand. Nach diesem unseligen Marsche, der viele Leichen machte, erreichte man endlich den Busen von Metafuz, den nächsten sichern Ankerplatz für die geretteten Schiffe. Jetzt endlich nach vier Tagen konnte man wieder Brod und andere Lebensmittel bekommen, aber das Heer war so entkräftet, daß Karl ihm nicht mehr zumuthen konnte, einen Winterfeldzug für ihn zu thun. Er hatte sich während des ganzen Unglücks so betragen, wie es dem Urheber desselben ziemte; er hatte sich dem niedrigsten Soldaten gleichge

stellt. Unaufhörlich geneckt und verfolgt von Arabern und Mohren schiffte er sich so schnell er konnte ein, und kam, nach manchem neuen Sturme, im December erst wieder nach Italien, von wo er alsbald nach Barcellona überfuhr.

---

37.

## Reichstag zu Speier.

(1542.)

Von allen diesen Dingen kam kaum einmal eine Kunde nach Deutschland, ja anderthalb Jahre nachher glaubten sogar noch die Einwohner von Kleve, der Kaiser sei bei Algier ertrunken. So sehr entbehrte man damals noch die Vortheile der Posten und Zeitungen. Die Sachen gingen übrigens im Reiche noch ihren alten Gang, es wurden Gespräche und Reichstage gehalten, auf denen nichts ausgemacht wurde, und der König Ferdinand war die überflüssigste Person im ganzen Reiche

Die Lage dieses Fürsten war in der That bedauernswerth. Er hieß König dreier Länder, und galt in keinem etwas. Am geringsten war sein Ansehen in Ungarn, einem höchst unglücklichen Lande, das theils von Factionen zerrissen

wurde, theils den Türken zum Raube diente, die fast einheimisch darin geworden waren, und alle Arten viehischer Ausschweifungen und Grausamkeiten darin verübten. Ihr könnt denken, welche traurige Figur Ferdinand machen mußte, wenn er, der oft nicht Herr über ein Paar tausend Schock Groschen war, unaufhörlich von seinen ungarischen Unterthanen angegangen wurde, die Türken mit einer tüchtigen Armee aus ihrem Lande zu schlagen.

Eine solche Noth drängte ihn, die deutschen Fürsten zum 9. Febr. 1542 auf einen Reichstag nach Speier zu berufen. Hier eröfnete er selbst die Sitzungen mit einer langen Rede, worin er erzählte, sein Bruder sey jetzt in Spanien, und habe ihm aufgetragen, die Stände um eine nachdrückliche Türkenhülfe zu ersuchen. Darauf machte er eine schreckliche Schilderung von der Verwirrung und Gefahr, worin sich Ungarn befinde, rechnete auch her, wieviel Macht er selbst aus seinen Erbstaaten zu dem Kriege aufzuwenden gesonnen sey, und verlangte zuletzt von den Fürsten schleunige Theilnahme und Beistand. Die katholischen waren sogleich bereit dazu, die protestantischen hingegen meinten, ehe ihr Handel nicht geschlichtet sey, könnten sie nichts für den Kaiser thun. Das zog nun alle die alten Streitigkeiten wieder herbei, die auch den Geduldigsten hätten anekeln müssen, und die nach langer

Vermittelung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Pfalzgrafen Friedrich von Baiern endlich dahin geschlichtet wurden, daß den Protestanten wenigstens ein sicherer Friedensstand auf 5 Jahre bewilligt ward. Jetzt verstanden sie sich denn auch zu der verlangten Hülfe, und der Kurfürst von Brandenburg übernahm das Commando der vereinigten Macht.

Aber theils waren die Feldherrntalente dieses Fürsten nicht so groß, als er selbst geglaubt hatte, theils kamen die Contingente so unordentlich an, daß die beste Zeit verstrich; und so legte man denn wenig Ehre ein. Ein Zeitgenosse erzählt die ganze Expedition mit folgenden Worten; „In diesem Jahre hat das römische Reich der kais. Maj. 40,000 zu Fuß und 8000 zu Roß zugesandt, ist der Churfürst von Brandenburg oberster Feldhauptmann gewest, seynd lange bei Wien im Wald gelegen, hat der Türk mit keiner Macht kommen wollen, seynd sie erst auf den Herbst hinab gezogen, für Pesth sich gelagert, überschanzt und ordentlich gestürmt, und mit Spott, der ganzen Christenheit zum Nachtheil, abgezogen, über 15,000 Mann von guten Leuten verloren, das Geld unnützlich verschwendet."

## 38.

## Herzog Heinrich vertrieben.

(1542.)

Ferdinands Verdruß sollte aber noch höher steigen. Die Protestanten, welche bisher nur immer gesprochen hatten, fingen in diesem Jahre auch an zu handeln, und zwar so, daß den Katholischen nicht wohl dabei zu Muthe ward.

Der oben erwähnte ungestüme Herzog von Braunschweig hatte schon seit langer Zeit die beiden Städte Goslar und Braunschweig hart mitgenommen, theils weil sie sich in den Schmalkaldischen Bund hatten aufnehmen lassen, theils auf andere Veranlassungen. Selbst auf mehrere ernstliche Warnungen des Kaisers und Ferdinands ließ er davon nicht ab. Da entschloß sich endlich der Bund, den beiden Städten Friede zu verschaffen; es wurde ein Heer von 15000 Mann ausgerüstet, und dies brach so schnell in die braunschweigischen Lande ein, daß der Herzog Hals über Kopf die Flucht ergreifen mußte (12. Aug. 1542). Sie behielten darauf das Land in Besitz, richteten den Gottesdienst nach protestantischer Weise ein, und äußerten sehr deutlich, daß sie es dem Herzog Heinrich nie wieder herausgeben würden. Dieser war unterdessen nach

Baiern geflohen, und hatte von dort aus das Kammergericht um Schutz ersucht. Aber jetzt gingen die Protestanten mit der Erklärung rund heraus, daß sie kein Gericht über sich erkennen könnten, das nicht ihres Glaubens sey, und das sogar jeden Protestanten als Ketzer der Rechtswohlthat für unfähig halte.

Jetzt fürchteten Karl und Ferdinand alles von dieser Partei, wiewohl mit Unrecht. Es war so wenig Empörungsgeist in ihr, daß der Kaiser keine treuere Vasallen hätte haben können, wenn es nur in seiner Macht gestanden hätte, ihnen die wenigen Forderungen ohne Umstände zu bewilligen, die sie an ihn machten.

---

## 39. Karl in Kleve.

(1543.)

Der König von Frankreich sah nun wohl, daß alle an Karln verschwendete Liebkosungen durchaus keine Wirkung gehabt hatten, und da er sich unterdessen wieder erholt hatte, so beschloß er noch einmal die Gewalt zu versuchen. Er erneuerte sein Bündniß mit den Türken, und fing in der Zeit, da Karl in Algier war,

die lebhaftesten Rüstungen an. Ein Paar französische Gesandte, die nach Venedig gehen wollten, und auf Befehl des spanischen Statthalters in Mailand angehalten und ermordet wurden, gaben ihm gegründeten Vorwand, im nächsten Frühling (1542) die Feindseligkeiten zu eröfnen. Jetzt sollte sichs entscheiden, wer von beiden Nebenbuhlern dem Andern Gesetze vorschreiben könnte. Fünf Armeen drangen in Italien ein, zu einer Zeit, wo Karl so erschöpft war, daß er in Spanien ganz still liegen mußte. Aber die Unfähigkeit der französischen Feldherren und die Treue und Wachsamkeit der kaiserlichen Commandanten machte diesen so furchtbar drohenden Feldzug zum unwirksamsten von allen. Keine Festung ergab sich; den spanischen Generalen war auf keinem Wege beizukommen, und Mangel und Krankheiten rieben die sämmtlichen fünf Heere so auf, daß die Ueberbleibsel derselben in der traurigsten Verfassung nach Hause kamen.

Dennoch ward im folgenden Jahre (1543) der Feldzug aufs neue eröffnet. Aber diesmal gedachte Karl auch nicht so ruhig zuzusehen. Er hatte seinen Sohn Philipp mit einer portugiesischen Prinzessin vermählt, deren ansehnlicher Brautschatz, verbunden mit der Steuer, welche die spanischen Stände ihm bei dieser Gelegenheit bewilligten, ihn in den Stand setzte, einmal wieder mit seinem gewohnten Glanze einen Zug

zu unternehmen. Zu dem Ende segelte er im Mai nach Italien, um sich der Gesinnungen des Papstes zu versichern, nahm dann ein auserlesenes Heer in Empfang, und zog mit demselben über die Alpen nach Deutschland herauf, und so immer längs dem Rheine hin bis nach Kleve. Der Herzog dieses Landes, ein Verwandter des Kurfürsten von Sachsen, hatte dem König von Frankreich viel Verbindlichkeiten, und stand mit ihm in einem Freundschaftsbunde. Karl, der immer seinen Blick unvermerkt auf die Protestanten geheftet hielt, hatte nicht ohne Absicht auf sie den Plan entworfen, diesmal seine Feindseligkeiten gegen Franz bei diesem Bundesgenossen anzufangen. Er wollte sehen, wie sich die Protestanten dabei verhalten würden, um daraus zu erfahren, was er ihnen wohl würde bieten können. Und siehe, der Versuch ging ganz vortrefflich von Statten. Als er mit seinem Heere den Rhein hinauf zog, beeiferten sich viele von den evangelischen Ständen, ihm Pulver, Geschütz und andere Kriegsbedürfnisse zu reichen, und ihm auf alle Weise gefällig zu seyn. Selbst Landgraf Philipp verehrte ihm, da er die hessischen Lande streifte, eine herrliche Ladung von Wein und Hafer, und ließ selbst dem trügerischen Granvella Geschenke überreichen, worauf Karl dessen Gesandten versicherte, daß er stets des Landgrafen gnädiger Kaiser seyn werde.

Kleve ward schnell erobert, und der Herzog vor den Kaiser geführt. Er bat kniend um Gnade, aber Karl wandte sich weg, ohne ihm zu antworten. Nachher verzieh er ihm zwar, doch unter harten Bedingungen, worunter auch die war, daß er nie vom katholischen Glauben abtreten, auch nie sich in ein Bündniß gegen den Kaiser einlassen solle. So wurde ein bedeutender Fürst zu Grunde gerichtet, der schon bereit gewesen war, sich mit dem Schmalkaldischen Bunde zu vereinigen, und der durch eine zweckmäßige Unterstützung so leicht hätte erhalten werden können. Eben so unentschlossen ließen die Protestanten eine andere schöne Gelegenheit, sich zu verstärken, vorübergehen. Der alte Kurfürst Hermann von Kölln nämlich wollte in seinem Lande die Reformation einführen, und zog selbst Melanchthon dabei zu Rathe; als aber seine Domherren ihn deshalb beim Kaiser anklagten, und der Kaiser sichs wirklich herausnahm, ihm diese Neuerungen alles Ernstes zu verbieten, schwiegen die Bundesgenossen dazu so still, daß Karl nun wohl einsah, daß es soviel Gefahr mit ihnen nicht habe. Die ganze Unentschlossenheit rührte daher, daß sie den Schein nicht haben wollten, als hätten sie zuerst gegen den Kaiser die Waffen ergriffen, und daß sie immer noch nicht glauben wollten, es müsse nothwendig einmal zum Kriege kommen. So zauderten sie und zauder-

ten, bis ihnen zuletzt die Schlinge über den Kopf geworfen ward.

Von Kleve brach Karl noch denselben Herbst in Frankreich ein, und belagerte Landrecy, richtete aber nichts aus, und mußte sich zuletzt in die Winterquartiere zurückziehen.

---

40.

## Reichstag zu Speier.

(1544.)

Entschlossen, den Angriff auf Frankreich von dieser Seite im nächsten Frühjahr fortzusetzen, berief er zu Anfang des neuen Jahres die deutschen Fürsten auf einen neuen Reichstag nach Speier, und ersuchte sie ausdrücklich in Person zu erscheinen, wie er denn gleichfalls selbst zu kommen versprach. Im Januar trat er auch wirklich schon die Reise aus den Niederlanden nach Speier an. Die Versammlung währte vom 20. Febr. bis gegen das Ende des Mai. Einen großen Zwist verursachte dabei die Erscheinung Heinrichs des Jüngern von Wolfenbüttel, auf dessen Wegschaffung die Evangelischen vergeblich drangen. Gleich in der ersten Sitzung hatte er, seinem Range zufolge, seinen Platz neben dem Land-

grafen Philipp genommen, und hier begann zwischen den beiden Feinden ein Mienenspiel, das ein nahes Handgemenge fürchten ließ. Der Kaiser gab darauf dem Pfalzgrafen von Simmern einen Wink, sich zwischen beide zu setzen, und erklärte, daß es unbeschadet des Ranges geschehen sein solle.

Aus der ungemeinen Treuherzigkeit, mit welcher Johann Friedrich und der Landgraf dem Kaiser ihre guten Absichten darzulegen strebten *), schöpfte der letztere viel Hoffnung für die Zukunft. Denn jetzt reifte in ihm immer mehr der Plan, unter der Maske der Religion die deutsche Freiheit zu zerstören, und die Kaiserwürde so souverain als möglich zu machen. Für jetzt konnte er noch nichts weiter thun, als die Fürsten mit erheuchelter Gnade hinhalten, und sie durch eigene Ruhe täuschen. Zu dem Ende mußten besonders seine Räthe den Kurfürsten und den Landgrafen öfters auf die Seite nehmen, und ihnen, dem Scheine nach aus eigner Bewegung, versichern, der Kaiser denke gar nicht an einen Reichskrieg, ja er verabscheue ihn. Der Landgraf ward noch besonders durch die erneuerte Aussicht gekirrt, nächstens einmal die kaiserliche Armee gegen die Franzosen anzuführen, und

*) Der Landgraf hatte dem Kaiser ein Paar schöne Falken zum Geschenk mitgebracht.

den kurzsichtigen Kurfürsten gewann man durch die schmeichelhafte Verabredung einer Heirath zwischen seinem Erbprinzen und Ferdinands Tochter, wenn eine Religionsvereinigung zu Stande kommen sollte. Keiner der beiden Fürsten verrieth sein Geheimniß dem andern, und so hintergingen sie sich anfangs beide, und wurden nachher kalt gegen einander, als einer des andern Unredlichkeit entdeckte. Doch muß man nicht glauben, daß einer von ihnen etwa geneigt gewesen sey, seiner Religion und seinen Bundesbrüdern das geringste zu vergeben: denn als nach dreimonatlichem Zaudern noch immer nichts beschlossen war, erklärte der Landgraf dem Kaiser gerade heraus, er werde gehen, denn er habe zu Hause mehr zu thun; worauf Karl erwiederte, er habe wohl noch mehr zu thun, und bleibe doch. — Auch der Kurfürst ging vor der Zeit.

Der Schluß des Reichstags lautete endlich dahin, daß den Protestanten Verlängerung des zu Regensburg ihnen bewilligten Friedestandes bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung versprochen, und festgesetzt ward, das Kammergericht solle noch 3 Jahre in seiner bisherigen Verfassung bleiben, dann anders organisirt werden, bis dahin aber mit allen Prozessen gegen die Protestanten inne halten. Desgleichen solle das deutsche Reich auf sechs Monate die Beisteuer zu

einer Armee von 20,000 Fußsoldaten und 4000 Reitern gegen die Türken und Franzosen hergeben. Dieser letzte Punkt war ein Meisterstreich der kaiserlichen Politik. Indem die Protestanten sich so sehr fangen ließen, daß sie dem Kaiser gerade gegen den Mann ihre Macht liehen, der sich ihnen so emsig genähert hatte, und der ihr wärmster Bundesbruder hätte werden können, hatten sie ganz offenbar ihre eigenen Waffen zerbrochen.

---

## 41.

## Karl in Frankreich.

(1544.)

Bald nach Endigung des langweiligen Reichstags rückte der Kaiser gegen Franzen ins Feld. Dieser hatte schon in Italien einen herrlichen Sieg über den spanischen Feldherrn del Guasto erfochten, als er schnell — ohne diesen Sieg benutzen zu können — sein dortiges Heer zertheilen mußte, um für die Nordarmee die nöthige Verstärkung zu gewinnen; denn außer den Deutschen war auch ihr neuer Bundesgenosse, Heinrich VIII. von England, zu fürchten, der mit einer Flotte in Calais gelandet war. Karl, dessen

Armee durch die unselige Verblendung der Protestanten aus dem Kern der deutschen Truppen bestand, belagerte zuerst St. Disier, eroberte es am 17. Aug. mit List, und rückte nun in forcirten Märschen gerade auf Paris los. Er überrumpelte Espernay und Chateau Thierry, wo er treffliche Proviantvorräthe fand, und drückte die Armee des ihm entgegengeschickten Dauphins, der sorgfältig eine Schlacht vermied, immer mehr zurück. Schon stand er nur zwei Tagereisen von Paris, dessen Einwohner mit ihren Habseligkeiten bereits nach Rouen, Orleans und andern Städten flüchteten — als Franz Friedensvorschläge that. Karls Heer war nicht in der Verfassung, sich in eine Schlacht mit einer verzweifelnden Gegenmacht und in die Belagerung einer so ungeheuren Stadt einlassen zu dürfen, daher erschwerte der Kaiser die Unterhandlungen nicht, sondern begnügte sich mit der Ehre, seinen Gegner in Schrecken gesetzt zu haben; und so kam, schneller als man erwarten konnte, der Friede zu Crespy (24. Sept. 1544) zu Stande. Beide Monarchen versprachen, ihre Eroberungen seit dem Waffenstillstande von Nizza herauszugeben, und Karl wollte dem zweiten Sohn des Königs entweder Mailand oder die Niederlande abtreten, je nachdem er seine oder seines Bruders Tochter heirathen würde. So hatte sich nun der Kaiser den Rücken gedeckt, und hoffte jetzt endlich den

der

der deutschen Freiheit längst gedrohten Streich mit Ernst vollführen zu können. Durch die Unvorsichtigkeit eines kaiserlichen Raths hatten sich von diesem Project sogar schon dunkle Gerüchte unter seine spanischen Soldaten verbreitet, welche sich rühmten, sie wollten nicht nur Deutschland, sondern auch den Papst ihrem Herrn unterwürfig, und den letztern zu einem recht vollkommenen Kaiser machen.

---

## 42.

## Reichstag zu Worms.

(1545.)

Von den Niederlanden, wo Karl den Winter zubrachte, schrieb er schon wieder einen neuen Reichstag nach Worms, wegen einer abermaligen Türkenhülfe, aus. Unterdessen hatte auch der Papst das Concilium, vor welchem er sich so lange gefürchtet, und mit dem er sich, nach Luthers Ausdruck, wie die Katze mit den Jungen getragen hatte, nach Trient im Tyrolischen ausgeschrieben. Von den protestantischen Fürsten erschienen diesmal zu Worms nur wenige in Person, auch der Kaiser erschien erst spät, nachdem die Sitzungen durch Ferdinanden (im März

längst eröffnet waren. Dieser erklärte zuerst, der Zweck der diesjährigen Versammlung sey, die Stände zu einer neuen Hülfe gegen die in Ungarn noch immer wüthend hausenden Türken aufzufordern. Sogleich erhoben die Protestanten ihre wohlbekannten Stimmen: Sie würden sich zu nichts verstehen, wenn nicht endlich einmal ihren Beschwerden ein Ende gemacht, und ein unbedingter, ewiger Religionsfriede ihnen bewilligt werde. Ferdinand erwiederte, dazu sey jetzt eine sehr nahe Aussicht, da das Concilium in Trient bereits seinen Anfang genommen habe. Diesem dürfe man nur seinem Lauf lassen, so brauche auf dem Reichstage von Religionssachen die Rede gar nicht mehr zu seyn, und es könne mithin gleich zur Hauptsache, der Türkensteuer, geschritten werden.

Aber dieser Kunstgriff schlug wenig an. Die Gesandten erklärten frei, daß kein braver Protestant dies Concilium anerkennen könne, in welchem der Papst den Vorsitz führe, und die Evangelischen als Beklagte behandelt würden. Einen Frieden verlangten sie ohne Concil und ohne andere Bedingung.

Weiter war Ferdinand mit seinen Machinationen noch nicht gekommen, als der Kaiser persönlich erschien, von seinen klugen Ministern Granvella und Naves begleitet. Er äußerte sein Befremden, fast keinen einzigen protestantischen

Fürsten gegenwärtig zu finden, und lud den Kurfürsten von Sachsen noch besonders ein, aber dieser ließ sich entschuldigen. — Noch immer unterdrückte er seinen Zorn, denn die Zeit, sein Ansehen mit Gewalt herzustellen, war noch nicht gekommen. Seinem alten System getreu, ließ er durch seine Minister den Gesandten schmeicheln, um ihre Herren einzuschläfern; und da doch endlich nach langem Unterhandeln ein Schluß gefaßt werden mußte, so ward den Protestanten eine Verlängerung des gegenwärtigen Friedestands in so geschraubten Ausdrücken bewilligt, daß sie daraus schon deutlich des Kaisers Gesinnungen hätten wahrnehmen können, wenn sie nicht mit Blindheit geschlagen gewesen wären. Zum Schein ward auch noch ein Religionsgespräch angesetzt, und vor allen Dingen ein neuer Termin zur Fortsetzung dieses Reichstags, auf dem man wegen Abwesenheit der wichtigsten Glieder die Hauptangelegenheiten nicht habe vornehmen können, auf heil. drei Königstag des künftigen Jahres zu Regensburg anberaumt.

Von Worms aus sandte Karl auch einen Gesandten an Solyman II., um einen Frieden, oder doch wenigstens einen Waffenstillstand zu vermitteln, um auch von dieser Seite gesichert zu seyn. Nicht minder merkwürdig war eine vertraute Unterredung Granvella's mit dem päpstlichen Legaten zu Worms. Der letztere machte

jenem Vorwürfe, daß Karl den Ketzern soviel bewillige. Hierauf eröffnete der schlaue Minister ihm im Vertrauen, wie gern der Kaiser losschlüge, wenn er nur wüßte, auf wessen Beistand er sich verlassen dürfe. Diese Winke bereiteten ein förmliches Versprechen des Legaten vor, daß Karl zu einem Kriege gegen die deutschen Ketzer auf einen reichen Beistand an Geld und Truppen rechnen könne. Das war erwünschte Botschaft. In mehrern geheimen Conferenzen kamen allmälig die Tractaten hierüber zu Stande, und indem Karl schon überall Truppen bereit hielt, wartete er nur noch auf die Rückkehr und die Depeschen seines Gesandten in Constantinopel.

Erst im August traf er in den Niederlanden wieder ein. Er war kaum vier Wochen daselbst, als die Botschaft ankam, Franzens zweiter Prinz sey am Fieber gestorben. Welch ein Glücksfall! Nun behielt Karl ohne Ungerechtigkeit Mailand und die Niederlande, und für den armen Franz waren alle Vortheile des Friedens von Trespy wieder verloren.

---

## 43.

# Heinrich von Braunschweig gefangen.

(1545, 22. Oct.)

Herzog Heinrich der Jüngere hatte indessen noch immer vergebliche Versuche gemacht, wieder zum Besitze seines Landes zu gelangen. Noch hielten es die Häupter des schmalkaldischen Bundes besetzt, und mit ihrem Willen sollte er es nie wieder erhalten. Der Kaiser hatte zu Worms es durchgesetzt, daß ihm das Herzogthum zur Sequestration übergeben werden sollte, aber Heinrich selbst verwarf diesen Vertrag. In einem Anfall von Verzweiflung beging er eine Treulosigkeit gegen Franz I., der ihm Gelder gesandt hatte, um dafür eine Anzahl Truppen in Deutschland für ihn zu werben. Kaum hatte er nämlich diese Truppen beisammen, so führte er sie spornstreichs nach Braunschweig, verwüstete das platte Land im Lüneburgischen, und belagerte Wolfenbüttel und Schöningen. Aber sogleich brachte auch der Landgraf von Hessen, sein alter Feind, ein kleines Heer zusammen, trieb den trägen und sehr unwilligen Kurfürsten von Sachsen durch vieles Zureden an, einen Beitrag dazu herzugeben, und marschirte nun sogleich in eigner Person auf Heinrichen los. Dieser hob die Belagerung von

Wolfenbüttel auf, marschirte ihm bis Kalefeld bei Nordheim entgegen, und ward hier fast ganz vom Feinde umzingelt. Dennoch schlug er eine Capitulation mit dem stolzesten Uebermuth aus, und wollte es auf eine Schlacht ankommen lassen. In dieser ward sein Heer total geschlagen, Mann für Mann entwaffnet, und er selbst nebst seinem ältesten Prinzen Karl Victor gefangen. Der Landgraf machte ihm harte Vorwürfe, und führte ihn nach seiner Festung Ziegenhayn, wo er ihn strenge bewachen ließ.

---

## 44.
## Luthers Tod.

(1546, 18. Febr.)

Luther war in der ganzen Zeit keinen Augenblick müßig gewesen, das Werk des Herrn, wie ers nannte, durch Lehren und Schriften zu fördern. Die Zahl seiner Schriften — sie machen 24 Folianten ohne die Bibelübersetzung aus — bezeugt uns seinen ungeheuren Fleiß, der um so erstaunenswürdiger ist, da Luther nicht nur soviel Zeit mit Predigten, akademischen Vorträgen, Reisen, ja mit gesellschaftlichen Erholungen ausfüllte, sondern auch in den letzten 20 Jah-

ren seines Lebens unaufhörlich mit schmerzhaften Krankheiten geplagt war. Zwei seiner Hauptübel waren der Stein, der ihm einmal unter andern elf Tage lang unter wüthenden Schmerzen den Harngang verschlossen hielt, und ein Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen peinigte. Dennoch strengte er sich über seine Kräfte an, und mußte oft nach halb vollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Bei allem diesem Leiden behielt er aber beständig die vollkommenste Fassung; und da er sie alle für Wirkungen des Teufels hielt *), der sich an ihm rächen wolle, so bekämpfte er sie — man möchte sagen mit einer Art von Caprice, in welcher er sich gewöhnlich durch die Hersagung vieler biblischen Sprüche stärkte, welche Versicherungen des immer nahen Beistandes Gottes enthielten. Hatte sich auf sein anhaltendes Beten ein Uebel einmal gelegt, so konnte er in seiner Freudigkeit wohl gar zuweilen darauf pochen, daß er mit seinem Gott gut stehe. So erzählte er einmal selbst, wie er in der unten erwähn-

*) So rief er auch einmal, da Melanchthon auf einer Reise 1540 in Weimar Krankheitshalber hatte liegen bleiben müssen, und er auf die Nachricht davon zu ihm geeilt war, bei dem ersten Anblick des entstellten Freundes aus! „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“

ten Krankheit Melanchthons diesen seinen Freund durch sein Gebet gerettet habe. „Da wandte ich mich, sagt er, nach dem Fenster, und unser Herr Gott mußte mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thür, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da müßte erhört werden, daß ich aus der heil. Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je seinen Verheißungen trauen sollte."

Aus diesem sonderbaren Verhältnisse mit Gott floß die herrliche Laune, mit welcher der so hart geplagte Mann doch alles um sich her erheiterte. Er war unerschöpflich an drolligen Einfällen, und so aufgelegt zum Scherz, daß er sich oft selbst Vorwürfe darüber machte. Selbst über seine Krankheiten scherzte er. Einer Fürstin, die ihn einmal besuchte, da er einen bösen Ausschlag hatte, sagte er: „Gnädige Frau," ich bin im Jahre wenig rechtschaffen frisch; ich bin entweder am Leibe oder am Geiste schwach, und kranke eins ums andere. Itzo habe ich an meinem Leibe bey zwanzig Sterne, wie am Himmel. Ich wollte, der Erzbischof von Mainz hätte sie!" — Außer den freundschaftlichen Gesprächen bei einer frugalen Mahlzeit, in denen seine Freunde seine Naivetät und seinen Mutterwitz nicht genug bewundern konnten *), mußte oft

*) Hier nur eine, nicht sehr bekannte Anekdote: Ein

die Musik sein Herz erheitern. Er behauptete, die Menschen, die von dieser Kunst nicht gerührt würden, seyen den Klötzen und Steinen gleich; auch hatte er gefunden, daß der Teufel die Musik nicht leiden könne, da er es oft an sich erfahren hatte, daß bei ihrem Klange alle Sorgen und Bekümmernisse (die doch eigentlich des Teufels Anfechtungen waren) aus der Brust

Hamburger Kaufmann brachte seinen Sohn, welcher studiren sollte, nach Wittenberg, und empfahl ihn Luthers näherer Aufsicht. Luther lud beide zu Tische, und hier beging der junge Mensch die Ungeschliffenheit in aller Stille einem Gänsebraten, der eben aufgetragen war, die Haut abzuziehen, und sie zu verzehren, während sein Vater mit dem Doctor im Gespräch begriffen war. Einige Tischgenossen stießen Luthern heimlich an, er aber winkte ihnen, daß sie still seyn sollten. Als der junge Mensch fertig war, fragte Luther den Vater ganz gleichgültig: „Lieber Herr, wenn er seinen Sohn nicht wollte studiren lassen, welches Gewerbe hätte er ihm dann wohl erwählt?“ — Die Handlung; erwiederte der Kaufmann. — „Hm, sagte Luther, ich wüßte wohl noch etwas bessers für ihn. Er hat viel Anlage zum Gerber: seh er nur, wie gut er sich auf die Häute versteht.“ Der Kaufmann, erschrocken, erzürnt und beschämt zugleich, schalt, bat um Vergebung, und wollte die Ungezogenheit dadurch (schlecht genug) wieder gut machen, daß er einige Flaschen des besten Weins für sein Geld zu holen befahl, welches Luther natürlich verhinderte.

nicht anders als wie vor Gottes Wort entflohen waren.

Zu politisch-religiösen Verhandlungen auf Reichstagen und Gesprächen brauchten ihn die Fürsten in der letzten Zeit nicht mehr, weil man von Melanchthons sanftem Sinne mehr erwartete. Luther schlug nur da noch zuweilen drein, wo nach seinem eignen Ausdruck die Bindaxt nöthig war, denn er bekannte selbst, daß er seine Feder nicht im Zaum halten könne. In seinen letzten Lebensjahren misfiel ihm die Richtung, welche die Reformation durch die Unentschlossenheit der Bundesgenossen und durch Melanchthons feige Nachgiebigkeit nahm, so sehr, daß er sein Lehramt niederlegte, und sich mit seiner Familie aufs Land begab. Nur auf dringendes Ersuchen des Kurfürsten konnte er bewogen werden, wieder nach Wittenberg zurückzukehren. Er war noch nicht lange wieder dort, als eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld ihm zu schlichten aufgetragen ward, um welcher willen er eine Reise nach Eisleben nöthig fand. Er trat dieselbe mitten im Winter an (Jan. 1546.) kam aber schon zu Halle so entkräftet an, daß sein dasiger Freund Dr. Jonas, Superintendent und Prediger an der Ulrichskirche, es rathsam erachtete, ihn nach Eisleben zu begleiten. So schwach der alte Mann sich fühlte, so predigte er doch daselbst noch viermal, (zuletzt am Sonn-

tag den 14. Febr.) und wohnte alle Tage der Sitzung bei, die wegen jener Streitigkeiten von dem Grafen gehalten ward. Dies that er bis zum Dienstag, 16. Febr. Am Abend dieses Tages sagte er mit matter Stimme: „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, hie zu Eisleben vertragen habe, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen, und den Würmern meinen Leib zu essen geben."

Am folgenden Morgen (Mittwoch, 17. Febr.) war es merklich schlechter mit ihm geworden. Die Grafen selber ersuchten ihn daher, heut zu Hause zu bleiben, und nicht in die Sitzung zu kommen. So blieb er denn, ging langsam in seinem Stübchen *) auf und nieder, und ruhte abwechselnd auf einem ledernen Sitzbett aus. Bei ihm waren der Doctor Jonas, der Prediger Cölius aus Mansfeld, und Luthers zwei jüngere Söhne Martin und Paul. Er betete viel, und unterhielt sich mitunter mit den Freunden. Einmal trat er nachdenkend ans Fenster, und sagte: „Ich bin hier zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hier bleiben sollte?" Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube, und sprach viel

*) Er wohnte in Dr. Drachstedts, des Stadtschreibers, Hause, welches jetzt ein Schulmeister inne hat, wiewohl es nicht mehr dasselbe ist. Ein Zimmer voller Bildnisse in demselben ist noch jetzt den Manen des großen Mannes gewidmet.

vom Tode und vom Wiedersehen und Wiederer=kennen der Freunde im ewigen Leben. Er stand aber bald auf, ging wieder auf sein Zimmer, trat ans offene Fenster, und sprach, den gestirnten Himmel betrachtend, sein gewöhnliches Gebet. Dann fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt, der Graf Albrecht kam selbst und brachte geschabtes Einhorn; auch Dr. Jonas und der Prediger Cölius nebst andern Freunden kamen herbei, und erboten sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Darauf, nach 9 Uhr, sprach er: „Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden." Wirklich schlummerte er auf dem Polsterbett ein, indem die Freunde und seine zwei Knaben ängstlich schweigend um ihn saßen. Um 10 Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt: „Siehe, sitzet ihr noch? Mögt ihr euch nicht zu Bette legen?" Sie verneinten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, und sagte; „Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trident und der leidige Papst zürnet hart mit ihm." Schwerathmend schlief er ein, war aber um 1 Uhr nach Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer zu

heizen. Es war schon geschehen. Da ging er, noch ohne Hülfe, aus der Kammer hinein, klagte über Beklommenheit, und betete viel. Noch ging er einigemale auf und ab, dann setzte er sich auf das Polsterbett, und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Sein Diener setzte in der Angst die ganze Nachbarschaft mitten in der Nacht in Bewegung. Der Wirth und seine Frau kamen herauf, auch Graf Albrecht und seine Gemahlin kamen, und brachten stärkende Tropfen mit. Der Kranke klagte aber immer heftiger über Brustschmerz und große Angst, betete dreimal hintereinander: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott!" und dann schloß er die Augen, und ward stille. Die Gräfin fuhr noch immer fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen, auch die andern Freunde wärmten und rieben ihn noch. Da fiel dem gutmüthigen Dr. Jonas ein, geschwind noch ein theologisches Experiment an ihm zu machen. Er schrie ihm nämlich zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre von Christo, wie ihr sie gepredigt, sterben?" Mit vernehmlicher Stimme sprach der Sterbende: „Ja," wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief, so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen

Namen rief, merkte man, daß der Geist dem Leibe entflohen sey. Es war zwischen 2 und 3 Uhr des Morgens. Noch in derselben Nacht ward ein reitender Bote mit der Nachricht an den Kurfürsten gesandt, der ihn mit dem Befehl zurückschickte, den Leichnam nach Wittenberg zu bringen.

Es ward sogleich ein zinnerner Sarg gegossen, und der Körper im Sterbekleide hineingelegt. Freitags den 19ten, Nachmittags um 2 Uhr, ward der Sarg in der Begleitung aller anwesenden Grafen, vieler Edelleute, und fast des ganzen Volks in Eisleben aus dem Drachstedtschen Hause nach der Kirche getragen, wo ihm der Dr. Jonas eine Leichenpredigt hielt. Die Leiche blieb hierauf über Nacht in der Kirche stehen, bis sie am folgenden Tage, Sonnabends den 20. Febr. nach Tische, auf einen Wagen gehoben, und unter großer Begleitung nach Halle abgeführt ward. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer, Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend an den Zug an. Abends nach fünf Uhr näherte sich derselbe der Stadt Halle, deren Einwohner ihm schon von weiten entgegenströmten, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule ihn in einer förmlichen Procession einzuholen kamen. Unter dem entsetzlichsten Gedränge ging der Zug über die hohe Brücke und Schieferbrücke, durch das Mo=

rißthor, über den alten Markt, und so durch die Schmeerstraße nach der Marktkirche hin. Weil aber das zuströmende Volk die Brücken und Straßen fast verstopfte, so daß der Leichenwagen alle Augenblicke still halten mußte, so brachte man auf diesem kurzen Wege durch die Stadt fast zwei Stunden zu; und erst gegen 7 Uhr ward der Sarg in der Sakristei der Marktkirche nie- dergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler benutzte diese nächtlichen Stunden, einen Wachsabdruck von dem Gesichte des Todten zu nehmen. Das nach dieser Maske verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Des folgenden Morgens ganz früh ging die Reise weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo der Zug am Montag, 22. Febr., ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat, zogen vor und hinter dem Leichenwagen her, und hinten schloß sich der ganze Haufe der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kin- dern an. Nie ist wohl eine ganze Stadt in eine so allgemeine, tiefe Trauer versetzt worden. Kein Auge blieb trocken, und hier bedurfte es wahrlich nicht erst der Beredsamkeit, um die Verdienste des Verstorbenen ins Licht zu setzen. Dennoch hielt

der D. Pommer, (Buggenhagen) Luthers Freund, ihm eine lange Leichenpredigt, worauf noch eine Parentation von Melanchthon folgte. Dann ward der Sarg von einigen Wittenberger Magistern in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

Luther hinterließ eine Wittwe und drei Söhne, die aber weiter nicht berühmt geworden sind. Sein letzter männlicher Nachkomme ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Dresden gestorben.

---

## 45.

## Reichstag zu Regensburg.

(1546.)

So hat also Luther die traurige, so lange gefürchtete Katastrophe nicht mehr gesehen, in welcher aus dem seit 24 Jahren still gehäuften Zunder die offenbare Flamme hervorbrach. Aber nahe war der Ausbruch, da er starb, und der Reichstag zu Regensburg warf die ersten Funken in jenen Zunder.

Schon das vor diesem Reichstage gehaltene Religionsgespräch wurde mit solcher Ungerechtigkeit

keit von katholischer Seite betrieben, daß die protestantischen Fürsten ihre Theologen noch vor der Zeit wieder nach Hause beriefen. Auch vermehrten sich jetzt schon im ganzen Reiche die Gerüchte, daß der Kaiser und der Papst sich vereinigt hätten, die Protestanten von drei Seiten her, nämlich von Italien, Böhmen und den Niederlanden anzufallen, und daß bloß deswegen so schnell ein Friede mit Frankreich und ein Waffenstillstand mit den Türken geschlossen worden sey. Im März erhob sich Karl von den Niederlanden, um den ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen. Unterweges sandte er zum Landgrafen von Hessen, und ließ ihn nach Speier zu sich entbieten; aber so groß war schon das Mistrauen gegen ihn, daß Philipp nicht eher zu kommen wagte, als bis ihm der Kaiser einen zwiefachen Geleitsbrief ausgestellt hatte, wovon er das eine Exemplar für sich behielt, das andere aber dem Kurfürsten Johann Friedrich zur sichern Verwahrung zustellte. Die Unterredungen in Speier wurden meistens durch die kaiserlichen Minister geführt, weil Karl selbst das Deutsche nur sehr unvollkommen sprach, und auch sonst noch seinen Grund dazu haben mochte, so wenig als möglich selbst von sich zu geben. Seine Absicht ging besonders dahin, den Landgrafen recht treuherzig und sicher zu machen; aber dieser verhehlte nicht, daß ihm bei den vielen bösen Gerüchten und bei

dem Stillstand mit den Türken ein gerechter Argwohn aufgestiegen sey. Granvella versicherte darauf: der Kaiser habe nie friedlichere Absichten gehabt, als jetzt; daß er Truppen werben lasse, sey eine sehr nöthige Maaßregel gegen Franzen, welcher dasselbe thue; und der Stillstand mit Solyman sei aus wahrer Liebe zum deutschen Reiche geschlossen worden, welches man nicht durch immer erneuerte Türkensteuern habe drücken und entkräften wollen. Der Landgraf erwähnte darauf des alten Kurfürsten von Kölln, der für seine Bemühung die Reformation in sein Land einzuführen, vom Kaiser so feindselig behandelt worden sey. Da nahm Karl selbst das Wort: „Wie sollte der gute Herr reformiren, sprach er; er hat seine Lebtage nicht mehr als drei Messen gelesen, wovon ich selber zwei gehört, und kann das Confiteor nicht.“ Der Landgraf nahm sich seiner an, und rühmte seine vernünftige Einsicht, richtete aber nichts aus. Nach vielem Reden forderte endlich der Kaiser, er solle doch mit auf den Reichstag kommen, aber ob er gleich die Bitte dreimal wiederholte, so blieb Philipp doch bei seiner Weigerung, und schützte bald Geschäfte, bald die großen Kosten vor. Dennoch entließ ihn der Kaiser mit den Worten: er hoffe, ihn in Regensburg wieder zu sehen. Aber vergebens. Er traute dem Frieden nicht mehr, und blieb, so wie der Kurfürst von Sachsen, zu Hause.

Die Unterhandlungen auf dem Reichstage mußten also, wenige Fürsten ausgenommen, nur mit den Gesandten eröffnet werden (5. Jun.). Während dies geschah, schickte Carl einen Bevollmächtigten an den Papst, um das verabredete Bündniß schnell zu vollziehen. Auch brachte er den jungen Herzog Moritz von Sachsen und die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg auf seine Seite, indem er den erstern zum Schutzherrn über das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Halberstadt machte, die beiden letztern aber förmlich in seine Dienste nahm, und ihnen den Auftrag gab, eine gewisse Anzahl Reiter zusammenzubringen. Desgleichen mußte Maximilian von Büren in den Niederlanden Truppen für ihn ausheben. Die Fürsten, denen das alles nicht verborgen bleiben konnte, ließen darauf durch ihre Gesandten in Regensburg den Kaiser fragen, was das bedeute; worauf er ihnen durch seinen Vicekanzler Naves erwiedern ließ: Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden wie bisher einen gnädigen und väterlich gesinnten Kaiser an ihm finden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie nach seiner Autorität mit gebührendem Ernste bezeigen werde. Verhandelt wurde auf dem Reichstage nur noch zum Schein, und sobald der Bote vom Papst zurück war, ließ Karl der Versammlung

am 25. Jun. ganz unverholen durch seinen Rath, den Doctor Viglius, erklären: Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts fruchtbarliches in Sachen der Religion und der Gesetze zu Stande gekommen, so sey er dieser Proceduren überdrüssig, und die Herren möchten nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde. Auf diesen Bescheid entfernten sich die Gesandten schnell, ohne Abschied zu nehmen; die Fürsten rüsteten sich in größter Eil, und die lutherischen Prediger riefen von den Kanzeln das Volk auf, an die Vertheidigung der reinen Lehre Gut und Leben zu setzen.

---

## 46.

## Moritz von Sachsen.

(Geb. 1521)

Ehe ich die Leser auf den Kriegsschauplatz führe, ist es nöthig, sie mit einem Manne bekannt zu machen, der eine Hauptrolle auf demselben spielen wird. Es ist der schon vorhin erwähnte Herzog Moritz von Sachsen, albertinischer Linie. Er war 1541, ein zwanzigjähriger Jüngling, seinem Vater, dem Herzog Heinrich, in der Regie-

rung gefolgt, und hatte, wie dieser, den lutherischen Glauben angenommen und in seinem Lande befördert, ohne jedoch dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, ungeachtet der Landgraf Philipp sein Schwiegervater, und der Kurfürst von Sachsen sein Vetter war. Schon früh hatte er deutliche Spuren von einem feinen Verstande, großer Geistesgegenwart und feurigem Ehrgeiz gezeigt, und wenn gleich nicht wissenschaftlich erzogen, hatte er doch auf dem praktischen Wege eine Bildung erhalten, vermöge welcher er den hellesten Köpfen seiner Zeit beizuzählen ist. Schon als Jüngling hatte er sich an verschiedenen deutschen Höfen umgesehen, hatte in Mainz das schwelgerische Leben eines geistlichen Kurfürsten, und in Wittenberg die religiöse Stille und Einförmigkeit eines protestantischen Hofes kennen gelernt, und wahrscheinlich an den letztern Orte den unüberwindlichen Widerwillen gegen seinen Vetter Johann Friedrich aufgefaßt, dessen er sich bis an sein Ende nicht erwehren konnte. In der That war auch der Kurfürst wohl kein Mann für einen Jüngling von Morizens heiterm und leichtem Sinne. In einem fetten, schwerfälligen Körper schien sich auch sein Geist nur langsam und in einem beschränkten Kreise zu bewegen, dabei war er äußerst empfindlich, und hatte eine hohe Meinung von seiner Einsicht. So eifrig er auch der neuen Lehre zugethan war, so wenig

war doch Luther selbst mit seinem Betragen zufrieden, und schrieb schon bei dessen Regierungsantritt diese merkwürdigen Worte von ihm: „Eigensinns hat er genug, so wird ihm auch der Adel Muths genug predigen. Wenn er seines Großvaters Weisheit und seines Vaters Frömmigkeit halb hätte, so wollte ich ihm seinen Sinn auch wohl halb gönnen, und viel Glücks dazu wünschen. Unser lieber Herr Gott kann keinen Stolz leiden, und muß das Uebel strafen. Es wäre ihm zu nahe, wenn ers nicht thäte; J. F. muß herhalten."

Bei einem solchen Charakter läßt sichs auch erklären, wie gegenseitig der Kurfürst einen in seiner Nähe so kühn aufstrebenden Verwandten nicht ohne Eifersucht und Mistrauen betrachten konnte, zumal wenn dieser vielleicht noch durch unvorsichtige Reden den Grund dazu verstärkte. Luther selber sagte einmal bei der Tafel, da er vom Kurfürsten heimlich gefragt ward, was er von seinem Vetter da halte: er solle sich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferziehe. Worauf der Kurfürst antwortete, er hoffe das Beste.

Kaum hatte aber Moriz seine Herrschaft angetreten, so gerieth er schon mit dem verhaßten Vetter in öffentliche Händel wegen des Städtchens Wurzen. Der sonst so träge Kurfürst zog hier mit der größten Erbitterung gegen ihn zu

Felde, und es wäre auch gleich zur Schlacht gekommen, wenn nicht der Landgraf in Person nach Sachsen geeilt wäre, um die Sache gütlich auszutragen. Auch Luther legte sich drein, und schrieb ihnen: sie sollten sich schämen vor der Welt; vernünftige Leute würden ihren Krieg ansehen, als schlügen sich zwei betrunkene Bauern um ein zerbrochenes Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brodt. Aber wenn auch dieser Zwist noch beigelegt ward, so war es doch im Grunde diesmal nur eine Handvoll Asche auf einen glimmenden Brand gestreuet.

Um sich einen Namen zu machen, nahm Moriz hierauf Kriegsdienste. Zuerst führte er ein treffliches Geschwader 1542 nach Ungarn, als der Kurfürst von Brandenburg die Türken aus diesem Lande schlagen sollte, und betrug sich hier so klug und entschlossen, daß alles Volk, unzufrieden mit dem schlechten Anführer, laut ausrief, er solle Feldherrr seyn; ein Anerbieten, das er billig ablehnte, das aber wahrlich für den 22jährigen Jüngling eine große Meinung erweckt. Der Kaiser, der auf alles aufmerksam war, und jede Gelegenheit benutzte, die Protestanten uneinig mit sich selbst zu machen, zog darauf mit großer Auszeichnung den jungen Herzog an sich, und übergab ihm 1544 ein Commando in Frankreich, dessen er sich gleichfalls mit großem Ruhm entledigte. Von der Zeit an betrach-

tete man ihn als des Kaisers Liebling, fürchtete aber doch keine Verrätherei von ihm, da man bisher nur Handlungen, die mit der feinsten Ehrliebe und Rechtlichkeit bestehen konnten, von ihm zu sehen gewohnt gewesen war.

Aber es giebt Fälle in dem Leben großer Männer, wo der Moralist bekennen muß, mit dem gewöhnlichen Maaßstabe bürgerlicher Tugend nicht auszureichen. Ein so kluger Mann, wie Moriz, mußte nothwendig vorhersehen können, welchen Ausgang ein Kampf zwischen einem kräftigen und hellsehenden Karl und einem schwachsinnigen, trägen und beschränkten Johann Friedrich nehmen müsse. Er mußte vorhersehen können, daß, wenn dieser Kampf losbräche, der kühne Landgraf von Hessen, und alle die trefflichen Fürsten, welche auf Seiten des Schmalkaldischen Bundes waren, nothwendig durch den Charakter ihres Oberhaupts, des Kurfürsten, zu Grunde gehen müßten. Mit welchen Empfindungen aber mußte er, selbst ein Protestant und eifriger Verfechter der deutschen Freiheit, es ansehen, daß soviel herrliches Volk seiner gewissen Niederlage entgegengeführt, und daß eine Partei unterdrückt würde, von deren Erhaltung allein das Heil des Vaterlandes abhing. Er sah schon im Geiste der edeln deutschen Nation das spanische Joch um den Nacken geworfen, und auf die allerunwürdigste Art von der Welt ein

Heer, das unter einem **einzigen** Anführer unbezwinglich gewesen seyn würde, durch die Uneinigkeit der Häupter einem Fremdling unterliegen, von dem es gewiß war, daß er nun weder Recht noch Herkommen achten würde, um seinen Despotenehrgeiz zu befriedigen. Das alles sah Moriz vorher: konnte er wohl einen heißeren Wunsch haben, als sich an der Stelle dieses Johann Friedrich zu sehen? Und als ihm nun der Kaiser den Plan von weitem zeigte, ihm diesen Wunsch zu gewähren, konnte er sich da einen Augenblick bedenken? Genug, der Entwurf ward gemacht: wenn Johann Friedrich gegen den Kaiser zu Felde zöge, und in die Acht erklärt würde, sollte Moriz in dessen Länder einfallen, und Ferdinand sollte ihm von Böhmen aus beistehen. Nach dieser Verabredung konnte Morizen wohl nichts widerwärtigeres begegnen, als daß Johann Friedrich, der von allen diesen Dingen nichts ahnte, ihm bei seinem Kriegszuge die Aufsicht über sein Kurfürstenthum anvertraute. Was wollte er machen? Er mußte zum Schein die fatale Bürgschaft leisten, und that es in so zweideutigen Ausdrücken als möglich. Es war einmal dem Kurfürsten nicht zu helfen. Sein Sturz war nothwendig, um den Sturz des Ganzen zu verhindern, und um der deutschen Freiheit treu zu seyn, mußte Mortz dem Einzelnen untreu werden.

Das Aeußere dieses genialischen Mannes ent-

sprach seinen innern glänzenden Eigenschaften. Er hatte den Blick, die Brust und den Gang des Helden; sein kräftiger und doch geschmeidiger Gliederbau und sein braunes Gesicht verkündeten den Freund des Kriegs und der Jagd; in seinen Mienen lag ein schönes Gemisch von Würde und Freundlichkeit, und seine Rede war kurz, kräftig und sinnreich. Er wußte so sehr die Herzen zu gewinnen, daß Karl, der keinen Deutschen achtete, doch ihn zu seinem Liebling erkohr.

---

## 47.

## Der Schmalkaldische Krieg.

(1546.)

Der Kaiser war noch in Regensburg, als die protestantischen Fürsten schon von allen Seiten her in größter Geschwindigkeit Truppen an sich zogen. Hätte er nicht seine Leute zu gut gekannt, so hätte er bei ihren Zurüstungen in die äußerste Furcht gerathen müssen; denn von Ober- und Niederdeutschland her waren schon die furchtbarsten Heere gegen ihn im Anmarsch, als er noch niemand weiter um sich hatte, als etwa 700 Reiter und gegen 8000 Deutsche und Spanier, die er in der Eil aus Ungarn an sich gezogen hatte.

Ehe die in Schwaben anzuwerbenden Lanzknechte, die Niederländer und die päpstlichen Truppen ankommen konnten, mußte er von den Feinden längst erdrückt seyn, wenn sie auch ohne alle Waffen gekommen wären.

Das Bündniß mit dem Papste war auf die Bedingung geschlossen worden, daß dieser zur Unterdrückung der evangelischen Lehre 200,000 Kronen und eine Macht von 12,000 Fußsoldaten und 500 Reitern nebst den Kosten zu ihrer Unterhaltung auf ein halbes Jahr hergeben, und dem Kaiser den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter für das laufende Jahr bewilligen sollte. Da aber der Kaiser ganz andre Absichten bei diesem Kriege hatte, als die Herstellung der katholischen Religion, ja da ihm selbst daran gelegen war, daß die Evangelischen nicht glauben sollten, er führe einen Religionskrieg mit ihnen, so mußte er sich nothwendig gegen den Papst verstellen, der ihm wahrlich nicht zur Unterjochung der deutschen Freiheit einen so wichtigen Beistand geleistet haben würde. Zugleich aber suchte er vor dem Publikum die Verabredungen mit dem Papste sorgfältig geheim zu halten. Aber der Papst, der seine Absicht merkte, spielte ihm hier einen garstigen Queerstreich. Als nämlich Karl die oberdeutschen Städte aufforderte, sich ja nicht mit den Aufrührern in Sachsen und Hessen zu vereinigen, und ja nicht zu glau-

ben, daß er ausziehe, um sie in ihrer Religion zu beschränken: da machte der Papst durch überall hin versandte Bullen laut und öffentlich den von Karl besiegelten Bund zur Ausrottung des Protestantismus bekannt, und hetzte dadurch mit der Wuth des Fanatismus die ganze Macht der oberländischen Städte dem Kaiser auf den Hals; eine Macht, die von einem so vortrefflichen Feldherrn angeführt wurde, daß sie den Kaiser entweder gefangen genommen oder in wenig Tagen aus dem Reiche gejagt haben würde, wenn der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen nicht alles verdorben hätten.

Sebastian Schärtlin von Burtenbach war dieser Feldherr; ein wackerer Krieger aus ritterlichem Geschlecht, der ein Familienschloß, Burtenbach, im Augsburger Gebiet besaß. Er hatte gegen Türken und Franzosen rühmlich gefochten, hatte ein Fähnlein deutscher Lanzknechte in der Schlacht bei Pavia (wo Franz I. gefangen ward) angeführt, und unter Bourbon Rom gestürmt und geplündert. Er hatte einen so hellen Blick, und wußte so schnell den rechten Punkt zu treffen, daß die Evangelischen sich keinen bessern Feldherrn hätten wünschen können. Aber durch eine unglückliche Verblendung strebte der Landgraf nach dem Oberkommando, und der empfindliche, mistrauische und eigensinnige Kurfürst, der an Einsicht tief unter beiden stand,

hielt es unter seiner Würde, fremder Führung zu folgen. Diese unselige Disharmonie der Häupter des Bundes brachte eine Verkehrtheit in ihren Maaßregeln hervor, die über alle Begriffe geht, und über welche der Kaiser selbst erstaunen mußte.

Schärtlin war mit seinem Corps, das aus den Contingenten der Augsburger und Ulmer Bürgerschaft und anderer Reichsstädte bestand, zuerst im Felde. Zu ihm gesellten sich die auserlesenen Schaaren des Herzogs Ulrich von Würtenberg, unter der Anführung eines gleichfalls tapfern Hauptmanns Hans von Heydeck. Damals saßen die Sachsen und Hessen noch zu Hause, und der Kaiser lag mit weniger Mannschaft noch zu Regensburg. Schärtlin sah sogleich daß es auf weiter nichts ankomme, als die Vereinigung frischer Truppen mit dem Kaiser zu verhindern, und dann den letztern ohne Umstände selbst anzugreifen. Zuerst rückte er also auf einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, an der baierschen Gränze los, wo ein paar tausend Mann zusammengebracht worden waren, die im Begriff standen, nach Regensburg zu ziehen. Schärtlin erreichte sie am Abend vorher, lag die Nacht ganz still, und gedachte ihnen mit Tagesanbruch durch seine Sängerinnen *) einen guten

*) So nannte er im Scherz seine Kannonen.

Morgen zu bieten, wie er sich selbst in seiner drolligen Sprache ausdrückt. Aber siehe da, als es hell ward, fand sich, daß die Rekruten fast alle schon ins Baiersche hinübergezogen waren. Und nun war unglücklicherweise den Tag zuvor ein Befehl von den Bundeshäuptern angekommen, es sollten im Gebiet des Herzogs von Baiern keine Feindseligkeiten ausgeübt werden, weil der Herzog nur unter dieser Bedingung versprochen habe, neutral zu bleiben.

Aergerlich zog sich Schärtlin zurück, und dachte auf einen andern Plan. Die päpstlichen Truppen konnten durch keinen andern Paß über die Tyroler Gebirge kommen, als über Inspruck und die sogenannte Ehrenberger Klause, ein festes Schloß, welches diesen ganzen Paß beherrschte. Verlegte man ihnen diesen Paß, so konnten sie nur wieder nach Hause gehen. Mit schnellen Märschen eilte Schärtlein also dorthin, überrumpelte die Klause glücklich, legte einige Mannschaft hinein, und zog nach Inspruck. Auch diese Feste ergab sich ihm gutwillig, und nun wollte sich der wackere Kriegsmann das Fest machen, nach dem benachbarten Trient zu reiten, und die dort zum Concil versammelten geistlichen Herren mit Furcht und Schrecken auseinander zu jagen. Aber was geschah? Ein eilender Bote brachte ihm einen Befehl von den Bundeshäuptern, er solle seine Mannschaften aus den beiden Festungen wieder

wegnehmen, und sich überhaupt aus Tyrol zurückziehen, denn das Land gehöre dem König Ferdinand, und den müsse man nicht reizen.

Schärtlin schlug über diese Dummheit die Hände zusammen, allein was wollte er machen? Um doch indessen etwas zu thun, schrieb er den Häuptern, er wolle den Kaiser, der nur 8000 Mann bei sich habe, in Regensburg überrumpeln, ehe er seine Verstärkungen an sich ziehen könnte. Das war auch sehr leicht, und der kürzeste Weg, Frieden zu bekommen. Aber die Herren, welche durchaus nicht die Sünde des ersten Angriffs auf ihr Gewissen laden wollten, schrieben eilig zurück, er sollte ja nicht eher etwas unternehmen, als bis sie mit ihren Truppen zu ihm gestoßen seyn würden. So ging die beste Gelegenheit verloren. Schärtlin mußte still liegen, und die päbstlichen Hülfstruppen zogen in größter Ruhe über die Ehrenberger Klause nach Regensburg, und vereinigten sich mit dem Kaiser,

Im Anfang des Jul. waren endlich die sächsischen und hessischen Truppen marschfertig. Ehe sie ausrückten, ließen sie noch (4 Jul.) eine Schrift an dem Kaiser ausgehen, worin sie sich gegen den Vorwurf des Ungehorsams rechtfertigten, und ihre Maaßregeln entschuldigten. Karl nahm das Papier gar nicht in die Hand, sondern ließ sogleich eine Gegenschrift ausfertigen, worin er sie als Rebellen, die unter dem Vor-

wand der Religion alle Ungerechtigkeit verübt, und ihm den schuldigen Gehorsam versagt hätten, in die Acht erklärte. (20. Jul.)

Dennoch war er in nicht geringer Furcht, als der Kurfürst und der Landgraf, die nach der Vereinigung mit Schärtlin 60 bis 70,000 Mann stark waren, so geschwind bis an die Donau vorrückten. Noch immer viel zu schwach gegen sie fand er es nöthig, sich nach Landshut zurückzuziehen, um sich dort so fest als möglich zu verrammeln. Aber anstatt ihn da anzugreifen, schickten sie ihm abermals einen Fehdebrief zu, worin sie ihm schon sehr zu trotzen glaubten, indem sie ihn den Karl nannten, der sich Kaiser nenne. Schärtlin wollte es ihm noch viel besser geben, denn er rieth, ihn augenblicklich in Landshut zu umzingeln, aber davor erschraken die Bundesobersten wie vor einer Frevelthat. Der Landgraf wandte vor, der Weg dahin sey so sumpfig und gefährlich. „Ich sahe wohl, schreibt Schärtlin, er wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furthen und Graben zu tief, und alle Moräste zu breit."

Indem sie so unthätig bei Donauwerth lagen, und die beste Gelegenheit versäumten, vereinigte sich ein auserlesenes Volk spanischer und italiänischer Truppen mit dem Kaiser. Dieser sah sich nun stark genug, seine alte Stellung bei Regensburg wieder einzunehmen. Den Gesand-

sandten des Kurfürsten, welche ihm den Fehdebrief brachten, ließ er sagen, wenn sie noch einmal kämen, sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Darüber grämte sich der gute Kurfürst ganz außerordentlich.

Immer mehr verstärkt zog Karl nun weiter die Donau hinauf nach Ingolstadt, und verschanzte sich hier trefflich unter den Kanonen der Stadt. Die Evangelischen zogen ihm dahin nach, und bei dieser Gelegenheit kamen des Landgrafen Reiter mit einigen kaiserlichen in ein kleines Handgemenge. Die Sache war unbedeutend, aber sie reizte doch die Empfindlichkeit des Kurfürsten so sehr, daß dieser dem Landgrafen sagen ließ, wenn mehr der Art ohne sein Wissen vorfallen würde, so werde er sogleich mit seinen Leuten nach Hause ziehen. Ein treffliches Pröbchen von der Eintracht der Bundesgenossen! Aber es sollte noch besser kommen.

Schärtlin sahe, daß bei einer so unendlich überlegenen Macht, als die Bundesgenossen commandirten, ein Angriff auf das kaiserliche Lager, und zuletzt ein Generalsturm, nothwendig gelingen müsse. Er theilte allen seinen Unterhauptleuten die Idee mit, und alle gaben ihm die Hand darauf, bis auf den letzten Mann bei dem Sturme auszuhalten. Nach seiner scherzhaften Weise hatte er sich die Sache in der Ordnung des katholischen Gottesdienstes ausgedacht.

Die zwölf Apostel, (so nannte er seine zwölf großen Feldschlangen,) sollten den Chor eröffnen, das kurfürstliche Geschütz sollte das Kyrie Eleison anstimmen, die Würtemberger das Gradual machen, die oberländischen Fußvölker das Halleluja und Sequenz mit einander singen, und dann, meinte er, würde wohl das Opfer für die Ruhe der Todten im kaiserlichen Lager um den Altar getragen werden können, wobei die Pulverkerzen nicht fehlen sollten. Ob nun gleich die Beschießung des Lagers wirklich auch von den Häuptern beschlossen worden war, so wollten sie doch von dem Sturme nichts wissen, sondern der Landgraf schrie laut, Schärtlin solle ihm doch mit seinen unbesonnenen Reden die Haufen nicht verführen; er und der Kurfürst müßten mehr bedenken; sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich Burtenbach!“ entgegnete der mit Recht erzürnte Schärtlin, von dem es zu bewundern ist, daß er unter solchen Umständen nur noch einen Augenblick bei den Verbündeten aushalten konnte.

Der Kaiser hatte für so gute Wälle und Verschanzungen gesorgt, daß er aller Kanonenkugeln lachte, welche die Bundesgenossen drei Tage hinter einander (31. Aug. bis 2. Sept.) auf sein Lager abfeuerten. Nur wenige Leute wurden ihm getödtet, und die Feinde hatten sich fast ganz verschossen, ohne das mindeste ausgerichtet zu ha-

ben. Indem sie sich so fruchtlos abarbeiteten, erfuhren sie, daß der kaiserliche Oberste von Büren mit einer ansehnlichen Verstärkung aus den Niederlanden im Anzuge sey, und bereits den Rhein passirt habe. Um diesen erst zu Grunde zu richten, brachen sie plötzlich auf, und zogen sich über Neuburg und Donauwerth nach Schwaben. Der Kaiser trauete seinen Augen kaum, als er sie nach einer so langen und heftigen Kanonade so unverhofft abziehen sah; er ritt selbst mit dem Herzog von Alba aus dem Lager, um ihren Abzug zu beobachten, und beide konnten sich des herzlichen Lachens nicht enthalten. Zugleich wurden dem anrückenden Büren des Weges kundige Reiter entgegengeschickt, die ihm von den Nachstellungen der Protestanten Nachricht geben mußten, worauf er sogleich seinen Weg änderte, über Nürnberg zog, und nach mehreren starken Tagereisen glücklich nach Ingolstadt ankam, ohne einem Protestanten begegnet zu seyn, (15. Sept.) Das war erst eine Freude!

So verstärkt verließ nun der Kaiser sein Lager, machte sich Meister von der Donau, und bedrohete die schwäbischen Reichsstädte. Die Bundesgenossen zogen ihm immer nach, versäumten aber wieder mehrere herrliche Gelegenheiten, ihn anzugreifen, denn ihnen war gar zu bange, er möchte, wenn sie geschlagen würden, in ihre Länder einfallen. Schärtlin konnte seinen Un-

willen zuletzt nicht länger halten, und warf dem Landgrafen laut sein elendes Benehmen vor. Dieser wußte sich eben so wenig zu mäßigen, und entgegnete: die oberländischen Städte und derselben große Hansen riethen immer nur zu schlagen, damit sie der Gäste um ihre Mauern her los würden. Nachdem er dem Obersten noch einige unziemliche Worte gesagt hatte, ging dieser mit den Worten weg; „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was euch wohlgefällt, mag aber an Ehre und Schande keinen Theil haben."

Die andern Verbündeten sahen wohl ein, welche Folgen Schärtlins Abgang haben könnte, und suchten daher am andern Tage eine Versöhnung zu stiften. Wirklich ließ sich auch der Landgraf zu dem Bekenntniß bringen, er sey am vorigen Abend voll Weins gewesen, und er wünschte, daß alles Vorgefallene im alten Stalle stehn gelassen würde; Schärtlin sagte aber darauf, er könne zu diesem Kriege kein Herz fassen, ihm werde Zeit und Weile dabei lang, und er möchte wohl wissen, wo denn der Ernst zum rechtschaffnen Kriege vorhanden wäre. — Bald darauf riefen ihn auch die Bürger von Augsburg von dem Heere ab, um ihre Stadt zu beschützen, und das Heer der Alliirten blieb nun unter dem Commando des Kurfürsten und Landgrafen, welche alle beide nichts thaten, weil ein jeder alles thun wollte.

Unterdessen kam der Winter heran, und die beiden Heere hatten bereits sechs Wochen einander unthätig gegenüber gelegen, die Soldaten selber wurden mismuthig und verloren alle Zuversicht zu ihren Führern; und da allmählig gar der Proviant ausging, fingen sie schon an, unruhig zu werden und auszureißen. Die schwäbischen Bundesgenossen waren am allerverdrossensten, weil auf ihnen die ganze Last des Krieges lag, und die Fürsten gar nichts thaten, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Der Kaiser, welcher wohl unterrichtet war, wie sehr der Feind schon Mangel leide, blieb ganz ruhig, nnd machte alle Anstalt, den Winter unter den Zelten zuzubringen. Zuletzt erlebte er noch die Freude, die Alliirten schmachvoll um Gnade und Frieden bitten zu sehen. Er ließ das deshalb an ihn gesandte Schreiben vor der ganzen Armee ablesen, und ertheilte erst am andern Tage in einem wegwerfenden Tone die Antwort darauf: von einem Frieden könne nicht eher die Rede seyn, als bis sich ihm der Landgraf und der Kurfürst in eigner Person auf Gnade und Ungnade ergeben hätten.

Und, sollte mans glauben? selbst nach solchem Bescheide versuchten es die Häupter noch einigemal, ihre Bitten in Demuth zu wiederholen. Da aber immer dieselbe Antwort erfolgte, so brachen sie endlich in den letzten Tagen des Novem-

bers von Giengen in guter Ordnung auf, und zogen sich nach ihren Ländern zurück, wobei der Kurfürst von Sachsen nicht ermangelte, die katholischen Städte und Fürsten, besonders Mainz und Fulda, tüchtig zu brandschatzen, um seinem großen Geldmangel ein wenig abzuhelfen.

---

## 48.

## Moritz nimmt Kursachsen ein.

(Nov. 1546.)

In Sachsen hatte sich unterdessen vieles verändert. Der Kaiser hatte seinem Bruder Ferdinand und dem Herzog Moritz aufgetragen, die gegen den Kurfürsten ausgesprochene Acht zu vollziehen, und dessen Länder zu besetzen. Ihr wißt aus dem Vorigen schon, wie alles verabredet war; aber noch hatte Moritz ein schlimmes Geschäft vor sich, seine Stände zur Einwilligung in den verhaßten Handel zu bewegen. In der Rede, die er deshalb an ihre Deputirten zu Freiberg hielt, sah man ihm deutlich an, welche Anstrengung es ihm kostete, sich den Schein eines rechtlichen Mannes zu erhalten; und was er auch immer vorbringen mochte, er konnte doch die wakkern Männer nicht so übertäuben, daß sie nicht

sein Vorhaben als unredlich vor Gott und Menschen laut getadelt hätten. Ein Umstand indessen machte ihren Bedenklichkeiten bald ein Ende. Ferdinands ungarische Reiter fielen von Böhmen aus in Sachsen ein, und hauseten gräßlich daselbst. Zwischen ihnen und Morizens sächsischen Kriegern war freilich die Wahl nun leicht entschieden. Das ganze Kurfürstenthum nahm diese letztern auf, nur Wittenberg, Eisenach und Gotha verschlossen ihnen standhaft ihre Thore. (Nov. 1546.)

Man kann sich Johann Friedrichs Schrecken denken, als er die Nachricht von dieser Besitznehmung seines Landes bekam. Alle lutherisch gesinnte Deutsche schrien Zeter über den Verräther Moriz, nur der Kaiser freute sich heimlich, und lobte Morizens Stände in einem ausdrücklichen Schreiben, daß sie ihren Beistand so willig zu dieser gerechten Achtsvollziehung geleistet hätten. Es versteht sich, daß dies kein geringer Bewegsgrund war, warum der Kurfürst so schnell aus dem Felde nach Hause eilte.

## 49.

## Karl straft die oberländischen Städte.

(Nov. und Dec. 1546.)

Den Bundesgenossen war bei ihrem Abzuge von Giengen sehr bange gewesen, der Kaiser möchte sie verfolgen; allein dieser war im Grunde noch entkräfteter als sie, und freuete sich sehr ihrer los zu seyn. Ein anderer als Karl V. hätte daran verzweifelt, glücklich aus dieser Umgebung von lauter feindlichen Gebieten zu entrinnen, die noch dazu voll von großen und nach damaliger Art sehr festen Städten waren, die sonst wohl noch frischeren Belagerern getrotzt hatten. Karl besiegte sie dadurch, daß er die Miene und die Sprache des Siegers annahm, und zitternd unterwarf sich alles, wohin er sich nur wandte, beim ersten Aufruf. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg waren die ersten, die ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten. Dann folgte das mächtige Ulm, dessen Deputirte den Kaiser knieend um Gnade anflehten, und seine Verzeihung gegen eine Geldstrafe von 100,000 Goldgulden und gegen die Auslieferung von zwölf Kanonen erhielten.

Jetzt kamen auch Gesandte vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und vom Herzog Ulrich

von Würtemberg zum Kaiser nach Schwäbisch-Hall. Jener hatte nur gewissen Erbverträgen zufolge dem Herzog 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe geschickt, dieser hatte dagegen seine ganze Macht dem Schmalkaldischen Bunde geliehen. Der Kurfürst erhielt Verzeihung, nachdem er in gebückter Stellung vor dem kaiserlichen Sessel selbst darum geflehet hatte; der Herzog aber kam so leicht nicht weg. Er mußte sammt allen seinen Räthen kniend vor dem Kaiser Abbitte thun, 300,000 Gulden bezahlen, ihm seine drei besten Festungen einräumen, und alles von den Bundesgenossen in seinem Lande zurückgelassene Geschütz herausgeben, allen Bündnissen gegen den Kaiser entsagen, und diesem in allen Dingen Gehorsam versprechen.

Von Schwäbisch-Hall ging Karl nach Heilbronn, und fuhr mit der Einziehung seiner Strafgelder fort. Die Gesandten der Stadt Frankfurth, welche fußfällig um Gnade baten, mußten 80,000 Gulden versprechen. Memmingen zahlte 50,000, die kleinern Städte nach Verhältniß. „Es ist doch ganz unglaublich, schrieb der König von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, daß Leute, die bei gesundem Verstande, und so mächtig sind, ihr Geld lieber hingeben wollen, um sich in die Sklaverei zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen." Dies konnte man recht von Augsburg sagen. Diese reiche

Stadt hatte unbezwingliche Mauern, einen grossen Vorrath von Lebens- und Kriegsbedürfnissen aller Art, zweihundert Stück groben Geschützes, eine zahlreiche Bürgerschaft, und einen Hauptmann, wie Schärtlin, an ihrer Spitze. Dieser wackere Mann zeigte seinen Mitbürgern handgreiflich, daß sie sich noch lange halten könnten, und daß von ihrem Widerstande die Erhaltung des ganzen Bundes abhange, der nun wieder frischen Muth fassen, und auf das Frühjahr mit neuen Kräften den Kaiser angreifen könne. Er schalt die Ulmer feine Leineweber, die ohne Noth ihren Hals ins Joch gesteckt hätten; aber er bedachte nicht, daß er zu Kaufleuten sprach, die aus natürlichen Ursachen allemal die furchtsamsten Bürger sind. Der reichste derselben, Anton Fugger, schlich bei Nacht selbst aus der Stadt und hin zum Kaiser, (der jetzt wieder nach Ulm gegangen war) um zu hören, welche Bedingungen man wohl bekommen könne. Es hieß, sie sollten kaiserliche Besatzung einnehmen, den braven Schärtlin verbannen, und 150,000 Goldgulden zahlen. Schärtlin schalt sie feige Memmen, nnd verwies sie auf seine Capitulation mit ihnen, kraft welcher sie nicht befugt waren, ihm die Wege zu weisen. Aber sie baten ihn mit Thränen, doch nur im Guten zu gehen, und verpflichteten sich schriftlich, ihm alle seine Güter zu ersetzen. So entwich er denn nach der Schweiz, und statt seiner wohlbekannten, treu-

herzigen Lanzknechte rückten stolze Spanier in die Stadt.

Der alte Kurfürst von Kölln, der als Geistlicher unter dem Papste stand, war unterdessen auch von diesem wegen seiner Vorliebe für die lutherische Religion für abgesetzt erklärt worden. Da er nun sahe, daß er von dem Bunde keinen Beistand zu hoffen hatte, und der Kaiser ihm schon eine Commission ins Land schickte, um die Absetzung zu vollziehen, wollte er lieber freiwillig weichen; er gab daher sein Erzstift auf, und zog sich auf seine Familiengüter zurück. Sein Nachfolger führte den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder ein.

Wo war nun der Muth geblieben, mit welchem die Religion sonst zu beseelen pflegt? Wohin war die berühmte Freiheitsliebe der Deutschen und ihre gepriesene Tapferkeit entwichen? Hier zeigte sichs einmal recht deutlich, daß bei aller Kraft der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohne. Dabei erweckt es ein eigenes Gefühl, wenn wir erfahren, daß das treffliche Haupt der Partei, welche hier so viele Siege auf einander gehäuft hatte, der Kaiser Karl V., während des ganzen Feldzuges ein schwacher, kranker, von podagrischen Schmerzen geplagter Mann war, der sich seinen Soldaten in einer Sänfte nachtragen lassen mußte, und nur an gefährlichen Tagen mit dick bewickelten Beinen selbst einmal

zu Pferde stieg. Nachdem er sich in Ulm von den Strapazen des langen Winterlagers ein wenig erholt hatte, machte er sich im Anfange des neuen Jahres (1547) nach Nürnberg auf, um Morizen und Ferdinanden näher zu seyn, von denen nicht die besten Nachrichten einliefen. Auch Karl war eigentlich in einer schlimmen Lage. Die päpstlichen Truppen hatten ihn verlassen, die übrigen hatte er durch die vielen Besatzungen sehr geschwächt, und für diejenigen, welche er noch bei sich hatte, fehlte es ihm an Solde. Alles das wußten die Protestanten; ja der König von Frankreich forderte sie dringend auf, des Kaisers Noth zu benutzen, und versprach sogar ansehnliche Hülfsgelder dazu herzugeben; aber umsonst. Da war weder Muth noch Einigkeit, und der Landgraf von Hessen, auf den diesmal der größte Vorwurf fällt, hatte alle Fassung verloren.

---

## 50.

## Johann Friedrich erobert sein Land wieder.

(1547 zu Anf.)

Der Kurfürst von Sachsen hatte allerdings zu Hause genug zu thun, denn wir wissen, daß der Herzog Moriz während seiner Abwesenheit

ihm sein ganzes Land bis auf drei Städte erobert hatte. Entschlossen, demselben seine unrechtmäßige Beute wieder abzujagen, und voll Vertrauens auf die Treue seiner Unterthanen und die Tapferkeit seines Heeres, betrat er im December 1546 seine Staaten wieder, und erließ von Thüringen aus ein Schreiben an seine Stände, worin freilich von Moriz nicht glimpflich gesprochen ward. Es hieß darin unter andern, ihm sey glaubliche Kundschaft zugekommen, daß die ganze Kette hinterlistiger Maaßregeln schon zu Regensburg und Prag zwischen Moriz, dem Kaiser und Ferdinand geschmiedet worden sey, und zu seiner Zeit werde er das schändliche Complott schon enthüllen *).

Zuerst griff er Morizens eigenes Gebiet an, und warf sich auf die Stadt Leipzig. Ehe er sie erreichte, ließ Moriz die großen und reichen Vorstädte derselben abbrennen, damit sie jenem nicht zum bequemen Hinterhalte dienen könnten. Dann berief er die Besatzung, die er in der Stadt zu lassen gedachte, auf den Markt zusammen, und forderte sie in einer feurigen Rede zur standhaf-

*) Das hat auch seine Richtigkeit, und Moriz war bekanntlich nicht so unschuldig, als er sich stellte. Schon in einem Schreiben vom 31. Jan. 1547 nannte Karl ihn Erzmarschall und Kurfürst, woraus sich deutlich ergiebt, wie weit man schon zu Regensburg die geheimen Verabredungen getrieben haben müsse.

ten Tapferkeit auf. Hierauf begab er sich selbst mit dem übrigen Theil seines Heeres nach Chemnitz. Der Kurfürst beschoß darauf Leipzig (vom 13. Jan. an) funfzehn Tage lang, und zertrümmerte den größten Theil der Mauer; da er aber wegen der üblen Witterung und seiner vielen Kranken keinen Sturm wagen wollte, so mußte er fruchtlos wieder ab- und nach Altenburg ziehen.

Jetzt eilte ein Jugendfreund Morizens, der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg, diesem mit einigen Truppen zu Hülfe. Aber ihn überrumpelte der Kurfürst glücklich in Rochlitz zur Nachtzeit, bekam ihn selber gefangen, und entließ dessen Krieger, statt der Waffen, mit weißen Stäbchen, dem damals üblichen Zeichen der Verschonung (2. März 1547). Nach und nach bekam Johann Friedrich auch mehrere Städte in seinen Besitz, Moriz mußte sich nach Dresden zurückziehen, und endlich blieb ihm außer dieser Stadt nur noch Leipzig, Zwickau und Pirna übrig. Die Ursach dieses schlechten Glücks lag darin, daß der König Ferdinand mit dem versprochenen Beistande ausblieb, indem derselbe in Böhmen selbst um seine Existenz besorgt seyn mußte. Die treuen Böhmen hatten sich nämlich geweigert, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, und als Ferdinand sie hatte zwingen wollen, war schon ein Aufstand nahe gewesen. So hätte also

Moriß wahrscheinlich in die dem Kurfürsten gegrabene Grube fallen müssen, wenn nicht der Kaiser selbst, der sich in Nürnberg aufhielt, ihm zu Hülfe gekommen wäre. Um Zeit zu gewinnen, fing Moriz zum Schein mit Johann Friedrich zu unterhandeln an, und dieser, der überhaupt mehr schrieb als that, ließ sich auch wirklich dadurch hinhalten, und führte unterdessen mit dem Landgrafen eine lebhafte Correspondenz über den gemeinschaftlichen Feldzug, und über die Ursachen seines schlechten Erfolgs. Nachdem lange Zeit einer dem andern die Schuld davon zugeschoben hatte, kamen sie endlich beide darin überein, daß der Liebe Gott sie für ihre Sünden habe strafen wollen.

---

51.

## Karl V. in Sachsen

(1547, Apr.)

Johann Friedrich stand bei Meißen, und hatte einen Theil seiner Truppen nach der böhmischen Gränze geschickt, um Ferdinanden zu beobachten, als Karl in größter Stille und Eil mit seinem ausgeruhten und wohl versorgten Heere von Nürnberg aufbrach, um ihn zu überraschen.

Denn jetzt kam ihm alles darauf an, den ganzen Krieg auf einen Schlag und bald zu endigen, da er ganz und gar nicht im Stande war, sein Heer lange in diesen Gegenden zu erhalten. Im heftigsten Platzregen kam er am 5. April zu Eger an, während der Kurfürst ihn noch in Ober-Deutschland glaubte. Nicht weit davon stand der sächsische Feldherr von Thumbshirn, der bei der Nachricht ganz ruhig blieb, weil er sie für ein von Moritz listig ausgesprengtes Gerücht, und die kaiserlichen Truppen für morizische Schaaren hielt. Hier in Eger kamen Ferdinand und Moriz zu Karln, beide Flüchtlingen ähnlich. Er feierte mit ihnen das Osterfest in der Stadt und dann brach er sogleich mit seinem Heer nach der Elbe auf, um den Kurfürsten gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Zehn Tage hinter einander gönnte er seinen Soldaten keinen Rasttag, und am 22. April kam er in der Nähe von Meißen an. Jetzt sah Johann Friedrich, daß es Ernst war; er ließ daher, da er auf der rechten und Karl auf der linken Seite der Elbe stand, die Brücke bei Meißen abbrechen, und zog sich geschwind längs dem Ufer nach dem Städtchen Mühlberg hinauf. Der Kaiser, dem alles daran lag, daß der Kurfürst nicht seine feste Hauptstadt Wittenberg erreichte, zog ihm geschwind an dem diesseitigen Ufer der Elbe nach, bis er Mühlberg schräg gegen über kam. Es war Abend, als

er

er hier Halt machte; und die Sachsen, welche wenig Zeit gehabt hatten, sich umzusehen, glaubten es gar nicht möglich, daß die Nachtfeuer, welche sie jenseit des Flusses erblickten, aus dem kaiserlichen Lager kommen könnten. Sie hielten es für Morizisches Gesindel, welches da herumstreife, und waren die Nacht ganz ruhig.

---

52.

## Die Schlacht bei Mühlberg.

(1547. 24. Apr.)

Der Kaiser ritt noch spät am Abend mit seinem Bruder und Morizen längs dem Ufer hin, um das Terrain zu recognosciren, er sah aber gar keine Möglichkeit ab, wie man über den Fluß kommen wolle. Die Elbe war hier gegen 300 Schritt breit und fluthete gewaltig; dazu war das jenseitige Ufer, welches der Feind besetzt hielt, weit höher als das diesseitige, und der Kaiser hatte keine Schiffbrücken. Indem sie so rathschlagten, führte der Herzog von Alba, welcher weiter vorausgeritten war, einen jungen Bauer herbei, der ihnen, aus Rache gegen die Sachsen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten, eine Furth im Flusse nachzuweisen versprach, wo ein

Pferd hindurch gehen könne. Moriz versprach ihm zwei andre Pferde und 100 Kronen dazu, und so erwartete man fröhlich den Morgen.

Unter einem dicken Nebel versuchten die spanischen Hackenschützen sich dem jenseitigen Ufer zu nähern: aber die Sachsen hielten gerade an dieser Furth das Ufer gut besetzt, und feuerten tapfer herüber. Vergebens schossen jene im Wasser stehend aus ihren Flinten hinüber, sie konnten doch nicht eher etwas ausrichten, als bis Schiffe herbeigeschafft waren. Da äußerte der Kaiser, wenn man nur die Schiffe des Feindes wegnehmen könne, das wäre ein großer Vortheil. Sogleich sprang ein Haufe Spanier ohne Harnisch, den Säbel im Munde, ins Wasser, schwamm hinüber, und fiel die in den Kähnen befindlichen Sachsen an. Nach einem mörderischen Gefechte eroberten sie wirklich die Fahrzeuge, und brachten sie herüber. Sogleich wurden sie mit tüchtigen Schützen bemannt, die nun die feindlichen gehörig beschäftigen konnten, indeß die Reiterei ihren Zug durch das Wasser antrat, und dadurch, daß jeder Reiter noch einen Fußknecht hinter sich aufs Pferd nahm, eine beträchtliche Anzahl von Spaniern übersetzte. Nachdem schon eine hinreichende Anzahl Truppen drüben angelangt war, setzten auch die vier fürstlichen Häupter, Karl, Ferdinand, Moriz und Alba, neben einander durch das Wasser, wobei der mitgenommene Bauer

des Kaisers Pferd am Zügel führte. Hintennach folgte noch der Rest der Cavallerie, und zuletzt schlug man aus den erbeuteten Kähnen eine Schiffbrücke zusammen, auf welcher auch das Fußvolk und die Munition nachkam. Die letztere wartete der Kaiser gar nicht ab, sondern eilte, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Freudig ritt er die Reihen auf und nieder, prächtig und wie zum Siege geschmückt. Sein vergoldeter Helm und Panzer, seine reich gestickte Feldbinde und seine karmosinrothe Roßdecke strahlten herrlich von weitem; in der rechten Hand hielt er eine Lanze, und mit der linken tummelte er sein wildes andalusisches Roß. Seine Siegeslust schien aller Krankheit zu spotten.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Kurfürst, welcher eigensinnig darauf bestand, daß das durchaus nicht das kaiserliche Heer seyn könne, hatte sich nach seiner gottesfürchtigen Weise in die Kirche begeben, um die Predigt zu hören. Vergebens meldete man ihm, der Feind sei schon ganz nahe; er blieb dabei, es sei der Kaiser nicht, und er müsse den Gottesdienst erst abwarten. Nach der Predigt blieb ihm dann freilich nichts anders übrig, als sich in den Wagen zu setzen, (da er wegen seiner ungeheuern Körpermasse zu Pferde nicht gut fortkommen konnte,) und so geschind als möglich nach Wittenberg zu

fahren, wenn es anders noch möglich wäre, dem hastig nachsetzenden Feinde zu entrinnen.

Alba und Moriz führten die spanischen und neapolitanischen Reiter, und waren den Sachsen dicht auf der Ferse. Sie suchten sie zum Stehen zu bringen, und wo möglich so lange aufzuhalten, bis das langsam nachschleppende Geschütz würde herbei gekommen seyn. Aber das schien unmöglich. Da indessen auch der Kurfürst seine Kanonen schon vorauf nach Wittenberg geschickt hatte, so meinte Alba, es müßte auch wohl ohne Kanonen gehen, und so erlaubte der Kaiser den Angriff, nachdem man den Feind drei Stunden lang durch die Lochauer Heide vor sich her getrieben hatte. Auf einem freien Platze, der aber wieder an Heide gränzte, ordnete der Kurfürst ängstlich seine Schaaren, die Feinde zu empfangen. Sie zu besiegen hoffte er gar nicht; er wollte sie nur bis zum Abend aufhalten, damit er dann etwa in der Dunkelheit der Nacht um so sicher nach Wittenberg entwischen könnte. Aber ehe die Sonne unterging, war sein Schicksal schon entschieden. Die kaiserliche Reiterei, welche der seinigen weit überlegen war, hieb fürchterlich ein, Moriz selber focht unter den Vordersten und hieb mehrere Adlige nieder, und die Verwirrung ward allgemein, als die zurückgeschlagenen sächsischen Reiter sich auf ihr eigenes Fußvolk stürzten. Hispania! Hispania! riefen die

Kaiserlichen, und sie selber waren den Evangelischen nicht fürchterlicher als dies Losungswort. Bald sah man nichts als Bestürzung und Flucht, und unendlich mehr, als fechtend gefallen wären, wurden im Fliehen von hinten getödtet. Die Wahlstatt erstreckte sich von Koßdorf bis Falkenburg und Beyersdorf immer durch die Heide hin, und dieser ganze Weg war mit Leichen bedeckt, wohl 3000 an der Zahl. Viele ergaben sich auch, und diese waren so verschüchtert, daß mancher einzelne kaiserliche Reiter bis auf funfzehn Gefangene um sich her hatte.

Unter andern erreichten die Verfolger auch des Kurfürsten Sohn. Dieser wehrte sich tapfer, sank nach zwei starken Hieben vom Pferde, schoß aber fallend noch einen seiner Feinde todt. Da sprengten noch Kurfürstliche zur Hülfe heran, hoben ihn wieder auf sein Pferd, und so entkam er glücklich nach Wittenberg. Sein Vater hatte den Wagen verlassen, und einen starken friesischen Hengst bestiegen, um rascher zu entfliehen, aber auch ihn holte zuletzt ein Schwarm von leichten Reitern ein. Unter diesen drängten sich ein Paar Ungarn an ihn, indeß die Andern sein Gefolge angriffen. Er wehrte sich verzweifelt, erhielt aber einen Hieb in die linke Wange, und in dem Augenblick rief ihn ein Herr von Trodt, ein Vertrauter von Moriz, in deutscher Sprache an, ob er sich nicht ergeben wolle. Ja, sagte der Kur-

fürst, einem Deutschen wolle er sich ergeben, und darauf zog er zwei Ringe vom Finger, und gab sie ihm zum Wahrzeichen, daß er sein Gefangener sey.

Der Herr von Trodt brachte ihn zum Herzog von Alba, der in der Nähe war, und diesen bat der Kurfürst, er möchte ihn vor den Kaiser führen. Alba weigerte sich dreimal, und übernahm es zuletzt mit sichtbarer Bewegung. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Heide, und hatte eben Befehl ertheilt, die zerstreuten Schaaren zu sammeln. Da kam Alba langsam mit dem Kurfürsten heran. Der Anblick des letztern erregte allgemeine Rührung. Sein Gesicht blutete stark, sein ganzes Panzerhemd war mit Blut befleckt. Als er den Kaiser erblickte, hob er die Augen gen Himmel und seufzte: „Herr Gott, erbarme dich meiner! nun bin ich hier!" Alba half ihm vom Pferde und führte ihn an seiner Rechten vor den Kaiser. Er wollte auf sein Knie sinken und seinen Blechhandschuh abziehen, um dem Kaiser nach deutscher Sitte die Hand zu geben. Aber Karl litt keins von beiden, und wandte sich mit einer bittern Miene ab. Da sagte der Kurfürst: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser —". „So? fiel ihm dieser in die Rede, bin ich nun euer gnädiger Kaiser? So habt ihr mich lange nicht geheißen." Worauf der Kurfürst fortfuhr: „ich bin Ew. kaiserlichen Majestät Gefan-

gener, und bitte um ein fürstliches Gefängniß." — „Wohl, war die Antwort, ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient habt." Jetzt nahm auch Ferdinand das Wort, und gefiel sich, nach der Weise kleiner Seelen, sehr darin, dem unglücklichen Manne in einer langen und harten Rede seine Strafbarkeit vorzuhalten.

Mit dem Kurfürsten zugleich war auch der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg gefangen genommen worden. Beide wurden von Alba in das kaiserliche Lager geführt, wo sie die Nacht in Thränen zubrachten. Karl verließ den Wahlplatz mit Cäsars Worten, nur daß er seinen Spaniern zu Gefallen hinzusetzte: „und Gott siegte." In der That war es mehr als Cäsarsglück, in ein Paar Stunden einen Krieg geendigt zu haben, der, wenn seine Gegner ihn in die Länge zu ziehen verstanden hätten, ihn selbst nothwendig hätte aufreiben müssen.

Nach einer Rast von zwei Tagen zog er nun nach Torgau, welches sich sogleich ergab, und von da nach Wittenberg. Hier gerieth alles in Angst und Verwirrung. Die Universität begab sich eiligst weg, und der arme Melanchthon irrte unentschlossen in Dessau, Zerbst, Magdeburg und Braunschweig herum. Die Stadt war übrigens nach damaliger Art so fest, daß sie sich noch lange hätte halten können. Das reizte des Kaisers Ungeduld, und er ergriff ein grausames

Mittel, von dem es ungewiß ist, ob es nur ein Schreckbild seyn sollte, oder wirklicher Ernst war. Er sandte einen Herold in die Stadt, und ließ der Kurfürstinn und ihren Söhnen kund thun, er werde, wenn sich die Stadt nicht an einem bestimmten Tag ergebe, den Kopf des gefangenen Kurfürsten hineinschicken. Dennoch erfolgte eine abschlägige Antwort, vermuthlich, weil man die Drohung nicht für Ernst hielt. Hierauf ließ Karl, um den Schein des Ernstes zu verstärken, dem Kurfürsten einen förmlichen Proceß machen, worin diesem das Leben abgesprochen ward. Das Urtheil ward dem Unglücklichen angekündigt, als er eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst, am Schachbrett saß. Mit der Fassung und Ergebung, die er seiner Religiosität verdankte, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln sollte; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich was meine Gemahlin und Kinder angeht bestellen möge."

Auf den schreckenden Beschluß kam alsobald der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg ins kaiserliche Lager, seine Vermittelung anzubieten. Das war dem Kaiser eben recht, dem ohnehin mit des Kurfürsten Tode wenig gedient seyn konnte, indem er nur dessen Leben so theuer als möglich verkaufen wollte. Am 18. May kamen

die Verhandlungen zu Stande. Johann Friedrich mußte für sich und seine Nachkommen auf die Kurwürde und auf sein Land Verzicht thun, und beides an Moritz abtreten. Seine Festungen Wittenberg und Gotha mußte er dem Kaiser ausliefern, auch den Markgrafen Albrecht frei geben. Dann sollte ihm das Leben geschenkt seyn, aber des Kaisers Gefangener sollte er noch bleiben, so lange es diesem gefallen würde. Den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie sollte ihm Moriz reichen; es wurden auch gleich dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt, die sich auf 50,000 meißnische Gulden jährlich beliefen.

Am 23. May stattete die unglückliche Kurfürstinn mit ihren Kindern und Frauen einen Besuch im kaiserlichen Lager ab, um ihren Gemahl zu sehen. Die Söhne des römischen Königs führten sie in das Zelt des Kaisers. Sie wollte einen Fußfall thun, aber Karl hob sie auf, begegnete ihr mit ausgezeichneter Milde, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und bewilligte ihr jede Bitte, die dem Vetrag nicht zuwider war. Er erlaubte sogar, daß der Kurfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg zubringen und sich mit den Seinen ergötzen durfte. Er selbst erwiederte daselbst den Besuch der Kurfürstinn, und sagte ihr soviel Tröstliches, als das unangenehme Verhältniß nur erlaubte. Auch ward Johann

Friedrich während der ganzen Gefangenschaft von seinen eigenen Leuten bedient, und so wohl gehalten, daß er selber einmal sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen, aber meine Feinde thun mir alles Gute." Ueberhaupt strebte Karl recht sichtbar, die gehässige Meinung auszulöschen, die die Protestanten von ihm hegten. Als er erfuhr, daß man während seiner Anwesenheit den lutherischen Gottesdienst eingestellt habe, rief er betroffen aus: „Behüte! wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns dies nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" Verwundert und erfreut über diese Aeußerung ließen nun die Pfarrer hurtig ihre Kirchen wieder aufschließen, und predigten voll heiligen Bekehrungseifers alle Tage in Gegenwart vieler Zuhörer aus dem kaiserlichen Heere von dem Unterschiede der lutherischen und papistischen Religion. Karl selber besuchte die Schloßkirche, und ließ sich Luthers Grab zeigen. Alba und andere riethen ihm, den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen, aber er erwiederte: „Laßt ihn ruhen; er hat seinen Richter schon gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten." — Es konnte nicht fehlen, daß sein Gemüth von vielen großen Gedanken unter so wunderbaren Umständen bewegt seyn mußte.

Diese Fürstenfamilie, um ihres Glaubens willen so tief von ihm gebeugt, dieses Volk, um eben dieses Glaubens willen so schwer geängstigt; ein Volk, so unschuldig, so treuherzig, so gut, nichts weniger als rebellisch: das alles brachte ihn zu dem Ausruf: „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe."

Bei seinem Abzuge besetzte Moriz die Stadt — nun sein Eigenthum — mit seinen Kriegern, und sagte im Weggehen den Magisträten: „Ihr seyd eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen: das will ich euch ewig in Gutem gedenken." Auch ihn trieb, wie man sieht, das Gefühl der Schuld zu erhöhter Güte.

---

## 53.

## Karl V. in Halle.

(1547, Jun.)

Jetzt stand Karl V. auf dem Gipfel seines Glücks und seines Glanzes. Seine Freude ward noch durch die Nachricht erhöht, daß sein alter Feind Franz I. gestorben sey (31. März). Zwei Monate früher war auch Heinrich VIII. von England aus der Welt gegangen. So durfte er

also wegen auswärtiger Angriffe ganz außer Sorgen seyn, und konnte alle seine Kräfte auf die Ausführung seiner Plane in Deutschland verwenden.

Es war nun zu erwarten, daß er, nach der Besiegung des ersten Hauptes der Bundespartei sich mit demselben Nachdruck auf das zweite werfen werde. Mit Schrecken betrachtete der Landgraf von Hessen das an seinem unglücklichen Bundesbruder vollzogene Exempel. Einem ähnlichen Schicksal zuvorzukommen sah er kein anderes Mittel, als sich dem Kaiser von freien Stücken als ein reuiger Missethäter in die Arme zu werfen. Ihm fielen seine Freunde ein, Joachim von Brandenburg, der noch um den Kaiser war, und Moriz, sein Schwiegersohn, der so viel bei ihm galt: vielleicht, schmeichelte er sich, könnten ihm diese beiden Männer günstige Bedingungen auswirken. Schon damals, als das Bundesheer im Winter so schimpflich nach Hause abziehen mußte, und Karl die reichen Strafgelder von den oberländischen Städten einzog, hatte die Angst den Landgrafen so kleinherzig gemacht, daß er sich sogar in der Verwirrung seines Kopfes erboten hatte, dem Kaiser auf seinem Zuge nach Sachsen beizustehen, wenn er Hessen verschonen wolle; ein Versprechen, welches die Protestanten damals als die schändlichste Verrätherei und Niederträchtigkeit verschrien.

Jetzt hatte er durch Moriz andre Unterhandlungen angeknüpft, um deren willen Karl nach Halle, und der Landgraf nach Leipzig ging. Von beiden Städten ritten nun Couriere hin und her. Der Kaiser bestand auf gänzliche Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und auf die Auslieferung aller Festungen und Kanonen. Das empörte den Landgrafen. Für solche Gefahr wollte er doch lieber die andere auf sich nehmen, den Kaiser in Waffen zu erwarten. Er ritt von Leipzig weg, in tiefen Gedanken. Mit ihm ritt einer von Morizens Räthen. — Wenn er nur wüßte, daß ihn der Kaiser frei wieder heimziehen, und ihm wenigstens eine Festung lassen wollte, äußerte er unruhig auf dem Wege, so wolle er sich doch noch ergeben. Auf dies Wort kehrte der Edelmann schnell zu Moriß zurück, und die Unterhandlungen wurden aufs neue ausgesponnen. Karl ließ sich endlich dahin verlauten, daß er ihm sein Land nicht nehmen, ihm auch nicht ewiges Gefängniß geben wolle, wenn er persönlich zu ihm käme, sich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und gewisse Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen wolle. Als der Landgraf diese Bedingungen gesehen hatte, entschloß er sich nach Halle zu reisen. Moriz und der Kurfürst von Brandenburg hatten entweder den Kaiser nicht recht verstanden, oder ihn nicht genau genug befragt, oder er hat sie vorsetzlich

hintergangen: genug sie fürchteten gar nichts für Philipps Freiheit, und dieser ging auch in der sichern Ueberzeugung hin, daß es dem Kaiser eigentlich nur um die kurze Demüthigung der Abbitte zu thun sey. Darin bestärkte ihn das Versprechen beider Vermittler, welches sie mit ihrem Ehrenworte besiegelten: sich selber seinem Sohne in gefänglicher Haft zu stellen, wenn der Kaiser ihn nicht wieder frei von sich ließe.

So kam er am 18 Jun. in Halle an. Moriz und der Kurfürst von Brandenburg bewirtheten ihn am Abend auf das freundschaftlichste, und heiterten sein Gemüth auf. Am folgenden Tage erschien Granvella mit der Originalcapitulation, in welcher der Landgraf mit Befremden noch den Zusatz bemerkte, daß die Deutung aller dieser Artikel einzig vom Kaiser abhangen solle. Der Minister meinte aber, das sey nur in der Abschrift, die er nach Leipzig bekommmen habe, zufällig vom Schreiber ausgelassen worden. Mit Kopfschütteln unterschrieb nun Philipp das Blatt, da alle Umstehenden in ihn drangen, und hierauf ging die Audienz vor sich. In einem großen Saale *) saß der Kaiser auf einem Throne; und rings um ihn standen viele deutsche, spanische und italiänische Fürsten und Edelleute, unter diesen auch der Herzog Heinrich der jüngere von

*) In der sogenannten Residenz zu Halle.

Braunschweig *), welchen der Landgraf hatte frei geben müssen, und der sich nun recht darauf freute, dieses seines ehemaligen Ueberwinders Demüthigung mit anzusehen. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Landgraf, geführt von Moriz und Joachim, und begleitet von seinem Kanzler, trat herein. Er glaubte vor Scham und Unmuth zu vergehen, als er die Augen einer so zahlreichen Versammlung auf sich gerichtet sah. Mit niedergeschlagenen Blicken kniete er am Fuße des Throns nieder, und sein Kanzler, der hinter ihm kniete, las die Abbitte in seinem Namen ab. Es hieß darin, daß ihm sein Vergehen von Herzen leid sey, daß er sich ihm willig zu Gnade und Ungnade ergebe, und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen bitte, der Kaiser wolle ihm das Vergangene allergnädigst verzeihen; daß er bereit sey, den Kaiser als seinen einigen, rechten, von Gott geordneten Oberherrn zu ehren, und ihm in alle Wege gehorsam zu sein, u. s. w. Die Beschämung, die den Landgrafen in dieser demüthigenden Lage ergriff, machte ihn unbesonnen. Er erzwang vor den Augen der versammelten Fürsten ein hämisches Lächeln, welches den Kaiser so zornig machte, daß er den Finger aufhob, und ihm in seiner holländischen

*) Luthers Hans Worst.

Mundart zurief: „Wol, ick soll *) di lachen lehren.“

Als der Kanzler fertig war, las des Kaisers Kanzler, D. Seld, zur Antwort ein anderes Schreiben vor, das in den kränkendsten Ausdrükken abgefaßt war. Obgleich der Landgraf, hieß es darin, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient hätte, so wolle dennoch der Kaiser aus angeborner Milde, und in Betracht einiger für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen lassen, die Achtserklärung aufheben, und ihm die Lebensstrafe, die er für seine Rebellion wohl verdient hätte, erlassen, u. s. w. Hierauf las der kniende Kanzler noch eine kurze Danksagung her, und nun erwartete der Landgraf des Kaisers Wink, um aufzustehen, und ihm nach der Sitte die Hand zu reichen, aber der Kaiser sah noch immer zornig aus. So stand er denn von selber auf, näherte sich aber nicht, sondern ging mit seinen beiden Freunden ab. Mit diesen aß er zu Abend bei dem Herzog von Alba, und hier stand ihm noch das Schrecklichste bevor. Als er nemlich von der Tafel aufstehen wollte, bat sichs Alba aus, daß er die Nacht bei ihm bliebe, denn er sei sein Gefangener. Der Landgraf sah Morizen und Joachim an, und diese waren nicht minder bestürzt. Sie baten ihn indes-

*) Gut, ich werde rc.

dessen, sich nur für jetzt zu beruhigen, und versprachen, morgen mit dem Kaiser zu sprechen. Das thaten sie; aber Karl stellte sich ganz fremd, als sie ihm sagten, sie hätten dem Landgrafen ihre eigene Freiheit dafür verbürgt, daß er frei zurückkehren werde, und leugnete, daß ganz und gar nicht von einigem Gefängniß die Rede gewesen sein sollte. Wirklich war die Verhandlung meist durch Granvella's Hände gegangen, der gar kein Deutsch verstand, und so war ein zufälliges Misverständniß eben so möglich, als ein absichtliches leicht gewesen. Als die beiden Kurfürsten einige Tage nachher nochmals ihr Fürwort für ihren Klienten einzulegen kamen, fuhr sie der Kaiser hart an, und drohte, den Gefangenen gar nach Spanien transportiren zu lassen, wenn noch einmal von seiner Befreiung geredet werden würde. Der arme Landgraf! So hatte er also doch kein besseres Schicksal als sein Bundesbruder, nur daß sein Land doch seinen Söhnen blieb. Nach der Capitulation wurden nun alle hessischen Festungen bis auf Kassel und Ziegenhain geschleift, und alles darin befindliche Geschütz dem Kaiser ausgeliefert. Auch mußten die Stände 150,000 Goldgulden Strafe bezahlen.

Wohin von nun an der Kaiser zog, mußten die beiden Gefangenen ihn nun begleiten. So sehr uns auch ihr Schicksal rühren mag, so können wir doch den Mann nicht tadeln, den nur

die Sorge für seine eigene Würde und Sicherheit zu solcher Härte nöthigte.

---

54.

## Der Reichstag zu Augsburg.

(1546.)

Zu denen, die gegen Karl V. am meisten aufgebracht waren, gehörte der Papst Paul III. Er hatte jenen so kräftig unterstützt, und erfuhr nicht nur keinen Dank dafür, sondern er sah auch, daß Karl ihn hintergangen, und bei allen seinen Siegen durchaus nicht auf ihn und auf die katholische Religion Rücksicht genommen hatte. Da sich nun der Kaiser auch des Conciliums so eifrig annahm, so war sehr zu fürchten, daß er sich vielleicht bei mehrerer Muße selbst sehr kräftig hinein mischen werde, wodurch denn freilich dem Papste sein Einfluß auf dasselbe sehr hätte geschmälert werden können. Es war ja ohnehin nie des Papstes Ernst gewesen, etwas wesentliches von der jetzt bestehenden Einrichtung der Kirche durch dies Concilium abzustellen. Daher gingen die Verhandlungen auf demselben so langsam, und betrafen solche Kleinigkeiten, daß den Herren, die sich damit beschäftigen mußten,

selbst die Zeit dabei lang ward. Der Kaiser merkte das recht gut, und ärgerte sich nicht wenig darüber; ja als noch im Jahre 1546 der päpstliche Legat in Trient Anstalt machte, das Concilium gar aufzuheben, drohte ihm Karl, ihn in die Etsch werfen zu lassen, wenn das geschähe.

Als indessen im folgenden Jahre 1547 der Kaiser so weit weg in Sachsen zu thun hatte, setzte der Papst doch seine Absicht in so weit durch, daß er das Concil von Trient nach Bologna verlegte, wozu ihm eine unbedeutende Epidemie, die in Trient ausgebrochen seyn sollte, den Vorwand hergeben mußte. Der Kaiser gerieth über die Nachricht so in Hitze, daß er seine Mütze auf die Erde warf. Eine Reihe von Kränkungen war auch für den Papst die Folge dieses Schrittes, und nur der Tod machte seinem mannigfaltigen Kummer ein Ende. (1549, 10. Nov.)

Karl hatte sich von Halle nach Bamberg begeben, und daselbst einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich jede kleinere Maaßregel, welche Karl nun traf, um seine Macht in Deutschland fest zu gründen, ausführlich angeben wollte. Nur das will ich bemerken, daß er der Protestanten geflissentlich schonte, und noch immer bemüht war, eine einstweilige Vereinigung der Meinungen bis zum Schlusse eines allgemeinen Con-

cils zu Stande zu bringen. Dies sollte das Hauptgeschäft des neuen Reichstags seyn. Es wurden dazu zwei sehr gemäßigte katholische Geistliche und ein lutherischer ausgesucht. Dieser letztere verdarb den ganzen Handel, weil er der Eitelkeit nicht widerstehen konnte, der Mann genannt zu werden, der ein so wichtiges Geschäft glücklich beendigt habe. Es war der berlinische Hofprediger Johann Agricola. Seine ganze Geschicklichkeit bestand darin, den beiden Katholischen beinah ihr ganzes Papstthum, nur unter gelindern Formen und Namen, zu bewilligen, und so entstand ein Büchlein, mit dem weder Lutheraner noch Papisten zufrieden seyn konnten. Der Kurfürst Joachim II von Brandenburg, der ein eben so schlechter Theolog als Feldherr war, und sich bei dieser Gelegenheit von seinem Beichtvater leiten ließ, war der einzige, dem das Machwerk gefiel; auch empfahl er es dem Kaiser sehr, und dieser drang es nun den Ständen als die gemeinschaftliche Glaubensnorm ad interim auf (15. März 1548). Allen übrigen unerwartet und zur Verwunderung trat sogleich der neue Kurfürst von Mainz auf, und bedankte sich im Namen der ganzen Fürstenversammlung für dies Denkmal kaiserlicher Gnade. Der Kaiser nahm diesen Dank mit einer solchen Zufriedenheit auf, daß es nicht gleich jemand anders wagte, dem vorschnellen Kurfürsten zu widersprechen. Aber

bald darauf legten fast alle protestantischen Stände, und besonders der neue Kurfürst Moriz, förmliche Protestationen gegen dies sogenannte Interim ein. Nur die Furcht vor dem Kaiser, der seinen Unwillen sehr deutlich merken ließ, hielt sie von stärkern Ausbrüchen ihrer Unzufriedenheit ab. An den meisten Orten wurde das Interim nur zum Schein angenommen, und man lehrte und dachte wie zuvor. Nur in Augsburg und Ulm ward die katholische Liturgie wieder eingeführt, und der Magistrat abgesetzt, der sich dagegen sträubte. Des Kaisers Gegenwart und die spanische Einquartierung schlugen hier alle Einwendungen des Gewissens nieder.

Ich übergehe die übrigen merkwürdigen Verhandlungen dieses Reichstags, und füge nur noch hinzu, daß während desselben auch die feierliche Belehnung Morizens mit dem Kurfürstenthum Sachsen vollzogen wurde. Die Ceremonie geschah auf öffentlichem Markte zu Augsburg, und man hatte so wenig Schonung für den abgesetzten Kurfürsten, daß man sie fast unter seinem Fenster veranstaltete. Ein neuer Versuch Morizens und Joachims II., den Landgrafen loszubitten, blieb wiederum ohne Erfolg; ja als die beiden Fürsten dem Kaiser vorstellten, es bleibe ihnen nun nichts übrig, als sich auf ihre Verschreibung nach Kassel zu begeben, und sich zum Gefängniß zu stellen, ließ Karl sogleich dem Landgra-

sen die empfangene Verschreibung abfordern, der ihn aber mit dieser Forderung an seine Stände verwies.

---

## 55.

## Abermaliger Reichstag in Augsburg.

(1550.)

Es scheint, als habe Karl, nachdem er das Schwert aus der Hand gelegt, nun erst wieder in Ruhe abwarten wollen, was die Protestanten weiter beginnen würden; denn nach geendigtem Reichstage (1548) verließ er Deutschland nach seiner Gewohnheit wieder, und brachte fast zwei Jahre in den Niederlanden zu. Hier stellte er den Ständen seinen Sohn Philipp zuerst vor, und ließ sie demselben als seinem künftigen Nachfolger mit großer Pracht huldigen. Schon damals zeigten sich in diesem jungen Prinzen alle Eigenschaften eines finstern Tyrannen, und gar zu gern hätte Karl sein angefangenes Werk in Deutschland diesem Sohne zur Fortsetzung übergeben, wenn ihm nicht sein Bruder Ferdinand im Wege gestanden hätte. Die Sache lag ihm indessen so sehr am Herzen, daß er sie nicht eher aufgeben wollte, als bis er wenigstens einen Versuch gemacht hätte, dies Hinderniß wegzuräumen.

Während seiner Abwesenheit ging es in Deutschland sehr tumultuarisch her. Ueberall erweckte das Interim lebhaften Widerspruch; aus den Druckereien ergoß sich eine Fluth von Streitschriften gegen die Religionsverfälscher. Die Prediger schimpften von den Kanzeln auf dieselben, und an vielen Orten wurden diejenigen, welche des Kaisers Partei nahmen, zum Thor hinaus gejagt. Mit der größten Feinheit suchte Moriz seine lärmenden Theologen zu befriedigen, ohne den Kaiser offenbar zu beleidigen; im Herzen aber war er doch mit allen übrigen Protestanten der Meinung, daß es bei diesem Interim nicht bleiben könne noch dürfe. Alles war zu einem zweiten Kriege reif, nur daß sich noch kein Anführer finden wollte: jedermann aber glaubte, daß wenn noch etwas für die Freiheit des Reichs geschehen solle, es allein durch Moriz vollführt werden könne.

In dieser Stimmung befand sich das deutsche Volk, als Karl von den Niederlanden aus einen neuen Reichstag nach Augsburg ausschrieb. Dieses währte vom Julius bis in den Februar des folgenden Jahres. Karl fühlte sich sehr verlegen, wie er dem allgemeinen Geschrei abhelfen sollte, denn verderben wollte ers gerade jetzt am wenigsten mit den Deutschen, da er seinen Sohn mit nach Augsburg gebracht hatte, um ihn den Fürsten zu empfehlen. Nur gegen einige Städte

durfte er um seines Ansehns willen nicht gelinde verfahren, die seinen Befehlen öffentlich Hohn gesprochen, und das Interim mit Verachtung von sich gewiesen hatten. Unter diesen war die vornehmste Magdeburg, damals eine freie Reichsstadt von großem Umfange und Reichthum, und mit trefflichen Festungswerken versehen. Karl erklärte sie in die Acht, und trug Morizen auf, diese Acht zu vollziehen. Der junge Held machte sich noch während des Reichstags (Nov. 1550) auf den Weg, und umlagerte die Stadt mit großen Kriegesschaaren, brachte aber ein ganzes Jahr zu, ehe er sie zur Uebergabe brachte.

Karl betrieb unterdessen viel geheime Unterhandlungen mit seinem Bruder Ferdinand, ob er ihn vielleicht überreden könnte, auf das Kaiserthum für sich und seine Familie Verzicht zu thun. Allein man kann wohl denken, wie eine solche Zumuthung werde aufgenommen worden seyn. Da auch ohnedies der stolze zurückhaltende, einsylbige Philipp, mit aller seiner spanischen Würde und seiner Pracht, einen sehr widerlichen Eindruck auf die offenen, zutraulichen Deutschen gemacht hatte, so gab Karl zuletzt die Hoffnung auf, seinen Plan durchzusetzen, und schickte ihn wieder nach Spanien zurück.

Er selber verfügte sich von Augsburg nach Inspruck. Nachdem nämlich der neue Papst Julius III. gezwungen worden war, das schon

mehrmals aufgehobene und wieder angefangene, bald hier bald dort hin verlegte Concilium aufs neue wieder nach Trient auszuschreiben, wollte er selber in der Nähe desselben seyn, um die geistlichen Herren eben durch diese Nähe beständig in Athem zu erhalten. Zugleich befand er sich jetzt körperlich sehr übel, und sehnte sich nach Ruhe. Eine große Geldnoth machte es ihm überdies unmöglich, jetzt in der Mitte von Deutschland eine große Macht um sich her zu erhalten; daher wählte er diese entlegene Festung zu seiner Zuflucht, die ihm Sicherheit gewährte, Aufwand ersparte, und ihm gleichsam zur Warte diente. Aber wie sorgsam er auch von derselben herabspähen mochte, doch entging ihm der Feind, dem es aufbehalten war, die deutsche Freiheit am spanischen Despotismus siegreich zu rächen.

---

## 56.

## Morizens Anschläge.

Noch immer war der Landgraf von Hessen Karls Gefangener; ja da er einmal in den Niederlanden zu entspringen gesucht hatte, ward er fast so hart wie ein gemeiner Verbrecher gehalten. Sein Gefängniß war ein noch nicht zehn

Fuß langes Kämmerlein in der Citadelle von Mecheln, dessen Fenster man sogar vernagelt hatte. Auch der abgesetzte Kurfürst von Sachsen war noch nicht frei, doch ward er besser gehalten, folgte überall dem Kaiser nach, und befand sich also jetzt zu Inspruck. Moriz machte noch einige Versuche, seinen Schwiegervater zu befreien, aber der Kaiser blieb unerbittlich.

Ganz Deutschland nahm an dem Unglück der beiden Fürsten Theil, und zürnte dem harten Kaiser. Am tiefsten kränkte des Landgrafen lange Schmach den lebhaften Moriz, der seine Ehre und seine Freiheit für die seinige verpfändet hatte. Er hatte bekanntlich bei der deutschen Nation einen häßlichen Flecken abzuwaschen: eine That, wie die Befreiung des Landgrafen, würde seinen Ruhm wieder hergestellt, und sein eignes Gewissen beruhigt haben. Aber das war es nicht alles; sein heller Blick drang noch viel weiter. Er durchschaute die Plane des despotischen Kaisers, er sah mit innerm Unwillen das unablässige Streben des Hauses Oesterreich, sich alle Fürsten unterthänig zu machen; und als warmen Freund des lutherischen Glaubens mußte es ihn sehr unruhig machen, die Partei der Lutherischen in so augenscheinlicher Gefahr der Unterdrückung zu sehen. Wer konnte wissen, was der schlaue Kaiser noch im Sinne habe, oder was er wagen könne, wenn er erst wieder

frische Kräfte gesammelt haben würde? Auf jeden Fall war wenigstens ein Religionsfriede, wie ihn die Protestanten wünschten, in Güte nicht von ihm zu hoffen. Wie also, wenn man Gewalt — —?

Gewalt gegen den Kaiser? Warum nicht, wenn er selbst sich so tyrannische Gewalt gegen die ersten Fürsten des Reichs anmaßen konnte? Und war denn ein anderer Weg übrig? Gefahr konnte dabei nicht seyn, denn einen so abgeschmackten Krieg, wie der schmalkaldische, würde wohl ein Moriz nicht führen. Wenn nur die Zurüstungen so geheim geschehen könnten, daß der Kaiser nicht zu früh entwischte.

Dazu kam dem jungen Fürsten der Auftrag, Magdeburg zu belagern, sehr gelegen, oder vielmehr er hatte selbst deshalb um ihn nachgesucht. Er brachte dazu eine hinreichende Anzahl Truppen auf die Beine, der Kaiser selber bewilligte aus der Reichskasse die Besoldung derselben, und Moriz hatte Gelegenheit, seine Freunde dabei an sich zu ziehen. Zu diesen gehörte der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und der ehemals wirtembergische Oberste Hans von Heydeck, ein trefflicher Krieger. Jenen sandte er insgeheim an den jungen König von Frankreich, Heinrich II., Franzens Sohn, um sich der Hülfe desselben zu versichern; diesen brauchte er als Unterhändler und Vertrauten bei der Be-

lagerung von Magdeburg. Mit der letztern war es ihm natürlich kein großer Ernst, darum zog er sie absichtlich in die Länge, und schrieb zuletzt so billige Bedingungen vor, daß alle Welt darüber erstaunte. Bei dem Kaiser tilgte er allen Argwohn dadurch, daß er ihm schrieb, er werde nächstens selber nach Insprucк kommen, und sich daselbst zu seiner vollkommensten Befriedigung rechtfertigen.

Es fehlte aber bei allem dem nicht an aufmerksamen Beobachtern, die aus Morizens Betragen allerlei Verdacht schöpften. Ganz besonders fiel es auf, daß Moriz nach aufgehobener Belagerung (Nov. 1551) die Truppen nicht entließ, sondern sie in Thüringen zusammenbehielt, wo sie allerlei Ausschweifungen begingen, und sich sogar an der Stadt Erfurt vergriffen. Diese Dinge machten selbst die in Trient befindlichen Kurfürsten so besorgt, daß sie gleich das Concilium verlassen wollten, um nach der Gefahr zu sehen, die ihren Gütern drohe. Aber der Kaiser, der schon wieder einen Brief von Moriz erhalten hatte, schrieb ihnen selber, sie möchten sich doch nicht durch jedes flüchtige Gerücht in Furcht setzen lassen! jene Unordnungen seyen bloß daher entstanden, daß Moriz die Truppen nicht habe entlassen können, weil er ihnen den Sold noch schuldig geblieben sey. Jetzt aber habe er, der Kaiser, ihm eine Summe aus der Reichskasse

anweisen lassen, und nun werde auch Moriz die Soldaten sogleich abdanken. Auf verschiedene directe Warnungen vor Moriz und Albrecht erwiederte er gerade heraus: er habe beiden Fürsten so wenig Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, ja beide so sehr mit Güte überhäuft, daß er gar nicht wüßte, wie sie dazu kommen könnten, so undankbar gegen ihn zu handeln.

Moriz brauchte die ausgesuchtesten Verstellungskünste, um den Kaiser in seiner Verdachtlosigkeit zu erhalten. Er that als ob ihm das trientische Concilium recht sehr am Herzen liege, und als ob ihm vor der Mishandlung seiner Theologen bange sey. Daher suchte er beim Kaiser ein recht vollkommen sicheres Geleit für sie nach, und betrieb diese Angelegenheit zum Schein mit einem recht brennenden Eifer. Alsdann stellte er sich, als sei er schon mit den Zurüstungen zu einer Reise nach Insbruck beschäftigt, ja er miethete schon eine Wohnung daselbst, und ließ die Zimmer für sich gehörig einrichten. Noch mehr, er trat seine Reise selbst zum Scheine mit einigen seiner Räthe an, stellte sich aber nach einigen Tagen krank, und schickte seine Begleiter voraus, um dem Kaiser den Unfall zu berichten. Als aber dennoch einige besser unterrichtete Späher den Kaiser vor seinen Tücken warnen wollten, antwortete dieser: er könne sich unmöglich solcher Arglist versehen, denn Moriz sei ja von deut-

schem Stamm und Geblüt, und wenn dieser ihn täusche, so müsse gar keine Treue und kein Glaube mehr in der Welt zu finden seyn. Was Karl hier deutsche Treue nannte, war dem jüngern Granvella deutsche Dummheit. Der kluge Mann ließ sich verlauten, es sei unmöglich, daß ein plumper versoffener Deutscher einen Plan entwerfen und lange geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchschauen sollte.

---

## 56.

## Karl V. überfallen.

(1552, Mai.)

Im März zog Moriz seine Truppen rasch zusammen, und rückte damit in Franken vor. Hier stießen hessische Völker mit ihnen zusammen, und bald darauf vereinigte sich auch sein Freund Albrecht mit ihm bei Rothenburg ob der Tauber. Während sie mit schnellen Schritten nach Oberdeutschland zogen, sandten sie durch das ganze Reich Manifeste aus, worin sie ihr kühnes Unternehmen zu rechtfertigen suchten. Und in der That waren die Beschwerden nicht gering, die darin gegen den Kaiser geführt wurden. Es

ward ihm seine arglistige Politik vorgeworfen, seine Wortbrüchigkeit gegen die Fürsten, denen er des Landgrafen Befreiung fest versprochen habe; seine Unzugänglichkeit und seine fremde Umgebung, um welcher willen man erst fremde Sprachen lernen müsse, um ein Anliegen an ihn zu bringen; seine widerrechtlichen Eingriffe in die deutsche Staatsverfassung, und sein Bestreben, einen Fürsten nach dem andern unter das Joch zu bringen. Er habe, hieß es, die Reichssiegel auswärtigen Personen anvertraut, die weder mit der Sprache, noch mit dem Rechte der Deutschen bekannt wären; auch gegen seinen Schwur fremde Truppen in das Land geführt, die die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kinder geschändet, ja wider alle Natur gemisbraucht hätten; er habe die Entscheidung der Streitsachen sehr schwierig und kostbar gemacht, die Stände mit überhäuften und theuern Reichstagen geplagt, unerhörte Strafgelder ausgeschrieben, viele Festungen abgebrochen, und fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt. Er habe ferner das Kammergericht bloß mit katholischen Richtern besetzt, und viele Personen aus den kaiserlichen Erblanden unter die deutschen Fürsten und Stände eingeschoben, um durch dieselben eine Mehrheit der Stimmen auf den Reichstagen zu erhalten rc. rc. Lauter Klagen, die wahrlich diejenigen rechtfertigen konnten,

welche es unternähmen, solchen Anmaßungen ein Ziel zu setzen.

Zu Anfang des April war Moriz schon in Augsburg, und stellte hier, wie überall, die lutherische Religion und die vom Kaiser abgesetzten Prediger und Magistratspersonen wieder her. Von da ging er nach Ulm. Sein Freund Albrecht von Brandenburg gab ihm auf diesen Zügen viel Anlaß zur Unzufriedenheit, indem er überall nur plünderte und sengte, und dem ganzen Unternehmen dadurch einen bösen Leumund zuzog. Moriz trennte sich daher von ihm, ließ ihn in Schwaben als Mordbrenner und Räuber schalten; und rückte mit seinem eigenen Heere allein vor.

Man kann denken, daß jetzt der Kaiser nicht mehr sorglos blieb. Aber woher sollte er eine Kriegsmacht nehmen? Seine Truppen hatte er theils nach Ungarn, theils nach Italien entlassen, und an Gelde fehlte es ihm gänzlich. Genua und Venedig wollten ihm keinen Kredit mehr geben, ob er ihnen gleich ungeheure Zinsen bot. In solcher Verlegenheit war er noch nie gewesen. Mit Moriz zugleich war Heinrich II. von Frankreich, nach der Verabredung, in Lothringen (das damals noch zum deutschen Reiche gehörte) eingebrochen, und hatte die drei trefflichen Festungen, Metz, Toul und Verdün, weggenommen. Dieser Streich drohte Karls Ruhm und

alle

alle Früchte seiner bisherigen Staatskunst auf einmal zu vernichten.

In der Angst griff er zu seinem gewöhnlichen Kunstgriff, zum Unterhandeln. Doch wollte er nicht den Schein haben, als sei er selbst von einer andern Empfindung, als vom Zorn, durchdrungen; daher mußte sein Bruder Ferdinand das Ausgleichungsgeschäft mit Moriz gleichsam als freiwilliger Vermittler übernehmen. Dieser lud Morizen zu einem friedlichen Gespräche nach Linz ein. Moriz erschien, und trug seine Forderungen vor. Sie waren von der Art, daß Ferdinand sich unmöglich für sich allein darauf einlassen konnte. Er versprach aber, seines Bruders Entschließung darüber einzuholen. So ward eine neue Zusammenkunft zu Passau auf den 26. Mai verabredet, zu welcher auch viele andere Reichsfürsten eingeladen wurden. Man schied von Linz, Ferdinand ging nach Inspruck, Moriz nach Schwaben zu seinem Heere. Hier kam er den 8. Mai an. Noch achtzehn Tage waren es bis zu der versprochenen Zusammenkunft. Diese zu benutzen, rieth ihm sein glücklicher Genius. Er wollte auf Inspruck los, während der Kaiser ihn unthätig rastend glaubte. Gelang es ihm, denselben zu überfallen und in seine Hände zu bekommen, so war der Gewinn unermeßlich, und alle Bedingungen des Friedens, ja die ganze Ver-

fassung des Reichs hingen dann von Moriz ab, und waren schnell entschieden.

Gedacht, gethan. Mit den schnellsten Märschen näherte sich Moriz dem Tyroler Gebiet, und drang bei Fiessen in dasselbe ein (18. May). Von hier gings auf die Ehrenberger Klause los, die mit kaiserlichen Kriegern besetzt war. Ein Schäfer zeigte einen geheimen Pfad, durch welchen der Felsen in der Nacht erstiegen ward, ehe die Besatzung etwas von des Feindes Ankunft gewahr worden war; ein gewaltsamer Sturm eröffnete ihm die Pforten, und die Kaiserlichen ergaben sich. Jetzt stand Moriz nur noch zwei Tagemärsche von Inspruck; und gewiß wäre er seinem Gerüchte noch zuvor geeilt, hätte nicht das Regiment Reisenberg, welches mit Gewalt das Geschenk verlangte, das nach alter Sitte dem Sturmlaufenden gereicht werden mußte, eine böse Meuterei angefangen, deren Beilegung Morizen einen ganzen Tag aufhielt. Als er nun wirklich in Inspruck ankam, fand er den Kaiser nicht mehr, er war die Nacht vorher im schrecklichsten Regenwetter Hals über Kopf nach Trient entflohen. Sein ganzer Hofstaat, sein Bruder und der gefangene Johann Friedrich waren in größter Verwirrung mitgezogen, der Kaiser wegen seiner Krankheit in einer Sänfte, die übrigen zu Pferde, mehrere sogar in der Eil zu Fuße. Bediente mit Fackeln hatten ihnen durch die

engen Pässe in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten müssen. In Trient stäubte sogleich vor Schrecken das ganze Concilium aus einander; auch Karl blieb nur wenige Stunden dort, und entfloh alsbald weiter auf ungebahnten, rauhen Wegen nach dem Flecken Villach in Kärnthen. Moriz nahm sogleich dessen in Inspruck zurückgelassene Güter und Kostbarkeiten in Beschlag, und vertheilte die reiche Beute, welche sich im Schlosse vorfand, unter seine Soldaten. Nur von Ferdinands Sachen rührte er nichts an. Er ließ auch sogleich den Flüchtlingen nachsetzen, ob er sie noch vielleicht erwischen möchte, aber sie hatten schon einen zu großen Vorsprung gewonnen. So gab er denn diese Hoffnung auf, und ritt gemächlich von Inspruck nach Passau zur Fürstenversammlung. — —

Da saß nun der gewaltige Monarch, der vor fünf Jahren einen Kurfürsten von Sachsen absetzte, und schon enthaupten lassen wollte, von einem Kurfürsten von Sachsen in den innersten Schlupfwinkel eines entlegenen Gebirgslandes gescheucht, beinahe selbst gefangen, und in banger Ungewißheit, welches sein Schicksal seyn werde. Welche Verschiedenheit zwischen dieser Scene in Villach, wo der podagrische Kaiser in einem Krankenstuhle von Furcht und Unmuth bewegt ward, und jener, wo er zu Halle auf dem Throne den knienden Landgrafen empfing, oder jener

früheren auf dem Schlachtfelde in der Lochauer Heide, als der blutende Kurfürst vor ihn geführt ward. Jetzt fühlte er wohl, daß es sich nicht mehr gezieme, den Letztern gefangen mit sich herum zu schleppen; er ließ ihm daher die Freiheit ankündigen, ohne daß doch derselbe, wie Karl vielleicht dunkel hoffte, von derselben jetzt gegen seinen Feind Gebrauch machen konnte.

---

## 58.

## Der Passauer Vertrag.

(1552.)

In Passau fand Moriz eine glänzende Versammlung. Mehrere Fürsten waren in Person erschienen, die meisten hatten Gesandte geschickt. Jedermann sah mit Bewunderung und geheimer Freude den jungen Helden, der mit einem einzigen klugen und entschlossenen Streich alles wieder gut gemacht hatte, was durch jahrelanges Zögern und verkehrtes Handeln von den vorigen Häuptern der Protestanten schlimm gemacht worden war. Jetzt sollte er Ferdinanden, der mit Aufträgen aus Villach angekommen war, die Bedingungen kund thun, unter welchen er seine

Armee aus einander gehen lassen wolle. Er forderte Befreiung seines Schwiegervaters, beständigen Religionsfrieden, und Abstellung aller der Beschwerden, deren das oben angeführte Manifest erwähne. Der stolze Karl, dem es unerträglich war, sich etwas mit Gewalt abdingen zu lassen, wich noch immer aus, verlangte einen Waffenstillstand und einen Reichstag, auf dem diese Dinge alle überlegt werden sollten. Aber Moriz ließ sich von diesen ihm wohlbekannten Trugkünsten nicht blenden: er brach sogleich auf, ging zu seinem Heere ab, und rückte vor Frankfurt, dessen Besitz ihm, wegen der Communication mit Frankreich wichtig war. Erschrocken reisete nun auch Ferdinand nach Villach, um von seinem Bruder neue Verhaltungsbefehle zu holen. Der bedrängte Kaiser konnte solchem Ernst nicht widerstehen; und durchaus entblößt von allen Hülfsmitteln, mußte er nur auf schnellen Frieden bedacht sein, um dem heillosen Einfall der Franzosen in Lothringen zu steuern, der ihn um den schönsten Theil seiner Ländereien zu bringen drohte. So gab er dann nach, und Ferdinand kehrte mit neuen Vollmachten nach Passau zurück (13. Jul.) Von da sandte er den böhmischen Kanzler von Plauen in das Lager bei Frankfurt, um Morizen die neue Entschließung des Kaisers zu wissen zu thun. Die Schrift, worin dieselbe umständlich enthalten war, war zwar so abgefaßt,

daß mancher Artikel auf argen Schrauben stand; da indessen Morizens Forderungen doch der Hauptsache nach bewilligt waren, so stand dieser keinen Augenblick an, den Vergleich abzuschließen, denn er wußte wohl, welch ein mißliches Ding es sei, auf Alliirte rechnen zu müssen. Der Markgraf Albrecht gab ihm schon ein warnendes Beispiel, und der junge Prinz von Hessen wollte auch weiter nichts, als seinen Vater befreit sehen, und dann die Waffen niederlegen. So kehrte denn Moriz nach Passau zurück, und der Friede ward am 31. Jul. unterzeichnet. Nach demselben erhielt der Landgraf Philipp seine Freiheit, mußte aber geloben, die hallische Capitulation zu halten, und seine Gefangenschaft nicht zu rächen. Die Religionsspaltung sollte auf dem nächsten Reichstage beigelegt werden; das Kammergericht sollte beiden Religionsverwandten mit gleicher Gerechtigkeit dienen, auch sollten die Richter aus beiden Parteien gewählt werden können; der kaiserliche Hofrath sollte mit Deutschen besetzt werden; allen in den Aufstand gegen Karln verflochtenen Personen sollte verziehen, und denen, die wegen des schmalkaldischen Bundes geächtet worden, die Acht erlassen seyn. Moriz entließ dagegen alle fremde Truppen, und mit seinen eigenen zog er nach Ungarn, Ferdinanden beizustehen.

So patriotisch handelte sein unwürdiger Freund Albrecht von Brandenburg nicht. Dieser

spielte noch immer fort den Räuber und Friedensstörer im Reiche, und plünderte die Rheingegenden und die Bisthümer Bamberg und Würzburg mit wahrhaft französischer Raubsucht aus. Der Kaiser war boshaft genug, ihm nicht zu wehren, damit vielleicht ein innerer Krieg sich gegen ihn entspinne, in welchem dann etwa Morizen beizukommen wäre. Und wirklich brachten diese Händel auch einen Krieg hervor.

---

59.

## Karl V. vor Metz.

(Nov. 1552.)

Karls sehnlichstes Verlangen war jetzt, nachdem er wieder Luft bekommen hatte, die Franzosen seine Rache fühlen zu lassen, und vor allen Dingen sie aus Lothringen zu vertreiben. Ja, so schwach und krank er auch war, so setzte er sichs doch vor, persönlich zu Felde zu ziehen, gleich als wollte er seinen gesunkenen Ruhm mit Gewalt wieder herstellen. Er reisete daher nach den Niederlanden, und betrieb die Rüstungen mit Eifer; denn noch in diesem Jahre sollte der Streit entschieden seyn. Aber die beste Zeit des Jahres war schon vorüber, als er mit dem Heere vor

Metz ankam. Diese Stadt galt damals nicht nur für eine der stärksten Festungen, sondern war auch gerade jetzt von den Franzosen mit allen nöthigen Vorräthen so wohl versehen worden, und hatte an dem Herzog von Guise einen so geschickten Vertheidiger, daß Karl lange Zeit vergeblich seine Kräfte gegen sie aufbot. Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit schwur er jedoch, er wolle entweder die Stadt erobern, oder vor ihr sterben. Seine Truppen beeiferten sich, so sehr sie konnten, seinen Willen zu erfüllen; er selber ließ sich überall in der Sänfte umhertragen, um die aufgeworfenen Werke in Augenschein zu nehmen, und die Arbeiter aufzumuntern; aber der Winter übereilte ihn, und die Felder waren schon mit Schnee bedeckt, als seine Krieger noch unter den leinenen Dächern kampirten, wo Krankheiten aller Art täglich Hunderte wegrafften. „Ich sehe wohl, rief der Kaiser aus, Fortuna ist ein Weib wie alle Weiber; nur jungen Männern ist sie hold, und den Alternden kehrt sie den Rücken." Nur die dringendsten Vorstellungen seiner Officiere und der rührende Anblick so vieler hundert Kranken, die bleich und verklammt auf dem eisigen Boden lagen, konnte ihn bewegen, am zweiten Weihnachtstage die Belagerung aufzuheben, und nach Hause zu gehen. Ein Ausfall der Franzosen brachte das Heer bei seinem Rückzuge so in Un-

ordnung, daß man alle Kranke im Stich lassen mußte. Diese Gelegenheit versäumte der Herzog von Guise nicht, den Ruhm seiner Tapferkeit noch durch den Schimmer der Humanität zu erhöhen. Er ließ die sämmtlichen Kranken in sein Lazareth bringen und sie mit größter Sorgfalt verpflegen, und sandte die Hergestellten mit einem Geschenk an Gelde in ihre Heimath zurück. — Karl, verdrüßlich und krank, brachte den Winter in Brüssel zu, und machte Plane zur Fortsetzung des Krieges für das folgende Jahr.

---

## 60.

## Morizens Tod.

(1553, 11. Jul.)

Deutschland würde jetzt der vollkommensten Ruhe genossen haben, wenn der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach hätte bewogen werden können, die Waffen niederzulegen. Da er aber sein Räuberhandwerk mit solcher Keckheit fortsetzte, die geistlichen Bisthümer und viele Städte fürchterlich brandschatzte, ja Kirchendächer abdeckte und die Kirchen selber plünderte, und dies Wesen nun schon ins zweite Jahr so ungestraft trieb, so ward ganz Deutschland da-

durch in der Meinung bestärkt, er erhalte geheime Aufmunterung und Unterstützung vom Kaiser, der ihn als einen Feind Morizens vielleicht in der Folge zu großen Absichten brauchen wolle. Als nun die Fürsten anhaltend auf seine Bestrafung drangen, konnte Karl freilich seine Einwilligung zu einer Verbündung gegen den Ruhestörer nicht verweigern; aber doch verbreitete sich die Sage, der Markgraf habe bei der Nachricht, daß Moriz gegen ihn ziehen werde, seinen Truppen den Sold in lauter niederländischem Gelde bezahlt. Moriz zauderte nicht lange, er griff das Werk gleich mit Ernst an, schloß ein Bündniß mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, und marschirte auf den Markgrafen los, der damals Niedersachsen mit seinen Schaaren heimsuchte. Sie trafen ihn bei Sievershausen auf der lüneburger Haide, und griffen ihn auf der Stelle an. Das Treffen war blutig, und endete mit der Niederlage des markgräflichen Heeres, (9. Jul.) aber es kostete dem Herzog von Braunschweig zwei Söhne, und — ach! der treffliche Moriz ward gleichfalls tödtlich verwundet. Die Kugel kam nicht vom Feinde, sondern war ihm von hinten in den Leib gefahren, entweder also durch Verrätherei, oder durch Ungeschicklichkeit eines seiner eigenen Leute. Zwei Tage darauf hauchte er seine große Seele aus, im 32sten Lebensjahre. Sein Nachfolger in der Kur-

würde war sein Bruder August. Granvella gab auf die Nachricht von Morizens Tode ein großes Freudenmahl, aber Karl affectirte Davids Empfindung, und rief aus: „O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“

Außer diesen theuren Leichen waren bei Sievershausen noch ein Prinz von Lüneburg, desgleichen vierzehn Grafen und beinahe dreihundert Edelleute gefallen. Albrecht hielt sich noch eine Zeitlang nachher im Braunschweigischen, wurde aber von den alliirten Truppen nochmals am 12. Sept. geschlagen, und ins Thüringische getrieben. Alle Vergleichsvorschläge wies er jedoch mit stolzer Verachtung ab, und erst nach einem höchst ausdauernden und tapfern Widerstande konnte er gezwungen werden, nach Frankreich zu flüchten (1. Jun. 1554). Hier erhielt er ohne Mühe des Königs Vertrauen und eine ansehnliche Pension, und wenige Jahre darauf (1556) erschien er wieder, dem Reich zum Schrecken, in Schwaben, und stellte neue Werbungen an. Wer weiß, was er noch gewagt hätte, wäre nicht ein früher Tod (zu Pforzheim, den 8. Januar 1557) ihm zuvor gekommen. Wahrlich ein Mann von solcher Kraft war es werth, Morizens Jugendfreund gewesen zu seyn. Schade, daß ihm die Weisheit fehlte, von dieser Kraft einen nützlichen Gebrauch zu machen!

## 61.

# Karls V. letzte Feldzüge.

(1553 — 1555.)

Auch Karl war in diesem Jahre, da Moriz fiel, wieder gegen die Franzosen ins Feld gerückt, denn noch immer waren diese Meister von Lothringen. Seine Feldherren hatten Terouanne belagert, erobert und geschleift, als der junge König Heinrich II. sich in Person mit einem zahlreichen Heere aufmachte, um sie zurückzuschlagen. Karl hörte dies nicht so bald, als er sich in seinem Bette ins Lager fahren ließ, um die Seinigen gleichfalls persönlich zu befehligen. Es ward aber von beiden Seiten nichts ausgerichtet, der Winter übereilte die Streitenden abermals, und so zogen sich beide Parteien wieder zurück.

In dem darauf folgenden Winter gelang Karln eine Unterhandlung mit England, die die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der englischen Königinn Maria zur Folge hatte. Es ist davon schon oben geredet worden. Die Franzosen ärgerten sich sehr darüber, und das war beinahe das Beste bei der Sache, denn reelle Vortheile gewährte die Verbindung um so weniger, da die Ehe kinderlos blieb, und auch nicht einmal lange währte. Die Vermählungskosten hat-

ten Karls Kasse so erschöpft, daß er sehr verlegen war, als der König von Frankreich im nächsten Frühling (1554) den Krieg in Lothringen mit frischer Kraft erneuerte. Mit vieler Mühe, jedoch sehr spät, brachte er endlich noch ein Heer zusammen, und ließ sich demselben abermals in seinem Bett nachtragen. Allein der Erfolg war wie im vorigen Jahre. Die Franzosen verschlossen sich in ihre Festungen, und Karl, der sie da nicht heraustreiben konnte, begnügte sich damit, die Picardie zu verheeren. Im folgenden Jahre (1555) ward genau das nämliche Schauspiel wieder aufgeführt. Beide Monarchen quälten sich einander mit gegenseitigen Feindseligkeiten ab, zersplitterten ihre Kräfte in fruchtlosen Reibungen, und machten alle diejenigen höchst unglücklich, deren Wohnungen innerhalb des Schauplatzes lagen, den der unselige Krieg überschwemmte. Dennoch konnte Karl den Gedanken nicht ertragen, den weit schwächern Sohn des Mannes, über welchen er sein Lebelang so ruhmvoll triumphirt hatte, jetzt nachgebend um Frieden bitten zu sollen. Lieber ließ er den Ausgang des langen Streites unentschieden, und vererbte den Krieg auf seinen Nachfolger, unter welchem auch in der That erst der Friede zu Stande kam.

## 62.

# Der Religionsfriede zu Augsburg.

(1555.)

Noch verhaßter war dem von Krankheit und Widerwärtigkeiten erbitterten Gemüthe Karls der Gedanke an Deutschland, wo ihm sein schönster Plan vereitelt, und das lange gebaute Werk seiner Politik und seiner Kriegskunst so kurz vor der Vollendung mit einem Streich zerschmettert worden war. Er mochte gar nichts mehr von dem verhaßten Volke wissen, und trug alles, was er mit demselben noch zu verhandeln hatte, seinem Bruder auf. Dieser war nun mit Ernst darauf bedacht, die Religionsstreitigkeiten endlich abzuthun, und schrieb schon 1553 zweimal einen Reichstag aus, ohne die Fürsten bewegen zu können, ihn zu besuchen. Er verlängerte den Termin hierauf noch zweimal im künftigen Jahre, aber wieder umsonst. Endlich ward der Reichstag auf Martini 1554 zu Augsburg angesetzt. Ferdinand erschien daselbst am 29. Dec. fand aber keinen einzigen Reichsstand vor, und mußte die Herren alle noch einmal einladen. Auch da stellte sich noch kein einziger Kurfürst ein, doch schickten sie Gesandte. Mit diesen konnten endlich am 5. Febr. 1555 die Sitzungen eröffnet

werden. Alles nahm wieder den alten Gang, und die Forderungen der Protestanten fanden bei den Katholischen soviel Widerspruch, daß man gewiß wieder unverrichteter Sache nach Hause gekommen seyn würde, hätte nicht Ferdinand soviel Ernst gezeigt, den Zwist ein für allemal zu endigen. Der schwierigste Artikel war der, ob die Bischöfe und andere Prälaten, welche zur lutherischen Lehre übergingen, ihre reichen Pfründen behalten sollten oder nicht. Die Protestanten sagten Ja, die Katholiken behaupteten, diese Pfründen müßten dann sogleich mit Katholiken besetzt werden. Ey, entgegneten die Protestanten, da wird ja niemand zu unserer Lehre übergehen wollen. Desto besser, meinten die Katholiken. — Nach langem Streite gaben endlich die Protestanten nach, behielten sichs aber vor, bei Gelegenheit dagegen protestiren zu können.

Am 26. Sept. ward endlich der Religionsfriede unterzeichnet. Die Hauptsache in demselben war, daß den Protestanten überall im Reiche freie Religionsübung bewilligt ward, und daß sie alle bis jetzt eingezogenen Einkünfte aus vormaligen geistlichen Stiftungen auch behalten durften. Niemand sollte wegen der Religion irgendwo eine Kränkung erfahren, auch sollte jedermann erlaubt sein, um der Religion willen auszuwandern, wohin es ihm beliebte; weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Uebertritt zu verleiten

suchen, sondern ein jeder sollte nach freier Willkühr glauben und leben.

So war also endlich der Zweck erreicht, um deswillen Deutschland seit 35 Jahren soviel Angst erlitten, und in den letzten Jahren von Spaniern und Italiänern so grausam verheert und bedrängt worden war; um deswillen soviel wackeres Volk sein Leben gelassen, und zwei glorreiche Fürsten ein schmachvolles Schicksal erlitten hatten. Der eine derselben, der Kurfürst Johann Friedrich, erlebte diesen Frieden nicht mehr; er war das Jahr zuvor in dem kleinen Besitzthum gestorben, das ihm Moriz gelassen hatte. Der andere, Landgraf Philipp, nahm wenig Theil daran; sein unerwartetes Unglück hatte ihn so stumpf gemacht, daß er, der sich noch vor zehn Jahren so lebhaft für das Wohl des Reichs und seiner Religion interessirt hatte, jetzt daran zu denken vermied, und nur noch Sinn für Jagd und Falknerei hatte. „Nichts, sagte er zu dem Gesandten, der ihm in Mecheln seine Freiheit ankündigte, schmerze ihn von seiner ganzen Gefangenschaft mehr, als daß ihm die Schelmen Bauern unterdessen seine schöne Wildbahn ruinirt haben würden; alles übrige getraue er sich wieder gut zu machen, nur das nicht." Traurig, daß ein männlicher Sinn so platt gedrückt werden konnte!

## 63.

# Karl V. legt die Regierung nieder.

(1556.)

Viel tiefer empfand Karl V. den Schmerz, in wenig Jahren durch ein widerwärtiges Schicksal so sehr in der Bewunderung und Achtung der Welt gesunken zu seyn, daß die kleinsten deutschen Baronen über seine Flucht nach Villach jubilirten, und daß er, der sonst Königen und Päpsten Gesetze vorgeschrieben, jetzt dem Könige von Frankreich keine Stadt wieder abgewinnen konnte von den vielen, die ihm jener während der heillosen Flucht vor Moriz entrissen hatte. Dazu hatte eine langwierige, ekelhafte Krankheit alle seine Säfte vergiftet. Der sonst so kraftvolle Mann, der einst die stärksten Ritter aus dem Sattel geworfen, lag jetzt schmachtend da, bleich und zum Gerippe entstellt. Von seiner Schwermuth über diese traurige Verwandlung und seinem Lebensekel habe ich schon in der spanischen Geschichte geredet. Hier wird es schicklicher seyn, umständlicher die Art seines Abtritts von dem glänzenden Schauplatz zu schildern.

Schon seit einigen Jahren trug er die Idee mit sich herum, sich, wie Diocletian, an dessen Resignation er immer ern gedacht hatte, in die

entlegenste Dunkelheit des Privatlebens zurück-
zuziehen, und das mißliche Spiel jüngeren Leu-
ten, entweder zum völligen Verlust, oder zur Ver-
besserung zu überlassen. Seine beiden Schwe-
stern, die ihn zärtlich liebten, hatten ihn in die-
sen Gedanken oft bestärkt, und ihm versprochen,
sich mit ihm in die Einsamkeit zu verschließen.
Endlich, nach langen Kämpfen, faßte er den bitter-
süßen Entschluß, im Herbste 1555. Er ließ sei-
nen einzigen Sohn Philipp aus England nach
Brüssel herüber kommen, und bestimmte den 25.
Oct. zur feierlichen Abtretung der Niederlande.
In einem großen Saale, worin die Deputirten
sämmtlicher niederländischen Stände und viele
Personen vom höchsten Adel versammelt waren,
saß Karl auf einem Lehnstuhle, und neben ihm
stand seine Schwester Maria, die Statthalterin
der Niederlande, und sein Sohn, damals König
von England. Einer seiner Räthe verlas ein förm-
liches Instrument, kraft dessen der Kaiser die
Niederlande seinem Sohn feierlichst abtrat, und
sodann erhob sich der kranke Monarch selbst von
seinem Sessel, und hielt, gestützt auf die Schul-
tern des Prinzen von Oranien, mit Hülfe eines
kleinen Concepts, eine Rede, bei deren Anhörung
die ganze Versammlung in Thränen schmolz. Er
sagte darin mit Würde, doch ohne Prahlerei,
wie er seit seinem 17ten Jahre alle Gedanken
allein auf die ruhmvolle Regierung so vieler ihm

anvertrauten Reiche gerichtet, wie wenig Zeit zur Muße er übrig gehabt, und wie noch weit weniger er auf seine Privatvergnügungen gewendet habe. Unablässig, betheuerte er, habe er überall mit eignen Augen zu sehen gesucht, daher sei seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England und eben so oft in Afrika gewesen, und überhaupt habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn sein hinfälliger Körper, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu wälzen. Habe er während seiner vielen Zerstreuungen und Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.

Hier wandte er sich an seinen Sohn, der auf ein Knie niedersank, und seine Hand küßte. Er erinnerte ihn, wie würdig er schon seines kindlichsten Dankes seyn müßte, wenn er ihm so viele blühende Länder nach seinem Tode hinterließe, wie sehr aber die väterliche Wohlthat noch dadurch an Werth gewinne, daß er ihm das alles schon jetzt bei seinen Lebzeiten freiwillig

abtrete. Nach den dringendsten Ermahnungen zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung, mit denen er die Rede schloß, sank er zuletzt athemlos und entkräftet in den Sessel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres (1656) geschah zu Brüssel die nicht minder feierliche Abtretung von Spanien und Neapel; nur mit Deutschland zögerte er noch, weil er gern noch einen Versuch machen wollte, ob er seinen Bruder nicht bewegen könnte, zu Gunsten Philipps auf seine Ansprüche Verzicht zu thun. Aber Ferdinand blieb dabei, daß ihm sein eigner Sohn mit Recht näher am Herzen liege, als seines Bruders Sohn, und so ergab sich Karl dann, wiewohl ungern. Am 27. Aug. 1556 ward Ferdinand zum römischen Kaiser erklärt.

Philipp II. bezeigte seinem Vater so wenig Dankbarkeit, daß dieser noch am Tage der Abdankung diesen Schritt schon bitter bereute. Höchst mismüthig schiffte er sich am 17. Sept. mit seinen beiden Schwestern und vielen Edelleuten nach Spanien ein. Ihn begleitete eine glänzende Flotte von flämischen und englischen Schiffen, mit der er bei Laredo in Biscaya landete. Als er den spanischen Boden bestieg, fiel er auf die Knie, und küßte die Erde. Ein wehmüthiger Gedanke an die Nichtigkeit irdischer Größe durchflog seine Seele. Dann stieg er wieder in sein Bett, welches auf einen Wagen

gehoben ward, dessen Stöße ihm troß dem weichen Pflaum sehr schmerzhaft waren. In Burgos erfuhr er abermals sehr schmerzlich, daß er nicht mehr Herr sei. Das dort erwartete Geld war noch nicht angekommen, und doch wollte er hier so gern seine Dienerschaft noch einmal kaiserlich beschenken, ehe er sie entließe. Endlich nach langem Harren kamen Philipps Boten. Die treuen Diener schieden hierauf weinend von ihrem selbst gerührten Herrn. Sehr einsam reisete er nun nach Valladolid. Hier trennten sich auf sein Geheiß auch die Schwestern von ihm. Und nun ging die Reise durch Regen und Wind nach jenem Zufluchtsorte, der oben beschrieben worden ist, und in welchem er noch als Drechsler, Uhrmacher, Gärtner und Mönch, von aller Welt vergessen, zwei melancholische Jahre verlebte.

---

64.

## Ferdinand I.

(1556 — 1564.)

Die Nachfolge seines Bruders Ferdinand in der deutschen Kaiserwürde ging nicht ohne Schwierigkeiten ab. Besonders konnte es ihm der Papst

lange nicht vergessen, daß man ihn nicht um seine Einwilligung befragt hatte. Ueberhaupt aber fingen die Kaiser jetzt schon an, den Päpsten dergleichen Ansprüche abzugewöhnen, so wie diese nun auch allmälig selbst wohl einsahen, daß ihr goldenes Zeitalter vorüber sei. Den Römerzug zur päpstlichen Krönung that vollends keiner mehr, obgleich einer der folgenden Päpste (Sixtus V.) ihnen dazu einen eigenen prächtigen Krönungspallast in Rom bauen ließ.

Ferdinand hat bei Protestanten und Katholiken das Lob eines guten Regenten davon getragen. Das Beispiel seines Bruders hätte ihm Mäßigung lehren können, wenn nicht schon sein sanfterer Charakter ihn darauf geführt hätte. Selbst seine Verhältnisse zwangen ihn zur Toleranz. Er bedurfte stets des Beistandes seiner Stände, weil der Unruhen in Ungarn kein Ende war, und Solyman noch immer drohte; und so mußte er seinen Unterthanen in Religionssachen schon etwas durch die Finger sehen, so ungern ers auch that, denn er war von ganzer Seele Katholik, eine Folge seiner spanischen Erziehung. Ernstlicher widersetzten sich die gleichfalls streng katholischen Herzoge von Baiern der lutherischen Lehre, da sie durch keine Rücksichten gebunden waren, so daß Baiern in der That dasjenige Land ist, in welches der Protestantismus den allerwenigsten Eingang gefunden hat, die eigentlich geist-

lichen Länder ausgenommen, deren Besitzer es freilich wohl mit dem Glauben am liebsten halten mußten, dem sie ihre Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien verdankten. Protestanten waren dagegen alle drei weltliche Kurfürsten, Brandenburg, Sachsen und Pfalz, desgleichen der Landgraf von Hessen, der Herzog von Würtemberg, und viele kleinere Reichsfürsten.

Der Religionsfriede war nun zwar geschlossen, aber wie das Meer nach langem Sturme noch eine Zeitlang hohe Wellen wirft, so konnten auch die Gemüther, die bisher so lange geängstigt worden waren, noch nicht sogleich zur Ruhe kommen. Wie sich beide Religionsparteien haßten, so fürchteten sie einander auch; jeder durchreisende Courier, jeder ausgehobene Söldnerhaufe ließ sie schon neue Verschwörungen und Bündnisse fürchten. Die tollsten Gerüchte durchkreuzten sich, und die schrecklichsten fanden immer den meisten Glauben. An Orten, wo Lutheraner und Katholiken zusammen lebten, herrschte zwischen beiden die feindseligste Spannung, und die Partei, welche jedesmal die stärkere war, drückte natürlich die andere bei jeder Gelegenheit. Darüber entstanden bald laute Klagen, die zuletzt sogar wieder vor die Reichstage gebracht wurden. Die Antipathie zwischen Lutheranern und Katholiken war nicht geringer als die zwischen Juden und Christen; sogar durch die Klei-

dung suchte man sich zu unterscheiden, um nichts mit den Feinden geheim zu haben.

Aber diese beiden Parteien waren bald nicht mehr die einzigen im Reiche. Nicht nur breitete sich von der Schweiz und Frankreich her die Secte der Reformirten in den südlichen Provinzen aus, (der Kurfürst von der Pfalz schlug unter den Fürsten sich zuerst zu ihr), sondern die Lutheraner selbst zerfielen in zwei Schulen, wovon die eine nach Melanchthons Weise eine gemäßigte Sprache führte, die andere hingegen mit wüthendem Eifer jeden Buchstaben von Luthers Behauptungen verfocht, und ihm keine geringere Autorität und Untrüglichkeit, als die Katholiken dem Papste, beilegte. Unzählige theologische Streitigkeiten gingen von diesen Eiferern aus, die man jetzt nicht ohne Unwillen und Ekel ansehen kann, und von denen es schwer zu sagen ist, ob der Unsinn, der darin behauptet wird, größer sei, oder die Leidenschaft, mit der er vertheidigt wird. Die gehässigsten Schimpfwörter werden darin aufgeboten, und ein gewöhnlicher Refrain ist der, daß jeder, der dies und das nicht glaube oder lehre, verflucht sei.

Der damalige Papst Pius VI. sah sich genöthigt, das schon so oft verschobene Concilium von Trient abermals auszuschreiben (Nov. 1560) und so kam es denn nach langen Verzögerungen im Januar 1562 zu Stande. Italiänische, deut-

sche, spanische, französische und englische Bischöfe stellten sich zu dem wichtigen Werke ein, die Mängel und Unordnungen der katholischen Kirche abzuschaffen; allein ungeachtet sie zwei Jahre zusammen blieben, so ward doch von allem dem so wenig ausgerichtet, wie in allen vormaligen Versammlungen gleiches Namens. Hier sah man die ersten Probestücke des neuen Jesuitenordens. Trefflichere Advokaten konnte sich der Papst nicht wünschen. Man kann wohl denken, daß er nicht die dümmsten unter ihnen zu diesem Geschäft ausgesucht haben werde. Ihr vorzüglichster Kunstgriff bestand darin, daß sie die Gesellschaft geflissentlich bei einer Menge von Nebendingen verweilten, und ganz zuletzt, als die Hauptsachen vorgenommen werden sollten, dieselben mit einem so weitläuftigen Gewebe von scholastischen Spitzfindigkeiten umstrickten, daß sich jeder herzlich nach dem Ende sehnte. So mußte denn endlich Ferdinand den Schluß des Conciliums bewilligen, ohne auch nur zwei Puncte von demselben erlangt zu haben, die er so sehr gewünscht hatte, den Kelch in Abendmahl und die Priesterehe.

Bald darauf starb er, 25. Jul. 1564, im 62sten Jahre seines Alters. Er hatte bei Zeiten seinem ältesten Sohne Maximilian die Thronfolge gesichert, indem er ihn am 20. Sept. 1562 zu Prag zum böhmischen, und einige Monate

später in Frankfurt zum römischen König hatte krönen lassen.

Vier Jahre vor Ferdinands Tode war auch Luthers trefflicher Gehülfe Melanchthon zu Wittenberg gestorben (19. April 1560), nachdem er genau Luthers Alter, 63 Jahre, erreicht hatte. Die traurigen Schicksale des Fürstenhauses, dem er zuerst gedient hatte, und die noch immer fortdauernde Zwietracht in der Kirche hatten dem ängstlichen, reizbaren Manne viele kummervolle Stunden verursacht. Seine Briefe aus dieser Periode haben alle den Charakter der tiefsten Wehmuth, und er sagt selber darin, daß seiner Thränen kein Ende sei. Als die Söhne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich die Aemter Gotha, Weimar und Eisenach zu ihrem Besitzthum bekommen hatten, wollten sie gern darin eine Universität anlegen, und luden Melanchthon ein, deshalb nach Jena zu kommen. So sehr ihn nun die Dankbarkeit dahin zog, so stark hielt ihn doch die Vorliebe für Wittenberg und seine dortigen Freunde, ja die Bitte des Kurfürsten August selbst zurück, und dieser Collisionsfall wollte ihm fast das Herz abdrücken. So war der Tod zuletzt die größte Wohlthat für den Mann, den die Natur für den Standpunkt, auf den ihn das Schicksal geworfen, viel zu weich geschaffen hatte.

## 65.

## Maximilian II.

(1564 – 1576)

Maximilian II. hatte seines Vaters sanftes Temperament, war auch, wie dieser, voll hohen Eifers für seinen wichtigen Beruf, und betrieb die Regierungsgeschäfte mit Ernst und Einsicht. Auch ihn lehrten die Zeitumstände Mäßigung: denn in seine Regierungsperiode fiel die Empörung der Niederländer gegen den streng katholischen Philipp von Spanien, die verheerenden Religionskriege in Frankreich und die entsetzliche Bartholomäusnacht, wovon im folgenden Theile die Rede seyn wird. Ungarn war bei weitem noch nicht beruhigt, und der furchtbare Solyman lebte noch immer. Da wars wohl einem Kaiser Noth, sich die Stände des Reichs und seiner eigenen Staaten zu Freunden zu erhalten; und wirklich ging Maximilian, der überhaupt den Evangelischen nicht feind war, in seiner Nachgiebigkeit so weit, daß er dem österreichischen Adel die Einführung der lutherischen Lehre in ihre Besitzungen bewilligte, ja sogar einen lutherischen Theologen von bekannter Mäßigung, den D. Chyträus, aus Rostock kommen ließ, um eine Agende für die lutherischen Gemeinden in den

österreichischen Staaten anzufertigen, die auch wirklich zu Stande kam, und allgemein eingeführt wurde.

So gewiß dies das einzige Mittel war, Deutschland zu beruhigen, indem dadurch der Katholicismus allmälig ganz aus dem Reiche hätte verdrängt, mithin aller Zwiespalt aufgehoben werden müssen: so erhob sich doch darüber ein ganz entsetzliches Geschrei gegen Maximilian. Der Papst, der ohnehin noch sehr ergrimmt auf ihn war, daß er das Kaiserthum ohne seine Bestätigung übernommen habe, und der sich lange Zeit sogar geweigert hatte, ihn auch nur als römischen König öffentlich anzuerkennen, erließ sogleich ein hartes Breve gegen ihn, und schickte ihm zugleich einen Legaten auf den Hals, der ihn wegen dieses heillosen Verfahrens gegen die Kezzer auf das schärfste zur Rede stellen mußte. Vergebens verbat sich Maximilian den Legaten; mit römischer Unverschämtheit drängte sich dieser dennoch gewaltsam zur Audienz. Auch die Erzbischöfe und Bischöfe, die durch die Reformation ihre geistliche Gerichtsbarkeit in den österreichischen Staaten zu verlieren hatten, kamen mit dringenden Suppliken ein. Selbst der König von Spanien ließ ihm vorstellen, welchen bösen Rückhalt die Ketzer in den Niederlanden daran haben würden, wenn sie sich auf das Beispiel des Kaisers steifen könnten, u. dgl. Maximilian

war fest genug, auf alle diese Vorstellungen nicht zu achten, und stellte einem jeden seiner Unterthanen frei, zu welcher von beiden Parteien er sich halten wolle. Nur um es mit dem Papst und einigen katholischen Mächten nicht ganz zu versehen, beobachtete er selbst die römischen Ceremonien, und gestattete auch in seiner Hauptstadt Wien keinen andern als katholischen Gottesdienst.

Nimmermehr hätte man nun erwarten sollen, daß, nach solchen Fortschritten der Reformation, die größere Hälfte von Deutschland wieder zum Katholicismus zurückgeführt werden, und selbst in unsern Tagen noch darin verharren würde. Die Urheber dieser Erscheinung, die beinahe eben so merkwürdig als die Reformation selbst ist, waren die Jesuiten, die Luther ganz gewiß für unmittelbare Emissarien der Hölle erklärt haben würde. Die pünktliche Einheit, in welche dieser Orden seine Kräfte concentrirte, brachte diese ungeheuren Wirkungen hervor. Durch die oben angegebenen Mittel gelang es ihm schon zu Ferdinands I. Zeiten, sich in Deutschland mit ungemeiner Schnelligkeit auszubreiten. In kurzer Zeit hatten sie schon in Wien, Prag, Augsburg, und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten eine Menge Kollegien, Profeßhäuser und Seminarien; und da sie als Beichtväter jedermann nach dem Munde redeten, als Prediger

nicht minder große Redner aufstellten als die Lutheraner, und als Lehrer ihren Unterricht umsonst darboten; da ferner der erste Enthusiasmus für das Lutherthum nun erkaltet, und die Schüler und Nachfolger der Reformatoren in eigensinnige Zänker und geistliche Despoten ausgeartet waren: so ward nicht nur der noch übrige Theil der Katholiken durch die Jesuiten leicht bewogen, dem alten Glauben treu zu bleiben, sondern viele Neugläubige ließen sich sogar bereden, wieder zu demselben zurückzukehren, ja mehrere kleinere Fürsten schafften, auf Betrieb der Jesuiten, die schon eingeführte Reformation in ihren Landen wieder ab. Seinen größten Triumph hat der Orden offenbar in den kaiserlichen Staaten in dieser Hinsicht davon getragen, und ihm ist es zu verdanken, daß Böhmen, das erste Vaterland der deutschen Religionsaufklärung, allmälig wieder so sklavisch in die Fesseln des Katholicismus eingeschmiedet worden ist, daß es im 19ten Jahrhundert vielleicht den Mann selbst verbrennen würde, über dessen Hinrichtung es im 15ten zu den Waffen griff. Maximilians Stände drangen auch in der That auf ihre Vertreibung, aber der Kaiser, der den Geist des Ordens schwerlich tief durchdrang, gab zur Antwort: „erst die Türken,“ und so blieben sie dann.

Für den Augenblick waren auch allerdings die Türken gefährlichere Feinde. Ferdinand hat-

te 1562 einen achtjährigen Waffenstillstand mit ihnen geschlossen, und während desselben — schimpflich genug — der Pforte einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten bewilligt. Maximilian, dem diese Bedingung zu hart fiel, wollte sie lieber mit den Waffen aufheben, und marschirte 1566 in Person nach Ungarn, würde aber vielleicht dadurch nichts gewonnen haben, wenn nicht ein zufälliger Tod ihn seines Feindes Solyman beraubt hätte (4. Sept.). Ein neuer Zug im folgenden Jahre ging gleichfalls ohne Heldenthaten ab. Ein Waffenstillstand, während dessen ein jeder behalten sollte, was er in Händen habe, machte vorläufig diesen langweiligen Kriegsgeschichten ein Ende.

In Deutschland herrschte äußerlich Ruhe, nur daß auf den Reichstagen häufige Klagen über die Frechheit des deutschen Kriegsvolks geführt wurden, welches, wenn es aus auswärtigen Diensten zurückkehrte, gewöhnlich ein Räuberleben in Deutschland führte, Dörfer und Städte brandschatzte und Reisende plünderte. Diese Landplage schien an die Stelle der ehemaligen Befehdungen getreten zu sein, denen das Kammergericht doch nun glücklich ein Ende gemacht hatte, nachdem die letzte Erscheinung des Faustrechts, die sich unter eben dieses Maximilians Regierung zeigte, schauderhaft bestraft worden war.

66.

## Die Grumbachischen Händel.

Seit dem Tode des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, streiften von seinen Truppen noch überall wilde Schwärme im Reiche herum. Einer derselben, von einem fränkischen Reichsritter Wilhelm von Grumbach angeführt, hausete mörderisch in dem Gebiete des Bischofs von Würzburg, den Grumbach zuerst förmlich befehdete, dann gar in seiner Residenz erschießen ließ. Das Kammergericht sprach die Acht über den Mörder aus, sie konnte aber nicht sogleich vollzogen werden, weil Grumbachs Anhang noch immer sehr groß war, und noch viel größer vermuthet wurde, da Grumbach sich merken ließ, er stehe mit einem ansehnlichen Theile der Reichsritterschaft, ja mit den Franzosen in einem geheimen Bunde. Als er indessen die Gefahr herannahen sah, flüchtete er zu dem ältesten Sohne des unglücklichen Kurfürsten, Johann Friedrich, nach Gotha, einem Prinzen von schwachem Verstande, der es Moritzens Bruder August nicht vergeben konnte, daß er ein Land besitze, das eigentlich ihm gehörte. Es kostete dem schlauen Grumbach gar nicht viel Kunst, ihn bei dieser schwachen Seite zu fassen; er

er bemächtigte sich seiner ganz, spiegelte ihm wundersüße Hoffnungen vor, wie er ihm zu seinem Kurfürstenthum wieder verhelfen könnte, wie alle Protestanten die Gelegenheit ergreifen würden, diese Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie selbst der König von Frankreich bereit sei, die Sache kräftig zu unterstützen; ja wie schon alles unter den Protestanten verabredet sei, ihn nach erlangtem Kurfürstenthume zum Kaiser auszurufen. Der junge Herzog überließ sich diesen süßen Träumen um so leichter, da es Grumbachen gelang, die Täuschung durch allerhand astrologische Gaukeleien, wie sie damals im Schwange waren, zu erhöhen, ja selbst den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für sich zu gewinnen. Und so ging der schwache Mann, seinen falschen Freunden und den Sternen vertrauend, einem Unglück entgegen, gegen welches das Schicksal seines Vaters noch beneidenswerth gewesen war.

Vom nächsten Reichstage aus (1566) erhielt er den Befehl, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, wenn er nicht für dessen Mitschuldigen angesehen seyn, und mit ihm im gleiche Strafe verfallen wolle. Diesem Befehl folgten noch mehrere freundschaftliche Ermahnungen, gegen welche aber der Herzog immer taub blieb, weil seine Vertrauten ihm vorstellten, die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt

werden könne, seyen erdichtet, und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiser, der doch wohl genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marschiren lassen. Indessen wurden auf dem Reichstage zu Augsburg die Vollstrecker der Acht wirklich vom Kaiser ernannt, und auch diese forderten den Herzog noch einmal in Güte auf, den geächteten Grumbach und seine Mitschuldigen, die Ritter Wilhelm von Stein und Ernst von Mandelsloh, auszuliefern: aber umsonst. Johann Friedrich weigerte sich dessen durchaus, schrieb eine lange Rechtfertigung seines Betragens; dem Kurfürsten August aber warf er in einem bittern Briefe seine Unredlichkeit vor, und fragte ihn, ob er noch nicht zufrieden sei, ihm sein rechtmäßiges Erbe entrissen zu haben, und ob er auch etwa die wenigen Brocken noch verlange, die ihm sein Bruder Moriz noch habe übrig lassen müssen. Ja er maßte sich in seinen Schriften noch immer den kurfürstlichen Titel und das ehemalige Wappen an.

Endlich, nach langen fruchtlosen Aufforderungen, kam die Reichsexecutionsarmee an. Ihr Führer war der Kurfürst August von Sachsen. Er forderte des Herzogs Bruder, Johann Wilhelm, auf, seines Bruders böse Sache zu verlassen, welches derselbe auch that. Darauf berennete er Gotha am Christabend 1566, fand aber tapfern Widerstand, und mußte während

des ganzen Winters vor der Stadt liegen bleiben. Die Besatzung, selbst unzufrieden mit dem Kriege, drang endlich selber in den Herzog, Grumbachen und den Kanzler Brück auszuliefern, und da er nicht drein willigen wollte, bemächtigten sie sich beider Personen von freien Stücken, setzten sie auf das Rathhaus in Verwahrung, und öffneten dem Kurfürsten die Thore. (13. Apr. 1567.)

Der unglückliche Herzog ward hierauf, als Rebell, seiner Güter und seiner Freiheit verlustig erklärt, und nach Wien gebracht. Hier ward er auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, wie im Triumph, durch die Straßen gefahren, und dann nach Presburg geschickt. Späterhin kam er wieder nach Wienerisch-Neustadt zurück, und von da ward er nach Steyer in Oberöstreich gebracht, wo er nach 28jährigem Gefängnisse 1595 gestorben ist. Alle Fürbitten für seine Lossprechung waren vergeblich; nur seiner treuen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, konnte man die Bitte nicht versagen, sein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reisete ihm 1572 nach, und blieb bei ihm in der Gefangenschaft bis an ihren Tod, der ein Jahr vor dem seinigen erfolgte. Das kleine Herzogthum fiel an seinen Bruder Johann Wilhelm.

Grumbachs und Brücks Schicksal war noch viel härter. Man erkennt darin noch den rohen Charakter des Zeitalters. In dem Urtheil, welches deshalb publicirt wurde, hieß es: sie hätten für ihr rebellisches Unternehmen eine sehr ernstliche Strafe verdient, jedoch wolle der Kurfürst aus angeborner Güte den Richterspruch dahin mildern, daß sie nur geviertheilt würden. Dies geschah, nachdem beide erst ein peinliches Verhör auf der Folter ausgestanden, wobei der Schmerz ihnen jedes verlangte Bekenntniß abgepreßt hatte. Indem die Pferde an Grumbachs Gliedern zogen, schlitzte der Scharfrichter dem Unglücklichen den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „siehe da, Grumbach, dein falsches Herz!" Mehrere andere Mitschuldige wurden enthauptet, einige gehenkt. Seit dieser scheußlichen Scene verschwand die letzte Spur des ehemaligen Faustrechts unter dem deutschen Adel.

## 67.

# Rudolf II.

(1576 — 1612.)

Wieviel Unglück eine einzige schlechte Regierung stiften kann, davon gab der Nachfolger und Sohn Maximilians, Rudolf II., ein abermaliges Beispiel. Schon bei seines Vaters Lebzeiten war er zum römischen König gekrönt worden, und folgte nun, als jener starb (12. Oct. 1576) ohne Schwierigkeit. Er war von Natur etwas blödsinnig, und der Umstand, daß er seine Erziehung in Spanien unter den Augen Philipps II. erhalten hatte, mochte auch wohl zu der trägen Gleichgültigkeit etwas beitragen, mit der er die deutschen Geschäfte betrieb. An der hartnäckigen Feindseligkeit wenigstens, die er zeitlebens gegen die Protestanten ausübte, hatte diese Erziehung gewiß Schuld.

Ein unbefangener Regent hätte entweder durch die Annahme der lutherischen Religion, oder wenigstens durch die freieste Duldung derselben, allem Unfrieden im Reiche ein Ende machen, und sich das vollkommenste Vertrauen der Deutschen erwerben können. Aber diese Unbefangenheit war ganz gegen den Geist der Zeit, und kein Mensch war damals ihrer fähig. Die religiösen Vorstel-

lungen von einem allein seligmachenden Glauben, und die damit zusammenhängende Furcht vor künftigen ewigen Höllenstrafen, herrschte so gewaltig in den Gemüthern der damaligen Menschen, daß einem jeden seine Religion, und das was ihm als göttliche Wahrheit eingeprägt war, für die erste aller Angelegenheiten galt. Wer darin nicht mit ihm eines Sinnes war, den fürchtete er als ein Kind des Teufels, er vermied seine Gemeinschaft, und unterdrückte ihn, wo er konnte.

Maximilian II. hatte den Protestanten in Wien zuletzt einen Lehrsaal und einen Prediger ihres Glaubens bewilligt: Rudolf nahm ihnen beides wieder, und zwang sie, ihren Gottesdienst auf den benachbarten Dörfern zu verrichten. Aber auch hier untersagte er bald nachher denselben, und verwies die allzu heftig eifernden Prediger sogar des Landes. Und da sich die Protestanten sogar schon in die bedeutendsten Aemter eingeschlichen hatten, so erging nun der Befehl, daß niemand, der nicht katholisch sei, zu irgend einem Amte gelassen werden solle. Ein allgemeiner Aufstand war die Folge dieser Härte; die Protestanten fragten schriftlich bei der Universität Wittenberg an, ob es erlaubt sei, sich einem Landesherrn zu widersetzen, der die wahre Religion anfeinde, und da die Antwort bejahend ausfiel, so würde es schlimm

um den Kaiser gestanden haben, wenn er nicht in aller Stille nachgegeben, und seine vorigen Befehle ignorirt hätte.

Aehnliche Unruhen fielen auch in den Reichsstädten vor, wo allmälig die neue Lehre das Uebergewicht über die alte bekam. In Aachen war sonst alles katholisch gewesen, bis eine Gesellschaft niederländischer Kolonisten daselbst einen evangelischen Prediger anstellte, der eine große Menge Proselyten machte. 1581 schlug die neue Partei schon zwei Bürgermeister aus ihrer Mitte vor, und da sie Widerstand fanden, zogen sie die Sturmglocke an, erbrachen das Zeughaus, besetzten den Markt und die Thore mit Geschütz, und drangen mit ihrer Forderung glücklich durch. In Donauwerth wuchsen die Protestanten so an, daß die Katholiken es zuletzt nicht mehr wagen durften, ihren Gottesdienst zu halten. Stellten sie Prozessionen an, so traten jene ihnen die Fahnen und Heiligenbilder in den Koth, oder beschimpften sie auf andere Weise. Die Klagen über diesen Unfug drangen bis zum Kaiser. Dieser erklärte die Stadt in die Acht, die dadurch freilich manches leiden mußte, aber doch nicht bewogen werden konnte, von ihrem Glauben nur ein Haar breit zu weichen.

Eine merkwürdige Erscheinung war um dieselbe Zeit die Absetzung des Kurfürsten Geb-

hard von Kölln. Dieser liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, und herbergte sie an seinem Hofe. Die Brüder der Gräfin drangen in ihn, er solle sie heirathen, und weil dazu der Uebertritt zum Lutherthume nöthig sei, auch diesen thun. Er wagte es wirklich, aber sobald beides geschehen war, erschien auch schon die Bannbulle vom Papste und die Reichsacht vom Kaiser. Durch beide ward er für abgesetzt erklärt. Seinen Domherren verdankte er diese prompte Justiz. Dieselben wählten zu gleicher Zeit den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger (1583), der, von einem beträchtlichen Heer unterstützt, in kurzem das Erzstift in Besitz nahm. Die weltlichen Kurfürsten hatten sich zwar beim Kaiser für Gebharden verwendet; doch, ihn mit Waffengewalt zu unterstützen, litt ihr Gewissen nicht, denn Gebhard hatte sich dem calvinischen (reformirten) Glauben zugewendet. Bloß der (gleichfalls reformirte) Pfalzgraf Johann Kasimir versuchte es, dem Kurfürsten thätlich beizuspringen; aber nachdem sein Fußvolk die Stadt Kölln eine Weile vergeblich umlagert, und die nächsten Dörfer verheert hatte, mußte er aus Mangel an Sold, und weil er dem anrückenden Ernst von Baiern nicht gewachsen war, es aus einander gehen lassen. Der abgesetzte Gebhard begab sich hierauf mit seiner Gemahlin zuerst

nach den Niederlanden, uud da͞n nach Strasburg, wo er Domdechant war. Daselbst starb er auch 1601.

Sein Schicksal brachte die schon mistrauischen Protestanten noch mehr gegen die Katholischen und den Kaiser auf. Da der leztere ohnehin aus feigem Gemüthe fast sklavisch an Philipps II., seines Oheims, Blicken hing, so würden sie gewiß von dieser Seite böse Bündnisse gefürchtet haben, wenn nicht zum Glück die Niederlande dem Könige von Spanien so viel zu schaffen gemacht hätten, daß ihm für deutsche Angelegenheiten wohl keine Muße übrig blieb. Dennoch überraschte sie 1598 eine unerwartete Erscheinung. Ein ganzes Heer von Spaniern rückte aus den Niederlanden in Westphalen ein, schrieb entsezliche Contributionen aus, und plünderte das platte Land umher lange Zeit. Bloß die Noth hatte diese lange unbesoldeten Truppen dahin getrieben, nachdem in den Niederlanden nichts mehr zu plündern übrig gewesen war. Dieser Fall mag zu einem Beispiel von der schlechten Verfassung des damaligen Kriegswesens dienen. Die deutschen Fürsten, welche mehr dahinter argwohnten, beschwerten sich darüber beim Kaiser; da aber dieser nichts davon wissen wollte, so machten sich die Stände des westphälischen und der beiden rheinischen Kreise auf, und ließen ihre Truppen

gegen die unverschämten Gäste marschiren, welche dann auch bald der Uebermacht wichen, nachdem sie fast das ganze Clevische verheert und ausgesogen hatten.

Weit weniger unschuldig war der Kaiser an denjenigen Plackereien, welche der Besitz von Ungarn dem Reiche auflegte. Wohl mit durch seine nachlässige, schlechte Regierung, entstanden unter den Grafen dieses Reichs unaufhörliche Klagen, die nicht selten in Verschwörungen und Blutbäder ausbrachen, zu denen alsdann die nahen Türken gern noch ihre Hülfe liehen. Ueber zwanzig Jahre lang ward immer Geld aus Deutschland eingetrieben, und Mannschaft angeworben, um den Krieg in Ungarn zu bestreiten, ohne daß die Fürsten jemals etwas von einem glücklichen Erfolge hörten, oder der Kaiser selbst im Ernst gewillet schien, den Unruhen ein Ende zu machen. Sie wollten endlich ihr Geld, das sie bisher auf den Reichstagen so gutmüthig bewilligt hatten, nicht umsonst hergegeben haben, und verlangten Abstellung jener Händel, und für sich ein neu wiederholtes Versprechen, den Religionsfrieden ungekränkt zu lassen. Aber von dem immer zerstreuten, in Regierungssachen ganz unwissenden Kaiser war nichts zu erlangen.

Zu der letzten Forderung hatte ihnen theils des Kaisers Betragen gegen seine eigenen protestantischen Unterthanen, theils das freche Ge-

schrei der Jesuiten Anlaß gegeben, welche nicht nur behaupteten, den Ketzern müsse keine Zusage gehalten werden, sondern auch bewiesen, daß kein Religionsfriede gültig seyn könne, den nicht der Papst bestätigt habe. Alle solche Aeußerungen dienten dazu, die Gemüther noch mehr gegen einander zu erhitzen und mistrauisch zu machen. Selbst wenn einmal etwas Gutes vom Papste kam, ward es schon deshalb von den Protestanten nicht angenommen, weil es von ihm kam. Dahin gehörte die Verbesserung, welche der Papst Gregor XIII. im Jahre 1581 mit dem Kalender vornehmen ließ *). Die ganze katholische Christenheit nahm diese nützliche Verbesserung an; nur die Protestanten, welche, Gott weiß, welche Tücke dahinter vermutheten, waren lange nicht dahin zu bewegen,

*) Bei der Feststellung des Julianischen Kalenders war, das Jahr zu 365 Tagen und sechs Stunden angenommen, das Osterfest auf den Sonntag verlegt worden, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsäquinoctium folgte. Weil nun damals (im J. 325) dies Aequinoctium auf den 21. März gefallen, so glaubte man, es werde immer auf diesen Tag fallen, und feierte also das Osterfest immer nach dem Vollmonde, der auf den 21. März in jedem Jahre folgte. Nachdem mehrere Jahrhunderte verstrichen waren, bemerkten die Astronomen, daß die Nachtgleiche sich von dem 21. März entfernt, und sich mehr dem Anfange des Jahres genähert habe. Den Grund dieser Erscheinung fanden sie darin, daß das tropische Sonnen=

und verwarfen einmüthig auf dem Reichstage die neue Proposition.

Die Jesuiten sahen mit Freude, wie, außer dem Schaden, den sie durch ihre Predigten den Protestanten zufügten, dies unglückselige Volk durch inneren Zwiespalt sich selbst auftrieb. An diesem Unheil war Luthers blinder Starrsinn zuerst Schuld gewesen, und seine Nachfolger, die ihm gerade in diesem tadelnswürdigen Eifer am liebsten nachahmten, machten den Schaden unheilbar. Wäre man dem Melanchthon gefolgt, und hätte den Reformirten in dem einzigen Ar-

jahr, oder die Zeit, in welcher sich die Erde um die Sonne bewegt, nur 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Sec. betrage. Indem man nun im Kalender sechs volle Tage angenommen hatte, hatte man 672 Secunden zuviel angenommen, und folglich jedem folgenden Jahre um soviel entwendet. Diese Unrichtigkeit machte im Jahr 1582 schon einen Irrthum von zehn Tagen aus; und daher kam es denn auch, daß, nach den Beobachtungen der Astronomen, damals die Nachtgleiche auf den 11. März fiel. So konnte es nun unmöglich bleiben, weil sonst nach einigen tausend Jahren der Sommer in den April, und so immer weiter zurück gefallen seyn würde. Da zog nun der erwähnte Papst die berühmtesten Astronomen seiner Zeit zu Rathe, und diese setzten fest: 1) daß man die zehn Tage, um welche man sich verspätet habe, überspringen, und gleich nach dem 4 October den 15. schreiben solle, um wieder in das rechte Gleise zu kommen; und 2) daß man, um nie

tikel vom Abendmahl nachgegeben, so wäre doch das Reich nicht gar dreifach gespalten worden; und anstatt daß man jetzt auf Katholiken und Reformirte feindselige Blitze schoß, hätte man durch Vereinigung mit den letztern den erstern desto kräftiger widerstehen können. Aber sonderbar! der Haß zwischen Lutherischen und Reformirten war fast bittrer als zwischen Lutherischen und Katholischen; und weil die Reformirten die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl nicht glauben wollten, wurden sie von den lutherischen Theologen heillose Sectirer, Schriftverdreher und

wieder dies Gleiche zu verlieren, alle 400 Jahre drei Tage aus dem Kalender weglassen solle. Nur so könne das Frühlings-Aequinoctium auf den 21sten März fixirt werden. Gregor verordnete also durch eine Bulle, daß das Schlußjahr jedes Jahrhundertes nicht, wie bis dahin, ein Schaltjahr, sondern ein Gemeinjahr, und nur das vierte Mal ein Schaltjahr seyn sollte. Das Jahr 1600 blieb ein Schaltjahr, aber 1700 und 1800 sind Gemeinjahre gewesen. Eben so wird 1900 ein Gemeinjahr, aber 2000 wieder ein Schaltjahr seyn. — Die Protestanten in Deutschland nahmen diese verbesserte Zeitrechnung erst 1700 an, und in dem Kalender dieses Jahres folgte auf den 18ten Februar gleich der 1ste März. Jetzt würde man schon zwölf Tage überspringen müssen. Den Russen und Griechen, die noch immer nach dem alten Kalender schreiben, steht dieser Sprung noch bevor; England und Schweden haben sich erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dazu bequemt.

Gotteesleugner gescholten. Dafür schimpften sie jene wider Erzdummköpfe, Väter der Ubiquität, neue Kapharnaiten, Brodtanbeter, Verrückte, Menschenfresser, Fleischfresser und Cyklopen. Mit dergleichen Unanständigkeiten füllten die Prediger beider Parteien ihre Predigten wie ihre Schriften an.

Der Kaiser entäußerte sich unterdessen so sehr aller Regierungsgeschäfte, daß alles nach dem Willen seiner Kreaturen ging. Er hatte andere Beschäftigungen lieber gewonnen, die ihm zu jenen weder Zeit noch Lust übrig ließen. Er war der größte Pferdekenner im Reiche, und konnte Stunden lang in seinen Ställen auf und nieder gehen, so daß mancher, der ein Gesuch an ihn hatte, und es nirgends anbringen konnte, sich unter das Stallgesinde mischte, um ihm beizukommen. Daneben wandte er viel Geld auf schöne Gemälde, Gemmen, Statuen und andere Antiken; und die Zeit, die ihm von diesen beiden Liebhabereien noch übrig blieb, widmete er dem Studium zweier Wissenschaften, die damals ganz vorzüglich im Schwange gingen, der Alchymie und der Astrologie. Eingeschlossen in sein Laboratorium oder seine Sternwarte, horchte er begierig auf die Weisheit der Charlatane und Abentheurer, die ihm sein Gold stahlen, um ihn welches kochen zu lehren, und ihm die Zukunft enthüllten, um ihn für die Gegenwart närrisch

zu machen. So konnte er sich nicht entschließen, eine ihm längst versprochene Braut, Philipps II. Tochter Isabelle, zu heirathen, weil seine Astrologen ihm prophezeiht hatten, daß ihm Unglück von seinen Kindern bevorstehe. Mancher andere thörichte Entschluß, der allen unbegreiflich schien, hatte gleichfalls in astrologischen Grillen seinen Grund, und sein ganzer schwankender Charakter entstand daher, daß er die Rathschläge seiner Vernunft nicht mit denen der Sterne in Uebereinstimmung bringen konnte.

Keine seiner Besitzungen litt durch diese unselige Verblendung soviel als Ungarn, dieses so sehr zerrüttete Reich, welches alle Kunst des weisesten Regenten erfordert hätte, um zu einer bessern Organisation zu gelangen. Aber wie konnte eine Nation ihren König lieben, wenn er sich nicht ein einziges Mal in ihrem Lande sehen ließ, keinen einzigen Landtag selbst besuchte, auf keine ihrer eingesandten Beschwerden oder Anfragen eine Entschließung von sich gab, die vornehmsten Stellen unbesetzt ließ, und sich um seine dorthin gesandten deutschen Truppen so wenig bekümmerte, daß diese ungestraft die frechsten Räubereien und Ausschweifungen begehen durften? Einer der Misvergnügten, Stephan Botschkai, einer der angesehensten ungarischen Edelleute, der mehrmals nach Prag reisete, um dem Kaiser persönlich die Noth sei-

nes Vaterlandes vorzustellen, konnte es nicht dahin bringen, auch nur einmal vorgelassen zu werden; selbst die Minister ließen sich nur sehr selten sprechen, und während er Stunden lang in den Vorzimmern warten mußte, geschah es oft, daß die Pagen, welche daselbst zum Zeitvertreibe Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen. Voller Zorns, sich so unwürdig behandelt zu sehen, rief er zu Hause alle braven Patrioten auf, das deutsche Joch abzuschütteln; und in kurzem sah er sich an der Spitze eines Heeres, mit dem er sich ohne Widerstand Meister von Siebenbürgen und Oberungarn machen konnte. Die Nachricht davon schien Rudolfen so wenig zu kümmern, als ob von einem Aufstand im chinesischen Reiche die Rede sei.

So gleichgültig konnte jedoch des Kaisers Bruder und künftiger Nachfolger Matthias das Unwesen nicht mit ansehen. Er berief seinen jüngern Bruder Maximilian, desgleichen seine Vettern, die steirischen Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, zu einer Konferenz, und erhielt ihre Einwilligung, daß er von nun an die Regierungsgeschäfte in Oestreich und Ungarn übernehmen solle. Sogleich traf er nun die nöthigen Verfügungen, des Botschkai weitere Anmaßungen zu hemmen, schloß einen Vergleich mit diesem, und hatte das Vergnügen, durch Botschkais baldigen Tod jene abgefallenen

Pro-

Provinzen dem Reiche wieder zurückführen zu können.

Man kann denken, daß diese unerwartete Anmaßung des Matthias Rudolfen nicht wohlgefiel. Er beschwerte sich laut darüber, und forderte seine böhmischen Stände und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen zum Beistande gegen den rebellischen Bruder auf. Allein die letztern riethen ihm, die Sache in Güte beizulegen; und die erstern, die sich freuten, endlich einmal ihres Herrn auf einem Landtage habhaft zu werden, bestürmten ihn dergestalt mit Gesuchen wegen der Religionsfreiheit, daß er die Forderungen des Matthias gern unterschrieb, um nur bald wieder nach Hause zu kommen. In einem feierlichen Vertrage vom 29. Jun. 1608 trat er diesem Oestreich ob und unter der Ens, desgleichen das ganze Königreich Ungarn förmlich ab, „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des sechszehnjährigen Krieges gelitten, durch ihn wieder zu Ruhe und Wohlstand möchte gebracht werden.“ Auch die Anwartschaft auf Böhmen ward ihm kraft dieses Vergleichs ertheilt.

So nöthig aber auch jenen Ländern die rettende Hand gewesen war, so hatten dieselben doch durch einen Regenten wie Matthias wenig gewonnen. Schüler der Jesuiten, stets von Jesuiten umgeben, konnte dieser Mann unmöglich

Vertrauen finden bei Unterthanen, die bereits für den Protestantismus so lebhafte Kämpfe gewagt hatten, und deren erste Forderung jetzt freie Uebung ihrer Religion war. Als er daher wie im Triumphe seinen Einzug in Wien hielt, schlugen ihm die Herzen bei weitem nicht so entgegen, als ein neuer Regent es sonst wohl erwarten darf. Ja, da sie hörten, daß er die lutherische Lehre in seinen Landen ganz abzustellen entschlossen sey, griffen die Stände augenblicklich zu den Waffen, und schwuren, nicht eher dem neuen Landesherrn zu huldigen, als bis er sie der Religion halben vollkommen sicher gestellt hätte. Matthias stutzte. Da schrie ihm sein vertrauter Rath, der Jesuit Melchior Klesel, unaufhörlich in die Ohren, es sey besser, die Protestanten nähmen alle katholischen Kirchen mit Gewalt ein, als daß man sie ihnen durch kaiserliche Autorität bewilligte. In jenem Falle könne man immer noch ihrer Gewalt Einhalt thun, in diesem lasse sich nichts wieder zurücknehmen. Kaum hörten die Protestanten von diesen Grundsätzen, als sie so ernstliche Bewegungen machten, daß Matthias doch auf seiner Hut seyn mußte. Ihre Deputirten sagten ihm ins Gesicht, es sey schon mancher Herr durch seine Reformationen um Land und Leute gekommen; er solle sich vorsehen, daß ihm nicht das nämliche begegne. Auch der

Kurfürst von Sachsen schrieb ihm, das Haus Oestreich habe eine geraume Zeit keine ärgere Feinde gehabt, als den Stuhl zu Rom und die Jesuiten; wo diese Gesellen immer hinkämen, da sey Laub und Gras verdorben, und wenn sie dann mit ihren Rathschlägen Fürsten und Herren um Land und Leute gebracht hätten, so sey es nicht in ihrem Vermögen, neue Länder zu erschaffen, dann rissen sie aus nach Italien, und ließen Stank und Verderben hinter sich. — Das Ende von allem war, daß Matthias sich zu einer Concession bequemte, die aber in so allgemeinen, zweideutigen Ausdrücken abgefaßt war, daß man die Tücke der Jesuiten darin nicht verkennen konnte.

Rudolf hatte nun also nur noch ein Land, Böhmen, zu welchem damals auch Schlesien, die Lausitz und Mähren gerechnet wurde. Aber auch dieses konnte er nicht in Ruhe besitzen, weil er sich nicht ein Mal entschließen konnte, die protestantischen Unterthanen wegen ihrer Religion völlig zufrieden zu stellen. Aber da sein Ansehen im ganzen Reiche so gefallen war, so setzten seine böhmischen Stände nun auch zuletzt allen Respect aus den Augen, und gingen ihm mit größtem Ernst zu Leibe. Sie verlangten freie Religionsübung, ein eigenes von ihnen zu besetzendes Consistorium, und die Einräumung der Prager Akademie, auf der schon

Huß vor 200 Jahren frei gelehret habe. Als darauf, nach Rudolfs Gewohnheit, keine Antwort erfolgte, hielten sie eigne Zusammenkünfte für sich, troß dem Kaiserlichen Verbot, auf dem Neustädter Rathhause, und eröffneten dieselben jedesmal mit dem Liede: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort," welches bei offenen Fenstern laut angestimmt wurde, indeß die unten versammelten bewaffneten Bürgerschaaren auf und ab patrouillirten, und andächtig mitsangen. Auch sie sandten Deputirte an Rudolfen, die ihm die übeln Folgen sehr nahe legten, welche aus seiner ferneren Weigerung entstehen könnten; und dadurch erlangten sie es denn, daß er alle ihre Forderungen glücklich unterschrieb.

Kaum hatte er sich dieses verdrüßlichen Geschäfts entledigt, als schon wieder eine andere Gesandtschaft an ihn erging, die ihm neue Sorgen machte. Bei den feindlichen Machinationen der Jesuiten im deutschen Reiche, und bei den mannigfaltigen schreckenden Gerüchten, welche sich durchkreuzten, fanden es mehrere Fürsten für gut, einen neuen Bund nach Art des ehemaligen schmalkaldischen zu Schutz und Trutz zu errichten, und so kam eine sogenannte Union zu Stande (1608), von welcher Kurpfalz und Würtemberg die Häupter, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen

Christian und Joachim Ernst von Brandenburg, und Georg Friedrich, Markgraf von Baden, die vornehmsten Glieder waren. Demnächst traten drei wichtige Städte, Straßburg, Nürnberg und Ulm hinzu; auch der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich nicht abgeneigt, nur Sachsen verwarf alle Anträge. Vor der Hand verband man sich auf zehn Jahre. Diese Bundesgesellschaft war es, deren Gesandtschaft jetzt aufs neue in den bedrängten Rudolf eindrang. Man hatte zum Sprecher einen trefflichen Mann ausgewählt, den Fürsten Christian von Anhalt, der am Prager Hofe eine Sprache führte, über welche alle Minister erstaunten. Er beschwerte sich über die schlechte Verfassung des kaiserlichen Reichshofraths, über die Unthätigkeit des Kaisers, die Untauglichkeit seiner Räthe, deren viele gar nicht einmal von ritterlicher Abkunft wären, über ihre Bestechlichkeit und Parteilichkeit, und vor allen über den so trägen Geschäftsgang, vermöge dessen die wichtigsten Sachen Monate lang liegen blieben, und hernach mit ganz unerhörten Gebühren bezahlt werden müßten. Die Treulosigkeiten, die die protestantischen Glaubensgenossen gegen alle Verheißungen des Religionsfriedens erfahren müßten, schilderte er auf das kräftigste, und seiner Bitte um Abstellung aller dieser Beschwerden fehlte es auch nicht an Nachdruck.

Dennoch ließ man ihn fünf Wochen warten, ehe er den geringsten Bescheid erhielt. Er pochte so lange, bis er den Kaiser noch einmal zu sprechen bekam. Dieser kam ängstlich zum Vorschein, und fing — ganz gegen seine Gewohnheit — zuerst an zu reden, versicherte, er habe bereits eine Resolution abfassen lassen, die auch den Ständen zugestellt werden solle. Er hoffe, sie würden damit zufrieden seyn. Er habe jetzt viel zu thun, und bitte ihn (den Fürsten Christian), die Stände zur Ergebenheit zu ermahnen, und dazu beizutragen, daß nicht weiter in ihn gedrungen werde.

Mit dieser Antwort ließ sich Christian nicht abfertigen. Er antwortete, er könne wohl vermuthen, daß es mit der neuen Resolution nur wieder auf einen Verschub angesehen seyn werde, und die Sache sey leider nur schon allzu lange verschoben, daß man wohl ein Ende wünschen möchte. Daher solle er sich ihm deutlich erklären, was die Füksten zu hoffen hätten, und so wichtige Sachen nicht erst seinen Leuten überlassen, da man wohl wisse, wieviel oft davon abhange, daß ein Fürst eine Sache selbst einsehe. Er bitte ihn, das denkwürdige Exempel Julius Cäsars gnädigst zu erwägen, der, wenn er bei seinem letzten Hingang auf das Capitolium die Schrift selber gelesen, die man ihm zugesteckt, der dreiundzwanzig Wunden leicht hätte entübri-

get seyn können, durch die er ermordet worden sey.

Der Kaiser erschrak, und verließ schnell das Zimmer mit der Versicherung, daß er der Sache weiter nachdenken wolle. Die kühne Erinnerung an Cäsars Ermordung hatte ihn so überrascht, und stimmte so wunderlich mit seinen astrologischen Grillen zusammen, daß er sogleich einen seiner Vertrauten zu dem Fürsten schickte, um zu erforschen, ob etwa auch gegen ihn so eine Verschwörung im Werke sey; und es bedurfte, um den geängstigten Kaiser zu beruhigen, vieler wiederholter Versicherungen Christians, daß ihm die Geschichte Cäsars als ein Beispiel entfallen sey. Die Resolution war indessen wirklich so unbefriedigend, als der Fürst vermuthet hatte, und die ganze Gesandtschaft war so gut als vergeblich gewesen.

Die Bewegungen im Reiche waren nicht geringe, die Unzufriedenheit mit Oestreich allgemein. Unter diesen fatalen Umständen ereignete sich ein Rechtsfall, der den reichlich vorhandenen Zunder zu entzünden drohte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich starb am 25. März 1609 ohne Erben; und sogleich richtete jeder Reichsfürst, der nur irgend eine Verwandtschaft mit einer jülichschen Prinzessin vorzeigen konnte, seine Augen auf diese herrlichen Länder, die außer den jetzigen Herzogthümern, Jülich, Berg

und Cleve, noch eine Anzahl trefflicher Graf- und Herrschaften in sich begriffen, die nachher zum Theil an Preußen gefallen sind. Der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg griffen zuerst zu, und besetzten einen Theil jener Länder; dann regten sich noch mehrere Competenten, unter andern der Kurfürst von Sachsen, der Pfalzgraf von Zweibrücken und ein östreichischer Markgraf. Der Kaiser aber, oder vielmehr seine Räthe, hatten große Lust, das bestrittene Land als ein verfallenes Reichslehen einzuziehen, und wo möglich die östreichische Herrschaft dadurch zu vergrößern.

Es erhob sich nun ein weitläuftiger Erbschaftsproceß bey dem Reichshofrath. Die Parteien wurden edictaliter vorgeladen, die Archive nach alten Familienrecessen durchsucht, und ganze Stöße von Acten voll geschrieben. Unterdessen sollte der Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Strasburg, in aller Geschwindigkeit ein Heer im Elsaß auftreiben, um damit wo möglich das Land für Oestreich in Besitz zu nehmen. Dagegen erhob sich nun schnell die Union, brach mit guten Truppen in den Elsaß ein, und zerstörte die östreichischen Werbungen völlig, that dann einen Zug durch die geistlichen Stifter und Erzbisthümer, brandschatzte sie bei der Gelegenheit aus alter Rachsucht bestens, und lagerte sich zuletzt vor der Stadt Jülich. Man kann den-

ken, daß der Reichshofrath darüber ein gewaltiges Geschrei erhob. Aber sie selber waren auch nicht sprachlos. Sie erklärten öffentlich die vom Kaiser in der Jülichschen Erbschaftssache verhängten Processe für widerrechtlich und unstatthaft, und sich selber bereit, die rechtmäßigen Erben als treue Brüder gegen alle gewaltthätigen Eingriffe zu schützen.

Da es indessen das Ansehen hatte, als ob die Union noch andere Absichten, als die Schlichtung der Jülichschen Händel habe, und besonders die geistlichen Kurfürstenthümer von ihren Truppen bei der Rückkehr noch einen empfindlichern Zuspruch besorgten, als sie bei dem ersten Durchmarsch erfahren hatten; so brachten sie in der Eil einen Siegenbund zu Stande, der um so furchtbarer wurde, da alle einzelnen Glieder ihren Willen unter die Einsicht eines einzigen klugen Oberhauptes, des Herzogs Maximilian von Baiern, beugten, und bloß ihre Beiträge an Geld und Truppen lieferten. Diese Einheit mangelte durchaus im Heere der Unirten; ja es erhoben sich schon Klagen der kleineren Glieder gegen die mächtigern, und so konnten sie, trotz allen ihren anfänglichen Drohungen, jetzt nichts besseres thun, als der Aufforderung d[illegible] nannte sich der katholische Bund) Gehör geben, und gegen ein gleiches Erbieten der Ligisten die Waffen niederlegen. So wirkungslos zerschlug

sich abermals eine Unternehmung, die soviel Geld gekostet, und einen Theil Deutschlands so sehr beunruhigt hatte.

Dem Kaiser waren übrigens für seine letzten Lebensjahre noch bittere Kränkungen aufbehalten. Es verdroß ihn im Innersten, daß sein herrschsüchtiger Bruder, der ihm schon zwei Hauptländer entrissen hatte, nach seinem Tode auch das schöne Böhmen bekommen sollte. Er hätte es gar zu gern seinem Vetter, dem oben erwähnten Erzherzog Leopold, gegönnt, der sich immer so freundlich und zutraulich gegen ihn erwiesen hatte. Wirklich besprach er sich mit seinen Günstlingen darüber, und so ward ein Plan ersonnen, der, weil der Ausführung Einsicht und Nachdruck fehlten, nicht bloß scheiterte, sondern den armen Rudolph noch unglücklicher machte, als er zuvor gewesen war. Ein paar Edelleute erhielten nämlich Geld, um Truppen für ihn zu werben. Der Werbeplatz war Passau. Als die Zahl vollständig war — 12,000 Mann — rückten sie in Böhmen ein, und nahmen Budweis weg. Sogleich gerathen die böhmischen Stände in Aufruhr. Jedermann will wissen, was das bedeute, aber der Kaiser läßt sich nicht sehen. Sie rücken endlich bis Prag vor, und einzelne Compagnien dringen sogar in die Altstadt ein, wo sie vielen Unfug, selbst mehrere Mordthaten verüben. Die Stände, noch immer bestürzt, beson=

ders weil sie in dem seltsamen Ueberfall religiöse Absichten ahnen, bemächtigen sie endlich eines kaiserlichen Raths, und spannen ihn auf die Folter. Er sagt ihnen ehrlich aus, die Rüstungen hätten keinen andern Zweck, als die Erhebung Leopolds auf den böhmischen Thron. Etwas beruhigt durch diese Aussage, aber doch noch heftig empört über die ungeladenen Gäste, dringen sie mit drohendem Ungestüm in den erschrockenen Rudolf, daß er dir Truppen entlasse. Er hat kein Geld, ihnen den Abschiedssold zu zahlen; endlich bringt er mit Mühe 300.000 Gulden auf, und nun ziehen sie sich zurück [illegible]r die Stände, noch immer mistrauisch, gehen noch weiter. Sie besetzen sein Schloß, und lassen ihn selbst nicht unbewacht in seinem Garten spazieren gehen. Matthias, sein verhaßter Bruder, dem er schon zu lange gelebt hatte, benutzt die aufrührerische Stimmung des Volks, eilt nach Böhmen, und zieht wie im Triumph in Prag ein. Der geängstigte Rudolf verliert die Fassung so sehr, daß er ihm zu seiner freudigen Aufnahme sogar Glück wünscht. Und nun kam es zu bittern Verhandlungen. Die Stände erklärten in offener Sizzung, daß sie unter Rudolfs Regierung nicht länger stehen wollten. Alles verläßt den hülflosen alten Mann. Selbst seine Räthe und Günstinge hatte man ihm genommen, und mit Arrest belegt. Da sandten ihm die treuen Kurfürsten

von Mainz und Sachsen ihre Gesandten zu, um ihm mit Trost und Rath beizuspringen. Der letztere schrieb auch noch besonders sehr ernstlich an die Stände, sie möchten mit allem Fleiß dahin sehen, wie die entstandene Unruhe auf das allerfriedlichste gestillet würde. Den Kaiser aber, welcher nicht allein die Krone Böheim, sondern auch das ganze römische Reich über 35 Jahre friedlich und ruhig regieret, sollten sie doch ja dieses Wesens für entschuldiget halten, und ihn nicht ferner betrüben, indem alles durch böse Leute so gekommen sei, die seinen Namen gemißbraucht hätten rc.

Seine Absetzung konnte indessen nicht mehr rückgängig gemacht werden, so tief sie auch den armen Mann verwundete. In der Akte, die deshalb in seinem Ntmen ausgestellt ward, hieß es: „er bewillige aus brüderlicher Liebe und Neigung, mit welcher er seinem ältesten Bruder Matthias gewogen sey, auch wegen Nutz und Frommen dieses Königreichs auf das künftige, damit nicht etwa nach seinem Tode Zerrüttung und Widerwillen sich erregen möchten, daß gemeldter sein Bruder, weil er vor diesem bereits mit seiner Bewilligung zum designirten König in Böhmen angenommen worden, bei diesem Landtage zum König in Böhmen, dem alten Brauch nach, publicirt und gekrönt werde.“ Als Rudolf das Blatt unterzeichnet, oder vielmehr mit Tinte be-

fleckt hatte, warf er vor Unmuth seinen Hut auf die Erde, und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Auf Verwendung der obengenannten Gesandten, ließ ihm Matthias bis an sein Ende die Wohnung im Prager Schlosse, und eine jährliche Rente von 300,000 Gulden.

Jetzt fehlte nur noch, daß auch die Kurfürsten ihm die Kaiserwürde abgenommen hätten. Das thaten sie zwar nicht, aber sie suchten ihn doch zur Ernennung eines römischen Königs zu bewegen. Schon hatte er auch den Wahltag angesetzt, als ein willkommener Tod ihn in seinem sechzigsten Jahre (1612, 20. Januar) von dem Schauplatze wegnahm, auf dem er eine so ruhmlose Rolle gespielt hatte.

---

## 68.

## Matthias.

(1612 — 1619.)

Die unglücklichsten Provinzen des deutschen Reichs waren jetzt unstreitig die, welche unter österreichischer Herrschaft standen, denn was könnte einem Lande schlimmeres begegnen, als wenn die Beherrscher geradehin der Unterthanen heftigste Feinde und Widersacher sind? Dazu machte sie

aber die steife Beharrlichkeit auf der katholischen Religion, zu welcher entweder natürliche Geistesbeschränktheit, oder bigotte Erziehung, oder politische Rücksichten sie führten. Doch hatten unter Rudolfs kraftloser Regierung die protestantischen Bewohner des eigentlichen Erzherzogthums Oestreich noch goldene Tage gehabt, gegen ihre Nachbaren in Steiermark, Krain und Kärnthen, deren Regent, der junge Erzherzog Ferdinand, mit einem so furchtbaren Ernst in seinen Landen reformirte, daß in kurzer Zeit keine einzige protestantische Predigt mehr gehört ward. Den darüber ausbrechenden Aufstand hatte er durch wohlbewaffnete Garnisonen und durch Galgen und Räder, die als Warnungszeichen für jeden etwanigen Rebellen an allen Landstraßen aufgerichtet wurden, im Keime erstickt. Dieser Fürst war sonst der rechtlichste Mann von der Welt. Was er hier hartes that, geschah in der reinsten Ueberzeugung, daß es wahre Christenpflicht sei; und er soll selbst gesagt haben, er liebe diese Irrenden so sehr, daß er willig sein Leben opfern wollte, wenn er wüßte, daß sie durch seinen Tod auf den Weg des rechten Glaubens zurückgebracht werden könnten; bloß aus Liebe zu ihnen versperrte er ihnen so gewaltsam den Weg zum Irrthum und zum ewigen Verderben. Auf der jesuitischen Universität zu Ingolstadt und aus den Gesprächen des erzkatholischen Herzogs Maximi-

lian von Baiern, unter dessen Augen er erzogen worden war, hatte er diese Grundsätze eingesogen.

Hatte gleich Rudolf die Energie nicht gehabt, in seinen Staaten das nämliche durchzusetzen, so hatte er doch wenigstens den Jesuiten allen Vorschub dazu geleistet. Diese wandten in ihren Predigten die feurigste Beredsamkeit an, das Volk zum Haß gegen das Lutherthum zu erhitzen. Ein Pater Andreas predigte in Wien von der Kanzel herab: es sei besser, sich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem lutherischen Weibe, denn jenen könne man doch mit Weihwasser und Exorcismus vertreiben, aber bei diesem sei Kreuz, Salböl und Taufe verloren. Andere jesuitische Prediger lehrten, wer bei den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten empfange, genieße recht eigentlich den Teufel selber. Von den Lutheranern brauchten sie gar keine andere, als gehässige Benennungen; sie schimpften sie lutherische Schelme, Verräther und Bösewichter; und von Luthern selber sagten sie, er sey ein Spitzbub, Räuber, verloffener Apostate und des Teufels Spießgeselle gewesen, mit welchem er eine Tonne Salz gefressen habe; seine Lehre sey gottlos und lügenhaftig, und sein Glaube ein rechter Teufelsglaube. — Der katholische Pöbel, der noch immer in seinem Prediger die Stimme Gottes zu vernehmen glaubte, ward durch solche Re-

den zu einer Art von Wuth gegen die anders glaubenden erhitzt; und da der protestantische von seinen Lehrern mit derselben Wuth gegen die Katholiken begeistert ward, so war es ganz natürlich, daß die Glieder beider Parteien, auch ohne sich weiter im mindesten zu kennen, einander wie Todfeinde haßten, indem einer in dem andern einen Verpester der menschlichen Gesellschaft verabscheute. Alle Moralität war zwischen ihnen aufgehoben.

Als Rudolf starb, hielten beide Confessionen in den österreichischen Staaten einander noch die Wage. Was von Matthias zu fürchten war, der sich fast ganz zum Organ der Jesuiten, und besonders seines Beichtvaters, des Kardinals Klesel, hergab, ist schon oben gesagt worden. Doch war es ein Glück für die Protestanten, daß er die Erwartungen nicht befriedigte, die man mit Recht von einem Fürsten hegte, der seinen Bruder so gewaltsam vom Throne gestoßen hatte. Er war nicht mehr jung, und von schwächlicher Gesundheit, welches den oben erwähnten Fürsten Christian von Anhalt, bei der Krönung zu Frankfurt (24. Jun. 1612), zu der Aeußerung veranlaßte, der werde, wenns zum Tanze kommen sollte, wohl keine große Sprünge machen. Auch begegnete er zuerst den deutschen Fürsten mit studirter Höflichkeit, und wer die stattliche Versammlung bei der Wahl und Krönung dieses Kaisers

mit

mit ansah, würde nicht geglaubt haben, daß unter ihm der fürchterlichste Krieg ausbrechen würde, der Deutschland je verheert hat. Alle Reichsfürsten wetteiferten mit einander in köstlichen Schmausereien und in der Größe und Pracht ihres Gefolges, doch alle überstrahlte Matthias selber, der an dreitausend Personen, zweitausend Pferde, und gegen hundert sechsspännige Kutschen mitgebracht hatte. Alle Kurfürsten waren selbst zugegen, bis auf den brandenburgischen, der seinen Sohn schickte; und noch viele andere Fürsten und Grafen verherrlichten diese glänzende Feier. Alle Arten von Lustbarkeiten wechselten mit einander ab; man sah auch noch ein Ringelrennen, bei welchem der Kaiser selber mit auf der Rennbahn erschien, und mehrere andere altdeutsche Belustigungen. So schied man von einander mit den besten Aussichten und Hoffnungen. Aber die nächsten Gelegenheiten zeigten, daß auch dieser Kaiser das alte österreichische System des Zauderns, Lauerns und Hinhaltens zu dem seinigen gemacht habe.

Merkwürdige Vorfälle ereigneten sich in dem eigentlichen Deutschlande während seiner Regierung weiter nicht, außer der Fortsetzung des Jülichschen Erbfolgestreits. Vorher war die Sache so weit gediehen, daß Johann Sigismund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalzneuburg die streitigen Länder besetzt hatten,

und der letztere wollte schon durch eine Heirath zwischen seinem Sohne Wolfgang Wilhelm und einer brandenburgischen Prinzessin dem ganzen Streit ein Ende machen, als derselbe plötzlich durch eine ungebührliche Handlung erst recht entflammt ward. Der junge Prinz nämlich, welcher sich um dieser Angelegenheit willen in Berlin eingefunden hatte, vergaß sich beim Trunk an der kurfürstlichen Tafel so sehr, daß er mit dem Kurfürsten in einen heftigen Wortwechsel gerieth, der sich mit einer Ohrfeige für ihn endigte. Sogleich brach er auf, alle Unterhandlungen hatten ein Ende, und in kurzem ward der Prinz mit der Tochter Wilhelms von Baiern, des eifrigsten Katholiken im Reiche, verlobt. Johann Sigismund sah nun wohl, was geschehen würde. Als Gemahl einer Katholikin würde der Pfalzgraf kein Bedenken tragen, die Spanier aus den Niederlanden nach Westphalen zu rufen, um die Brandenburger mit ihrer Hülfe aus den besetzten Städten zu vertreiben. Dem zuvorzukommen, lud er die Holländer ein, und vertauschte ihnen zu Gefallen die lutherische Religion mit der reformirten. Hierauf ward Wolfgang Wilhelm nach seines Vaters Tode gar katholisch, und führte wirklich die Spanier ins Land. Beide Hülfsvölker besetzten so viele Städte, als sie konnten, und zehrten auf Unkosten der Bürger, ohne einander anzugreifen; so daß es den Anschein hatte, als

wollten beide das Land für sich behalten. Alle Fürsten waren unwillig über die fremde Einquartirung, doch wollte niemand gern die Kosten daran wagen, sie mit Waffengewalt aus Deutschland zu vertreiben. Die Entwickelung dieser argen Verwirrung wird in der Folge erzählt werden.

Jetzt nähere ich mich der wichtigsten Begebenheit im Leben des Matthias. Wenige Fürsten haben so sichtbar die Hand der Nemesis empfunden, als dieser Kaiser. Er hatte kaum vier Jahre regiert, als auch er seine Brüder beschäftigt sahe, wo nicht ihn zu verdrängen, doch wenigstens ihm einen Nachfolger zu bestellen. Er war kinderlos, sein älterer Bruder Maximilian gleichfalls; auch hatte dieser so wenig als der jüngere, Albrecht, Neigung zum Geschäftsleben. Beide thaten also für sich selbst Verzicht auf die Nachfolge, gönnten sie aber einstimmig ihrem Vetter Ferdinand, der in seinen österreichischen Provinzen ein so kühnes Beispiel von Reformation im eigentlichen Sinne (Rückbildung) gegeben hatte. Von seiner Jugend, Einsicht, Entschlossenheit und Religiosität versprachen sie sich alles, und er selber brannte vor Eifer, das dem Reiche zu werden, was er bisher seinen Herzogthümern gewesen war.

Wie gelinde auch der Erzherzog Maximilian seinem Bruder, dem Kaiser, die Sache vorzustel-

len suchte, so empfindlich sträubte sich dieser doch dagegen. Aber die Brüder betrieben die Sache viel zu eifrig, und er selbst war viel zu ohnmächtig, als daß sie nicht hätten durchdringen sollen. Nach langem Sträuben mußte er endlich mit Böhmen den Anfang machen. Auf einem Landtage (1617. 9. Jun.) kam die Sache zu Stande. Der Vorschlag ward ohne erhebliche Schwierigkeiten von den Ständen angenommen, und Ferdinand als künftiger König von Böhmen proclamirt, und drei Wochen nachher mit großer Pracht zu Prag gekrönt. Die Böhmen bedungen sich weiter nichts aus, als daß der neue König sich nicht bei Lebzeiten des alten der Regierung anmaße, und daß er alle ihre bisherigen Privilegien bestätige.

Um diese Zeit bemerkte man unter den Katholiken in Böhmen allerlei verdächtige Bewegungen; die Jesuiten hoben mehr als jemals ihr Haupt empor, und verbargen ihre Freude und ihre Hofnung gar nicht, unter dem folgenden Könige den Protestantismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu sehen. Verschiedene prahlerische Reden bekannter Kaiserfreunde wurden vergrößert im Publikum herumgetragen; es hieß, eine gewisse Anzahl Köpfe würde wohl erst herunter müssen, ehe das Rebellenvolk zum Gehorsam würde gebracht werden können; dieser und der würden wohl am ersten herhalten müssen,

u. dergl. Durch solche Gerüchte wurden die Protestanten aufs höchste erbittert, und im Stillen war es schon so gut als beschlossen, Ferdinanden, troz seiner Krönung, noch erst eine scharf verklausulirte Kapitulation vorzulegen, ehe man ihm die Nachfolge gestattete.

Aber noch ehe es dahin kam, loderte schon der allgemeine Haß gegen die Katholiken in lichten Flammen auf. Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag und des Abts von Braunau hatten auf ihre Kosten in dem Städtchen Klostergrab und in Braunau ein Paar Kirchen zu bauen angefangen, wurden aber mehrmals von ihren katholischen Gutsherren mitten im Bau verhindert. Die Stände hatten sich über diese Verhinderung schon auf dem lezten Landtage bei dem Kaiser beschwert, aber keine Antwort enthalten, außer daß Matthias gelegentlich einmal geäußert hatte, er erkennne der Stände Begehren nicht für billig. Dennoch hatte man unter der Hand den Bau allmälig fortgesezt, und ihn 1617 glücklich beendigt. Aber nun wirkte der Erzbischof von Prag vom Hofe einen Befehl aus, die Klostergraber Kirche niederreißen und schleifen zu lassen, welches auch sogleich unter der Bedeckung einer hinlänglichen Anzahl katholischer Truppen geschah. Eben so ward auch eine kaiserliche Kommission nach Braunau geschickt, welche die dortige evangelische Kirche sper-

ren mußte, und als die Bürger darüber einen Aufstand erhoben, die vorlautesten derselben festnahm und ins Gefängniß schleppte.

Dies gewaltsame Verfahren brachte alle Protestanten in Harnisch. Sie schrien laut über Verletzung des Majestätsbriefes *), und sahen in dieser ersten Ungerechtigkeit das Vorspiel zu vielen andern, die die Jesuiten und Ferdinand ihnen noch zugedacht hätten. Unter allen Misvergnügten war der Graf Heinrich Matthias von Thurn am meisten zum Hasse gegen den Hof berechtigt, denn er hatte vor kurzem auf Klesels Veranstaltung die Kränkung erlitten, des Burggrafthums von Karlstein entsetzt zu seyn, einer ehrenvollen Stelle, mit welcher die Verwahrung der Krone und der Privilegien des Königreichs verbunden war. Rachtsucht floß also in ihm mit Religionswuth und Vaterlandsliebe zusammen, und brachte diejenige Begeisterung hervor, die dem Anführer einer Insurrection nöthig ist. Das Vertrauen der Nation hatte er sich vorher schon längst durch seine Tapferkeit, Freimüthigkeit und Herablassung erworben, und ihm verdankte er die wichtige Stelle eines Defensors der evangelischen Gemeine in Böhmen, kraft deren er jetzt sogleich eine Versammlung der protestantischen Stände

*) So hieß der dem Kaiser Rudolf abgedrungene Vertrag. Siehe oben p. 569.

nach Prag ausschrieb, um sich über die Maaßregeln, die man jetzt zu nehmen habe, gemeinschaftlich zu berathschlagen.

Alle Kreise des Königreichs sandten hierauf Abgeordnete in Menge hin, zur großen Beunruhigung der kaiserlichen Statthalterei in Prag. Es ward jedoch für diesmal noch kein anderer Schluß gefaßt, als daß zwei Bittschriften aufgesetzt werden sollten, eine an die kaiserlichen Statthalter in Böhmen, die andere an den Kaiser selbst, worin man um gnädigste Abstellung der gerechten Beschwerden, und besonders um die Freilassung der noch immer gefangenen Bürger von Braunau anhalten wolle. Die Briefe wurden hierauf wirklich verfaßt und abgeschickt, und die Verbündeten verabredeten eine neue Zusammenkunft auf den 21. May, auf der man die indessen wahrscheinlich eingelaufene Antwort in Ueberlegung nehmen wollte.

Es erhob sich auch bald eine dunkele Sage, es sei eine Antwort aus Wien in der Statthalterei angekommen, die ganz außerordentlich scharf für die Protestanten abgefaßt sey. Mit größter Begierde eilten die Abgeordneten an dem anberaumten Tage zur Versammlung, wurden aber sehr bestürzt, als sie das Schreiben nicht vorfanden. Voll von Muthmaßungen und Besorgnissen gingen sie wieder auseinander, erhielten aber von der Statthalterei die Nachricht, daß ihnen der

kaiserliche Brief morgen vorgelesen werden solle. So vernahmen sie ihn denn am 22 May, und wahrlich mit nicht geringem Erstaunen. Es ward ihnen darin gezeigt, wie höchst straffällig sie wären, daß sie sich einer Handlung (der Sperrung und Schleifung der Kirchen) widersetzt hätten, die auf des Kaisers Befehl geschehen sey; daß sie folglich dem Kaiser selbst zuwider gehandelt; daß sie ferner sich fremder Unterthanen gegen ihre rechtmäßige Oberherren angenommen, dann unerlaubte Zusammenkünfte gehalten, und endlich ein Geschrei im Volke gemacht hätten, als ob der Majestätsbrief in Gefahr sei, wodurch dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen boshafter Weise entzogen würde ꝛc. Man werde daher die Sache auf das strengste untersuchen, und es solle dann einem jeden nach Verdienst begegnet werden.

Diese letzte Drohung war so vieldeutig, daß sie alle Gemüther in Schrecken setzte. Wollte man nämlich das, was sie aus reinem Patriotismus gethan zu haben sich bewußt waren, als Rebellion ausdeuten, und nach dem Buchstaben des Gesetzes darüber erkennen, so waren gerade die ersten Patrioten ihrer Köpfe nicht sicher. Und wie hätten sie nicht jetzt in diesen Zeiten des Mistrauens immer gleich das Aergste annehmen sollen? Genug, dieser Brief goß Oel ins Feuer; und als man vollends einen Wink erhielt, er sey

nicht in Wien, sondern hier zu Prag in der Statthalterei, besonders auf Anstiften der beiden Räthe Martiniz und Slawata verfertigt, und bloß nach Wien zur Unterschrift gesandt worden, so erhielt die ausbrechende Wuth sogleich eine bestimmte Richtung. Beide Edelleute waren ohnehin längst von allen Protestanten innigst gehaßt, denn sie waren es gewesen, die sich vor neun Jahren der Ausfertigung des Majestätsbriefes am längsten wiedersetzt hatten, und noch waren sie als die ärgsten Tyrannen gegen die protestantischen Bauern auf ihren Gütern verschrieen. Man sagte ihnen nach, sie ließen dieselben mit Hunden in die katholische Kirche hetzen, und ihnen den Mund mit Gewalt aufreißen, um sie zur Verschluckung des Abendmahlsbrodtes vor dem katholischen Priester zu zwingen. Slawata sollte die seinigen durch Verweigerung der Begräbnisse und der Trau- und Taufscheine zum katholischen Glauben gezwungen haben. Alle diese Gewaltthätigkeiten aber wurden jetzt in den Augen der protestantischen Stände durch das Verbrechen weit überwogen, einen Brief geschmiedet zu haben, durch welchen sie alle in Lebensgefahr gerathen wären. Sogleich ward eine neue Zusammenkunft auf den folgenden Tag verabredet, auf der man Willens war, mit den Statthaltern Stirn gegen Stirn ein ernsthaftes Wort zu sprechen.

Dieser denkwürdige Tag war der 23. May (1618.) Zur festgesetzten Stunde erschienen die Kreisdeputirten, den Grafen von Thurn an ihrer Spitze, fast alle bewaffnet und mit einem zahlreichen Gefolge von Knechten umringt, im königlichen Schlosse, und drangen mit Ungestüm in das Zimmer, in welchem die vier Statthalter sich befanden. Nachdem erst viele Stimmen mit verworrenem Geschrei durcheinander eine Fluth von Schimpfwörtern, Vorwürfen und Fragen über die erschrockenen Räthe ergossen hatten, nahm endlich einer das Wort, und rief laut: er wolle wissen, ob sie (die vier Statthalter) in dem Rath auch gewesen, da dieses schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben consultirt und erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben und dasselbe approbiren helfen.

Nach einer Pause antwortete endlich der oberste Burggraf, Adam von Sternberg, mit sichtbarer Verlegenheit, die Sache sei so wichtig, daß man nothwendig darüber erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei berufen müsse. Dies solle geschehen, und dann wolle man ihnen hinlängliche Auskunft und Genugthuung geben.

Aber damit kamen die Herren nicht weg. Die Deputirten fragten nochmals jeden einzeln, ob er Theil an dem Schreiben gehabt habe. Alle schwiegen. Da traten einige hervor, und sagten, sie wüßten, daß der Burggraf und Diopold

von Lobkowiz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben zugegen gewesen wären, aber die Ausfertigung desselben nicht bewilligt hätten. Hierauf nahm man diese beiden beim Arme, und führte sie in ein anderes Zimmer; ein Paar andere aber sprangen auf den allgehaßten Martiniz zu, schleppten ihn ans Fenster, und stürzten ihn hinab. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, Thäter und Zuschauer waren gleich erschrocken; bis einer, auf Slawata zeigend, rief: „Edle Herren, hier habt ihr den andern.“ Da packten sie auch diesen, und warfen ihn hinunter. Noch war der Sekretär Fabricius übrig, der, als ein Schmeichler und Gehülfe beider verhaßt, mit ihnen gleiches Schicksal hatte. Ungeachtet die Höhe nahe an achtzig Fuß betragen mochte, blieben doch die Unglücklichen alle drei am Leben, da sie glücklicher Weise auf sehr weichen Grund gefallen waren.

Auf diese ächt böhmische Execution *) folgten nun andere rasche Thaten. Das Schloß ward mit ständischen Truppen besetzt, die Beamten wurden von den Ständen förmlich in Eid und Pflicht genommen, die Landeseinkünfte eingezogen, alle Jesuiten aus dem Lande vertrieben, ein Ausschuß von dreißig Edelleuten zur Verwaltung der Geschäfte festgesetzt, und überhaupt eine ganz

*) Sie kommt in der früheren Geschichte Böhmens öfter vor.

revolutionäre Regierung eingerichtet. Alles ging in größter Schnelligkeit von Statten, und der Graf von Thurn war die Seele des Ganzen.

Man kann sich das Schrecken des Kaisers denken, als die Nachricht von diesen Vorfällen nach Wien kam. Arm an Geld und Kredit, nicht sicher vor seinen östreichischen Unterthanen, und in steter Besorgniß wegen der Ungarn; nichts von stehenden Heeren, von Magazinen und Kriegsvorräthen; er selber abgelebt und kränklich: welche Macht konnte er den beleidigten Böhmen entgegenstellen? Sein erster Gedanke war Nachgiebigkeit; aber diese Maaßregel verwünschte der brausende Ferdinand, dem sein Religionseifer die Idee eingab, dieser Aufstand sey eine Schickung Gottes, der die Ketzer mit offener Gewalt ausgerottet wissen wolle. Als bestimmter Nachfolger des Matthias griff er jetzt gewaltsam vor, ließ aller Orten Truppen werben, und verfügte sich nach Ungarn, um auch dort erst das Krönungsgeschäft zu beendigen (1. Jul. 1618). Dann verfuhr er mit seinem Emeritus, wie dieser einst mit seinem Bruder Rudolf verfahren war, und entriß ihm gewaltsam seine Stütze, den Kardinal Klesel, der allerdings die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe wohl verdient hatte. Die Rüstungen gegen die Rebellen in Böhmen wurden nun mit Eifer fortgesetzt; auch Graf Thurn ließ eiligst Völker werben, und ganz Deutschland richtete

seine Augen auf die Scene, von der man sich zwar große Erscheinungen versprach, aber doch das wohl nicht vermuthen konnte, daß der Vorhang erst nach dreißig Jahren fallen, und daß die hier zuerst geschwungene Fackel erst nach der Verwüstung des ganzen deutschen Reichs erlöschen würde.

Ich breche hier ab, um erst die Geschichte der übrigen Völker Europens bis an die Schranke fortzuführen. Aber ehe ich mich von den Deutschen gänzlich trenne, will ich noch in einem kurzen Abschnitte dasjenige nachholen, was ich von ihrem Kulturzustande und ihrer Lebensart während des eben beschriebenen Zeitraums habe auffinden können.

---

## 69.
## Kulturzustand und Lebensart der Deutschen in diesem Zeitraume.

So sehr sich auch jetzt die Zeiten verändert hatten, wenn man sie mit jenen frühern vergleicht, wo der freie Deutsche keine andere Beschäftigung für seiner würdig erkannte, als den Krieg: so war doch jener Geist auch jetzt noch keinesweges ausgestorben, zumal in derjenigen Volksklasse, welche sich noch mit nicht geringem

Stolze für die einzig ächte Nachkommenschaft jener freien Deutschen hielt, die nur zum Kriegen und zum Herrschen geboren waren — unter dem Adel. Diese ungemein zahlreiche Volksklasse, von welcher doch nur ein Theil mit Gütern und Burgen versehen war, und die doch jeden bürgerlichen Nahrungszweig verächtlich von sich wies, war sehr übel berathen, wenn es nicht irgendwo Krieg gab; ja Ihr wisset wohl noch aus den vorigen Theilen dieses Buches, daß die meisten aus Noth ein Räuberleben führen mußten, wodurch die Sicherheit im Lande ganz ungemein gefährdet worden war. Der ewige Landfriede und das Reichskammergericht, welche unter Maximilian I. gestiftet wurden, setzten zwar jenem Ritterunfug einen starken Damm entgegen, tilgten aber das so tief gewurzelte Uebel wenigstens nicht so gleich, daß nicht noch mancher Edelmann, der sich fühlte, in vorkommenden Fällen lieber seine Fehde mit dem Degen hätte ausmachen, als sich vor dem Kammergericht klagend einfinden sollen. So geschah denn freilich manchmal auch nach dem Landfrieden noch etwas, das zu dem Sprichwort Anlaß gab, es sey dem Landfrieden nicht zu trauen. Noch zu Luthers Zeiten trieben mehrere berühmte Edelleute ihr ritterliches Handwerk ziemlich ungescheut; wie denn der tapfere Franz von Sickingen (geboren 1481, † 1523) von seinem Schlosse Ebernburg bei Kreuznach den Worm-

fern mit seinen Schaaren, die oft an 7000 stark waren, hart zusetzte, weil sie ihrem Bischof, seinem Lehnsherrn, feindlich begegnet waren. Ein andermal überfiel er die Stadt Metz mit 2000 Reitern und vielem Fußvolk, weil die Obrigkeit mehreren ihrer Bürger, ohne Recht das Ihrige genommen hatte, und ließ sie nicht eher los, als bis sie das Unrecht wieder gut gemacht, und ihm für seine Bemühung 20,000 Gulden gezahlt hatten. Ja, sagte er doch selbst dem damals noch jungen Landgrafen Philipp von Hessen Fehde an, weil er sich von ihm beleidigt glaubte; und ungeachtet dieser mit 6000 Mann seines Landvolks und vielen Reitern gegen ihn anrückte, so hatte doch Sickingen von dem ganzen pfälzischen Adel aus der Gegend noch weit mehr und tüchtigere Mannschaft aufgetrieben, womit er nicht nur die Flecken und Dörfer des Landgrafen mit Brennen und Plündern fürchterlich verwüstete, sondern selbst der Stadt Darmstadt so heftig zusetzte, daß sie sich zu ergeben beschloß. Eben ward noch durch Vermittelung des Markgrafen von Baden ein Vergleich getroffen, in welchem die hessische Ritterschaft sich den argen Feind mit nicht weniger als 85000 Gulden vom Halse schaffen mußte. „Um dieselbe Zeit, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, kam ein neuer Glaub auf, durch einen Mönch, Martin Luther genannt, und Herr Ulrich von Hutten that sich zu Franzen gegen Ebern-

burg, nnd bracht zuwege, daß er sich auch desselben Glaubens annahm, also daß ein ausgesprungener Mönch aus Baiern mit Namen Oecolampadius, gen Ebernburg kam, und predigt daselbst, darzu auch einer, Bucerus, die machten Aenderung in der Meß, schaften das Salve ab, item das Fasten und andere Sachen, und wurden auch böse Bücher gedruckt, zu welchen Sachen Franz zugestimmt. Dies bracht allen den Dienern ein Schrecken, besorgten es würde ihnen dadurch ihr gehabtes Glück entzogen, und davor alles Unglück kommen, wie auch geschehen." Ihr erinnert Euch gewiß noch des edlen Anerbietens, das diese Edelleute Luthern 1520 machen ließen. Sickingen zog bald darauf dem jungen Kaiser Karl V. mit 3000 Reitern und 12,000 zu Fuß (ein bloßer Edelmann!) gegen Frankreich zu Hülfe, zog aber bald wieder heim, weil ihm der versprochene Sold nicht bezahlt ward. In einer neuen Fehde zu Hause mußte er sich auf seinen Schlössern gegen die Macht zweier Kurfürsten und eines Landgrafen vertheidigen, würde aber gewiß nicht gutwillig gewichen seyn, wenn nicht eine Kanonenkugel, die ihn zerschmetterte, der Fehde den Ausschlag gegeben hätte. Im Fallen winkte er, wie Bourbon, seinen Leuten, sie sollten kein Geschrei davon machen; so trugen si ihn dann auf einer Bahre in ein gewölbtes Zimmer. Im Todesschmer-

schmerze näherten sich ihm noch seine drei Feinde, die Kurfürsten von Trier und Pfalz und der Landgraf von Hessen, und knieten, still betend, nieder, da ihm der Geist entfuhr. (7. Mai 1523.)

Ein ähnlicher Charakter aus demselben Zeitalter war der berühmte Götz von Berlichingen, (geb. 1478, † 1562) Sickingens Schwager, dem er auch häufig beistand, und Georg von Frondsberg, der bei Pavia den Kaiserlichen den Sieg gegen Franz I. erringen half, und Luthern an der Saalthür zu Worms den kräftigen Zuspruch mitgab. Der erstere, ein trefflicher Kriegsmann, ertrug die Urphed (Gelübde eines ewigen Friedestandes), die er nach so manchem ritterlichen Heldenzuge hatte schwören müssen, mit höchstem Mißbehagen; und um sich doch in etwas für die Langeweile eines thatenlosen Alters zu entschädigen, ergriff er statt des Degens die Feder, und beschrieb sein Leben mit eigner Hand, und zwar mit der linken, denn die rechte hatte er früh verloren, und an ihrer Stelle trug er eine angeschiente von Eisen. Wir haben noch diese merkwürdige Biographie. Ein großer Dichter hat aus ihr den Stoff zu einem bekannten Schauspiel entlehnt.

Die Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach waren noch ein Ueberrest jener Zeiten des Faustrechts, wovon, wie

schon oben gesagt ist, mit Grumbachs Hinrichtung die letzte Spur erlosch. Die vielen Edelleute befriedigten nun ihren Durst nach Heldenthaten mehr in auswärtigen Kriegen, und dienten andern Nationen zu Tausenden für Sold, wie die Schweizer. In den blutigen Bürgerkriegen, welche zu Rudolfs und Matthias Zeiten in Frankreich geführt wurden, gingen ganze Heere von Deutschen über den Rhein, und standen der Partei bei, die sie am besten bezahlte. Auch in Italien, den Niederlanden und Ungarn fochten die deutschen Truppen fast immer am bravsten, und wenn sie ihren Sold nur richtig erhielten, so konnte man auf ihre Treue so sicher rechnen, daß dieselbe sogar zum Sprichworte geworden ist. Sie behielten lange Zeit den Vorzug in der Geschicklichkeit, den Spieß und das Schwert zu gebrauchen, und konnten sich an das Feuergewehr nicht so gut gewöhnen. Ihre Kleidung war noch immer sehr beschwerlich, indem sie noch ganz aus Panzern, Schienen und Sturmhauben bestand, wie man sie auf alten Bildern noch häufig abgebildet sieht. Noch immer hatte sich der alte Gebrauch erhalten, den schon Tacitus von unsern Voráltern erzählt, daß jeder deutsche Krieger sein Weib mit zu Felde nahm, welches denn freilich den Troß ungemein vergrößerte. Wir finden sogar in Berlichingens Lebensbeschreibung, daß, als dieser Ritter einmal

gefänglich nach Heilbronn geführt ward, seine Frau sich zu Pferde setzte, und nach Schwager Sickingens Gütern ritt, um diesen zu Hülfe zu rufen.

Die Kriege wurden mit vieler Barbarei geführt. Auf Gefangene, wenn es nicht vornehme Häupter waren, ließ man sich damals gar nicht ein, sondern alles ward ohne Gnade niedergehauen. In Feindes Landen ward kein Dorf, keine Hütte verschont, und es gab ordentliche Brandcommissarien, die das Anzünden zu besorgen hatten. Man rechnete dem wilden Albrecht von Brandenburg über 3000 Flecken, Dörfer und Weiler nach, die er in Asche gelegt habe, und im Bauernkriege mochte wohl die Zahl nicht kleiner gewesen seyn.

Fürchterlich ist, was ein nürnbergischer Patricier Wilibald Pirkheimer erzählt, der unter Maximilian I. als Hauptmann einen Kriegszug nach Italien gemacht hatte. Er war auf diesem Zuge durch eine Gegend gekommen, die unlängst von einer Soldatenhorde verwüstet worden war. „Am Ende eines großen abgebrannten Fleckens, fährt er fort, traf ich zwei alte Frauen an, die einen Haufen von etwa vierzig kleinen Knaben und Mädchen wie eine Heerde Schweine vor sich her trieben. Alle waren durch Hunger so abgezehrt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Ich fragte die beiden

Alten, wohin sie diese Unglücklichen treiben wollten. Ich würde es bald selbst sehen, war ihre Antwort. Und siehe, da fielen die Kinder auf einer nahen Wiese nieder, rissen die Gräser aus, und verschluckten sie begierig. Ich erfuhr, daß ihre Väter und Mütter getödtet, und von allen erwachsenen Einwohnern des Fleckens nur diese beiden Weiber übrig geblieben, auch daß der Kinder noch vor wenig Tagen zweimal soviel gewesen, davon aber eins nach dem andern vor Hunger gestorben wäre, ein Schicksal, das auch der gegenwärtigen noch lebenden und ihrer Führerinnen warte."

Da die Fürsten zu jenen Zeiten in der Staatsökonomie noch sehr zurück waren, und fast immer Mangel an Gelde litten, so konnten sie den Krieg selten über ein halbes Jahr hinter einander aushalten: daher führte Karl V. seine Expeditionen gewöhnlich so rasch wie möglich aus, und ließ die Truppen gegen den Winter wieder auseinander gehen. Wollte er nun im folgenden Frühling wieder zu Felde ziehen, so mußte er erst wieder neue Werbungen anstellen, und kam deshalb gemeinhin erst sehr spät zum Vorschein. Es war aber auch keine Kleinigkeit für geldarme Fürsten, ein Heer von 50,000 Mann zu füttern, denn ein Corps von 5000 Reiter kostete monatlich wenigstens 100,000 Gulden, und drei Regimenter Knechte 120,000.

Ein Fußgänger bekam monatlich 4 Gulden, den Gulden zu 60 Kreuzern gerechnet, Veteranen oft doppelt soviel.

Aber nicht bloß mit seinen kriegerischen Söhnen diente das deutsche Reich dem Auslande, es versorgte dasselbe auch mit trefflichen Künstlern und Handwerkern. In den berühmtesten Officinen und Fabriken zu Venedig, Genua, Antwerpen, Brüssel, arbeiteten Deutsche; und geschickte Uhrmacher, Metallarbeiter, Mechaniker, selbst Maler und Kupferstecher, wurden häufig aus Deutschland verschrieben. Albrecht Dürer, Lukas Kranach und Hans Holbein, Luthers Zeitgenossen, waren drei berühmte Maler. Die deutschen Wollen- und Leinenwebereien waren unter Karl V. im blühendsten Zustande. Auch in der Färbekunst besaßen die Deutschen manche Geheimnisse; nur Schade, daß durch die Entdeckung des amerikanischen Indigo ihr Waidbau sehr in Verfall gerieth. Doch dies war nicht der einzige Nachtheil, den die Auffindung des neuen Welttheils für unser Vaterland hatte. Durch den Anwachs des zuströmenden Goldes und Silbers stiegen die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns zusehends; und da zu Rudolfs Zeiten in England eine Königin (Elisabeth) regierte, welche der deutschen Hanse ihre Privilegien in England bedeutend schmälerte, und den englischen Han-

del über den deutschen erhob; da ferner, wegen der fortdauernden niederländischen Unruhen, der Handel von Antwerpen, Gent und andern reichen Städten plötzlich sank, so stockte der Absatz der deutschen Fabrikwaaren dort so auffallend, daß man im ganzen Reiche nichts als Klagen über schlechte Zeiten hörte. Dazu kam noch ein anderes großes Uebel, die Verderbtheit des Münzwesens. Nicht alle Fürsten dachten in diesem Puncte so, wie Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münzen schlagen sollten, denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen, und Haltung seiner Zusage." Um mehr Stücke zu bekommen, schmolzen viele das alte vollwichtige Silbergeld ein, versetzten es stark mit Kupfer, und verbreiteten dadurch eine Menge so gehaltloser Scheidemünze, daß man erstaunlich viel geben mußte, um nur wenig Waare zu bekommen. In einer Schrift vom Jahre 1621 wird darüber bittere Klage geführt. „Ein Malter Korn, heißt es, haben wir vor 15 Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, jetzo ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Haber kostete vor diesem 16 Pfennige, jetzt 9 Groschen. Ein Hering damals 5 oder 3, itzo 18 Pf. Ein Pfund Butter 4 Albus, jetzo 20 bis 24, ein Pfd. Käse 16 Pf., itzo bald 8 Gr. Ein Paar Schu-

he 6, 12 oder 15 Gr. itzo 2, 3, auch 4 Gulden. Eine Elle Tuch vor ein Thaler kostet itzo 3, 4, 5 Thaler 2c." Das wenige gute Geld, das noch übrig war, ging zuletzt auch noch für ungarisches Rindvieh aus dem Lande, von welchem seit der Reformation, die die vielen Fasttage aufgehoben hatte, weit mehr als sonst gebraucht wurde.

Da nun die Regenten jener Zeit noch immer die Idee hatten, sie seyen nur um des Genießens willen in der Welt, und wenige sich darin finden konnten, daß sie sich mit ihrem Volke als Ein Ganzes betrachten müßten, so ging ihre Sorge noch sehr wenig darauf, wie sie dieses Ganze so zweckmäßig organisiren könnten, daß es wie in einer vernünftig eingerichteten Oekonomie zuginge, wo alles seine bestimmte Verrichtung und Ordnung hat. In Oesterreich sah es in diesem Puncte am schlechtesten aus; schöne Anfänge hingegegen bemerkt man im Anfange des 17. Jahrhunderts in Sachsen, Brandenburg, Hessen und Würtemberg. Aber an eine so regelmäßige Vertheilung der Einnahme und Ausgabe, und an so künstlich berechnete Finanzsysteme, dergleichen wir jetzt haben, war vor 200 Jahren durchaus nicht zu denken.

In vielen Fürsten regte sich dagegen das unweise Verlangen, mit auswärtigen Königen im äußern Prunk zu wetteifern. Manchem kostete ein einziger Reichstag soviel, als ihm sein Land

in mehreren Jahren nicht einbrachte. Der Troß von Dienern, der den Fürsten auf solchen Reisen folgte, füllte die Stadt, wo ein Reichstag gehalten wurde, immer dergestalt, daß die Bürger sich schon lange vorher, wie zu einer Belagerung, mit Vorräthen versehen mußten, und daß dennoch auf die Letzt kaum noch Lebensmittel für Geld zu haben waren. Herzog Friedrich von Würtemberg erschien allein mit einem Gefolge von 700 Pferden. Mit welcher Begleitung Matthias nach Frankfurt gekommen, ist schon oben erwähnt worden. Eben so unbesonnen war auch die Privathaushaltung der damaligen Fürsten eingerichtet. Man suchte eine Ehre darin, eine recht große Menge unnützer Hofbedienten zu haben, die nicht bloß ihren Sold bekamen, sondern auch an den fürstlichen Tafeln im Schlosse, nach den Abstufungen ihres Ranges, täglich gespeiset werden mußten. Dies verursachte besonders bei feierlichen Gelegenheiten ganz ungeheure Ausgaben. Kurfürst Christian von Sachsen unterhielt auf dem Landtage zu Torgau 1609 an 700 Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selber saß dabei 7 Stunden lang zu Tische, und wetteiferte mit seinen Gästen im Trinken. Welch ein Abstich gegen die Lebensart eines heutigen Fürsten! — Einer seiner Vorfahren, der Kurfürst Johann, hielt 1500 gleichfalls zu Torgau sein Hochzeitfest mit

einer meklenburgischen Prinzessin Sophie. Dabei wurden acht Tage hinter einander täglich 11,000 Personen köstlich tractirt, und 7200 Pferde gefüttert. Bei der Vermählung Herzog Wilhelms des Jüngern von Baiern 1568 brachten die geladenen Gäste 3534 Pferde mit, die gleichfalls, so wie das ganze dazu gehörige Gefolge, von dem Gastgeber frei gehalten werden mußten. Von den Kosten des Hochzeitschmauses eines der reichsten böhmischen Edelleute, Wilhelm von Rosenberg, der sich sogar mit einer Markgräfin von Baden vermählen durfte, haben wir noch eine Specification übrig, die uns in Erstaunen setzt. Es wurden auf diesem Feste, welches vom 26. Jan. bis zum 1. März 1578 währte, und zu welchem, außer vielen andern vornehmen Gästen, der Markgraf von Baden und seine Gemahlin, zwei Herzoge von Baiern und der Erzbischof von Prag geladen waren, verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 20 Rehe, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 gemästete Ochsen, 546 Kälber, 654 Schweine, 450 Hammel, 5313 Gänse, 3106 Kapaunen und Hühner, 18120 Karpfen, 10209 Hechte, 6380 Forellen, 5200 Schock Krebse, 7096 geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Neunaugen, 780 Heringe, 4 Hausen, 30947 Eier. An ungarischem und deutschem Wein wurden vertrunken 1100 Eimer, an

spanischen Weinen, die damals nur noch als Apothekerwaaren verkauft wurden), 40 Tonnen, und von böhmischem Biere 903 Fässer. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Haber.

Die Speisen selber wurden in solchen Fällen nicht nur so schmackhaft als möglich zubereitet — wenn man die silbernen Deckel abnahm, mußte ein starker Duft der köstlichsten Gewürze *) aus den Schüsseln steigen — sondern auch dem äußern nach mit kostbaren Verzierungen

*) Wie kostbar es war, erhellet schon daraus, daß das berühmte Handelshaus der Fugger in Augsburg fast ein Jahrhundert lang ein ausschließendes Privilegium über den deutschen Gewürzhandel hatte, und mithin den Preis nach Belieben ansetzen konnte. Eine Unze Zimmt kostete damals in Deutschland zwei Dukaten. Die Fugger kamen durch dies Monopol zu mehr als königlichen Reichthümern. Einer derselben hatte einmal Karln V. eine ansehnliche Summe gegen Verschreibung vorgestreckt. Als nun 1530 der Kaiser aus Italien nach Augsburg kam, und bei ihm einkehrte, entschuldigte er sich, daß es ihm noch nicht möglich sey, die Summe wieder zu bezahlen. Ob es gleich Junius war, so war es doch kalte Witterung, und als ihm das Frühstück gebracht wurde, bemerkte er händereibend, daß er den Unterschied des italiänischen und deutschen Klima's doch ziemlich deutlich fühle. Fugger ließ auf der Stelle ein Kaminfeuer machen, legte einige Bündel Zimmtrinde auf das Holz, zog darauf des Kaisers Schuldverschreibung hervor, und zündete die dürren Rollen damit an.

bekleidet.“ Man sah vergoldete und versilberte Pasteten und Schaugerichte, die das Auge durch die künstlichste Erfindung ergötzten. Als 1603 der Herzog Friedrich von Würtemberg dem englischen Gesandten, der ihm von seinem Herrn den Orden des Hosenbands überbrachte, ein Fest gab, ward eine eigene prächtige Tafel für den abwesenden König Jakob hingestellt, und nach und nach mit neunzig verschiedenen Speisen servirt, wovon eine immer an Kostbarkeit die andere übertraf. Die Tafelaufsätze, worunter ein Herkules, eine Minerva ꝛc. waren, hatten allegorische Beziehungen. Die mehr als 60 Mann starke Kapelle des Herzogs wetteiferte mit den englischen Musikern im Gefolge des Gesandten in lieblichen Concerten, mußte aber den leztern den Preis in der Kunst zugestehen. Nach der Abendtafel stellten die Engländer die Geschichte der Susanne pantomimisch vor, welches den Deutschen ein großes Vergnügen gewährte.

Der Aufwand im Essen und Trinken war auch selbst in reichen Manufaktur- oder Handelsstädten unter den Bürgern dergestalt eingerissen, daß demselben an vielen Orten durch obrigkeitliche Verordnungen gesteuert werden mußte. So heißt es in einer Polizeiordnung von Münden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über vierundzwanzig Tische seyn,

auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet; bei einer kleinen nicht über vierzehn Tische, und das Essen sollte nicht über drei Stunden dauern. Es war gewöhnlich, daß sich alle Stadtarme bei einer solchen Gelegenheit vor dem Hochzeithause einfanden, und diese mußten dann alle mit gespeiset und getränket werden.

Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, eigentlich nicht länger als Mittags bis halb 2, und Abends bis 11 Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um 11, und der Abendmahlzeit um 5 Uhr gemacht, Es ist sehr natürlich, daß besonders der Adel jener Zeit, der sich so wenig zu beschäftigen wußte, und dem so viele neuere Mittel, seinen Thätigkeitstrieb nützlich und angenehm zu befriedigen, fehlten, seine meiste Zeit am Tische tödtete, und seinen Geist durch den Becher *) betäubte. Daher noch immer die häufigen Klagen der damaligen Schriftsteller über das entsetzliche Trinken der Deutschen. Merkwürdig ist die Beschreibung, die der gelehrte Abt Thritemius 1505 in einem noch erhaltenen Briefe, von

*) Die metallenen Familienpokale und Humpen sind bekannt. Kaiser Maximilian II. bediente sich 1570 auf dem Reichstage zu Speier eines kristallenen Bechers, und seitdem kamen die Gläser beim Trinken auf.

der Lebensart der damaligen Berliner macht. „Ich lebe hier, schreibt er, in großen Gnaden bey dem Kurfürsten, aber von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben mehr die Schmausereien und das Trinken, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der Bücher liebt, sondern aus Mangel guter Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, die Pokale und den Müßiggang vor.“

Bei allen solchen Angaben muß man jedoch nicht vergessen, daß der Tadel doch immer nur einzelne Personen trifft, und zwar der Vorwurf der Schwelgerei nur die Adligen, die, wenn es keinen Krieg gab, allerdings die unnützesten Müßiggänger von der Welt waren. Der Bürgerstand war viel zu gut mit seiner ehrlichen Handthierung beschäftigt, als daß er solchen Ausschweifungen hätte nachhangen sollen; und wenn auch diese Klasse sich am Feierabend oder des Sonntags in starkem Biere ein wenig übernahm, so lag der Grund davon theils in dem bösen Beispiel der Vornehmen, theils in dem Mangel an interessanteren Zerstreuungsmitteln. Zu dem Biere gesellte sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch der Branntwein, der am Anfange desselben erst als eine neue chemische Erfindung — man weiß nicht von wem —

bekannt geworden, und zuerst nur als Arznei gebraucht worden war. Thee, Kaffee und Taback waren vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland noch nicht bekannt.

Zu den bisher beschriebenen Arten des Luxus kam noch eine unerhörte Sucht, ausländische Kleidermoden nachzuahmen, die sich bis in die niedern Bürgerklassen verbreitete. So wird den Doctorfrauen, die gar zu gern den Edelfrauen gleich gestellt seyn wollten, in mehreren Polizeiverordnungen verboten, große Eisen und Wülste unter dem Rock zu tragen, die Hälse so weit zu enblößen, sich mit Perlenketten, Goldrosen und Kleinodien zu behängen, Schleier, Kopftücher und Schuhe mit Perlen oder Gold besetzt, desgleichen Aufschläge von Zobel oder Hermelin zu tragen, u. dgl. Nach Sammet und Seide, zwei damals noch sehr theuren Stoffen, waren die Weiber besonders lüstern. Seidene Strümpfe hatte die englische Königin Elisabeth zuerst getragen, dreißig Jahre nachher stolzirten schon die deutschen Amtmannsfrauen darin einher. An einem Manne aber fand man im sechzehnten Jahrhundert noch einen seidenen Strumpf so luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin († 1571) seinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentage in seidenen Strümpfen zu ihm kam, ver-

weisend entgegen rief: Ey, ey, Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonntags und Festtags."

Die Beschäftigungen der Gelehrten in Deutschland erhielten durch die Reformation eine sehr einseitige Richtung. Wie man die Theologie zur ersten aller Wissenschaften machte, so neigte sich jetzt um so mehr alles zu ihr hin, da die lutherischen und calvinistischen Streitigkeiten den jungen Gelehrten eine so schöne Gelegenheit gaben, ihre Beredsamkeit auf den Kanzeln und in ihren Schriften leuchten zu lassen. Seitdem Luther das Beispiel gegeben hatte, selbst gelehrte Abhandlungen in deutscher Sprache zu schreiben, ward diese allmälig zur Schriftsprache erhoben, wiewohl das Latein noch lange daneben sich in Büchern und auf den Kathedern erhielt, und selbst hundert Jahre nach Luthers Tode noch wenige deutsche Schriftsteller vorhanden waren, die Luthers Kraft und Gewandtheit im deutschen Ausdruck erreicht hätten. Die Medicin machte in diesem Zeitraume wenig Fortschritte, und die Juristen klebten fest am römischen Rechte. Da die Fürsten anfingen, nach Art des Reichskammergerichts in ihren Ländern eigene Justizcollegien zu errichten, so brachte dies die Jurizprudenz immer mehr in Aufnahme. Die Lieblingswissenschaften des Zeitalters blieben noch immer die Alchymie, Magie und Astrolo-

gie. Melanchthon selber stellte Horoskope, und beging keine Handlung von einiger Erheblichkeit, ohne vorher die Planeten zu Rathe gezogen zu haben. Die Alchymisten hofften jetzt mehr als jemals den Stein der Weisen zu finden, der nach einigen nicht bloß das Recept, Gold zu machen, sondern auch ein anderes, sich ewige Jugend und ein vielfach verlängertes Leben zu verschaffen, enthalten sollte.

Am meisten war man noch in den physischen Wissenschaften zurück, und also voll von falschen Begriffen, die aus Mangel solcher Einsichten zu entstehen pflegen. Eine der traurigsten Wirkungen dieses Mangels an Aufklärung waren unter andern die vielen Hexenprocesse, die im 16. Jahrhundert noch so häufig vorkamen. Im Braunschweigischen gingen die Executionen von 1590 bis 1600 so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf rothäugige Weiber verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Kalenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den vielen Brandpfählen wie ein kleiner Wald anzusehen war.

Einer seltsamen literarischen Erscheinung muß ich hier erwähnen, der Meistersängerei, welche in diesem Zeitraume vorzüglich blühte. Immer sind die Deutschen ein lieder-

reiches Volk gewesen, und schon Karl der Große hatte ihre damals vorhandenen Volksgesänge des Sammelns und Aufbewahrens werth gefunden. Die Zeiten der schwäbischen Kaiser brachten die Minnesinger hervor, und hierauf entwich die deutsche Dichtkunst von den Höfen der Großen in die Werkstätten der Handwerker, wo man den seltsamen Gast so gut beherbergte, als ehrsame Bürger es vermochten. Muntere Köpfe unter diesen, deren sich in allen großen Städten mehrere fanden, traten in ordentliche Zünfte zusammen, und hielten poetische Zusammenkünfte, gewöhnlich in einer Kirche, wo sie in Gegenwart vieler Zuhörer sich im Singen übten, neue Lieder und Melodien, die ein jeder selbst gemacht hatte, mittheilten, und junge Liebhaber des Gesanges in dem Mechanischen der Musik und Dichtkunst unterrichteten. Dergleichen Sängerschulen gab es im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in allen großen Städten Deutschlands, am meisten aber waren die zu Mainz, Strasburg und Nürnberg berühmt. Die letztere hat ein oft genannter Schuster unsterblich gemacht, der es wohl verdient, daß ich einige Augenblicke bei ihm verweile.

Hans Sachs war am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein Schneider, schickte ihn in seinem siebenten Jahre in die la-

teinische Schule, wo er bis zum funfzehnten blieb, und in den sieben freien Künsten schlecht genug unterrichtet wurde. Dann ward er zu einem Schuster in die Lehre gegeben, und während dieser Periode erwachte in ihm die Neigung, auch von der Meistersängerei etwas zu lernen. Der dortige Meister dieser poetischen Zunft war damals Leonhard Nunnenbeck, ein Leineweber, der ihn gern aufnahm, und ihn in den Feierabenden mit mehreren Zöglingen im Singen unterrichtete. Der junge Lehrbursche lernte hier eine Menge ernster und scherzhafter Gesänge sammt den Weisen, und als er im siebzehnten Jahre auf die Wanderschaft ging, ließ er sich damit überall hören, wo er in einer Stadt eine Sängerschule fand. An eigene Composition ging er erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich zu München aufhielt. Sein Ausdruck, „er habe es hier zuerst gewagt, mit Gottes Hülfe zu dichten," zeigt uns, daß er edel genug von seiner Kunst dachte, um sie; wie Homer, einer besondern Inspiration zuzuschreiben. Nachdem er das ganze Reich durchwandert hatte, kehrte er nach Nürnberg zurück, verheirathete sich, und trieb sein Gewerbe und seine Kunst mit gleichem Fleiße. Dabei war er einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, ja durch seine vielen geistlichen Lieder ihr großer Beförderer. Er starb im 82sten Lebensjahre, im Januar 1576

und hinterließ 34 Folianten voller Gedichte aller Art, die er mit eigener Hand zusammengeschrieben hatte. Es sind in allem über 6000 Stück, darunter 208 Stück Tragödien, Komödien und Fastspiele. Man erstaunt über die ungeheure Belesenheit des Mannes, die sich in vielen dieser Gedichte verräth. Sagte er nicht selber einmal von sich:

> Gott sey Lob, der mir sendt herab
> So mildiglich die Gottes Gab,
> Als einem ungelehrten Mann,
> Der weder Latein noch Griechisch kann.

so würde man ihn, nach den Schriften, die er citirt, und nach den vielen alten Begebenheiten, auf die er anspielt, für den größten Philologen zu halten geneigt seyn. Er muß sich also entweder aus Uebersetzungen der Alten, oder aus den Schriften gelehrter Alterthumskenner, vielleicht auch aus mündlichen Unterredungen mit gelehrten Männern, deren Nürnberg zu seiner Zeit mehrere hatte, jene Kenntnisse verschafft haben.

Jetzt hat freilich der größte Theil seiner Gedichte kein Interesse mehr, ja das meiste darunter müssen wir für trockene Reimerei erklären. Zur Probe mag hier der Anfang eines der besten stehen, welches ein Lob der Reformation enthält. Der Titel heißt: Die Wittembergisch

Nachtigall, die man yeẞt höret überall. Es hebt so an:

: Wacht auff, es nahendt gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen hag
Ein wunigkliche Nachtigall,
yr stimm durchdringet perg und dall,
Die nacht neygt sich gen Occident,
der tag geet auff von Orient,
Die rothprünstige morgenröt
her durch die trüben wolken göt
Daraus die liechte Sunn thüt plicken,
des Mones Scheyn thüt sie vertrücken,
Der ist yeẞ worden pleych und finster,
der vor mit seynem falschen glinster
Die ganzen hert Schaff hat geplendt,
das sie sich haben abgewendt
Von yrem hyrten vnd der weyd,
vnd haben sie verlassen beyd,
Sind gangen nach des Mones scheyn
yn die Wiltnuß den holẞweg ein. u. s. w.

Doch genug von Hans Sachs, und jeẞt noch ein Paar Worte von den Lustbarkeiten der Deutschen in dem nun beendigten Zeitraum.

Der Hauptzeitvertreib der Fürsten und Edelleute war noch immer die Jagd, und mehrere verwandten darauf so viel, daß sie, wie ein Schriftsteller jener Zeiten sagt, wie Actäon von ihren Hunden und Vögeln aufgefressen wurden. Ferdinand von Steiermark hielt sich ein ordentliches Tagebuch über das von ihm erlegte Wild, welches er am Ende des Jahres dem Kurfürsten

von Sachsen mittheilte, um es mit dem seinigen zu vergleichen. Derselbe hatte an seinem Hofe 150 Jäger, und eine ungeheure Menge von Hunden.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kamen die Feuerwerke auf, und wurden bei vielen Großen so zur Leidenschaft, daß sie alle ihre Einkünfte in Raketen und Feuerrädern verpufften, und sich in tiefe Schulden stürzten. Ferner war jene Periode das Zeitalter der Hofnarren, bezahlter Spaßmacher, die durch ihre witzigen und unwitzigen Possen den großen Herren die Zeit vertreiben mußten. Von Schauspielen nach unserer Art findet sich damals in Deutschland noch keine Spur.

Die niederen Stände hatten noch immer ihre Volksfeste, ihre Schießübungen und ihre Tanzplätze; die Handwerker ihre vierteljährlichen Aufzüge mit Hanswurst, und andere Gebräuche, die auf die Erweckung des Frohsinns berechnet waren. Einen lustigen Schwank erfanden die Schlächter, ich weiß nicht welcher Stadt, der bald an mehreren Orten nachgemacht wurde. Sie trugen nämlich eine Wurst von ungeheurer Größe in Procession herum, und verzehrten sie zuletzt auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. So ist uns noch eine Nachricht übrig, der zufolge 1583 die Schlächter in Königsberg eine Wurst aus vielen zusammengenäheten Där-

men verfertigten, welche 596 Ellen lang war, und 434 Pfund wog. Sie wurde von 91 Fleischerknechten unter freudigem Gesange auf hölzernen Gabeln durch die Straßen getragen. Achtzehn Jahre später erschien eben daselbst eine noch weit größere Wurst, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer. Sie enthielt, außer vielen andern Ingredienzien, 81 geräucherte Schinken, einen halben Scheffel Salz, und 18¼ Pfund Pfeffer. Die Schlächter trugen dies ihr Meisterstück am Neujahrstage 1601 unter feierlicher Musik herum, und verschmauseten es alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche nicht ermangelten, sich stehenden Fußes auf ähnliche Art zu revanchiren. Sie buken nämlich aus 12 Scheffeln Weizenmehl 8 große Strißeln, jede 5 Ellen lang, und 6 nicht minder gigantische Prezeln, trugen dieselben am heil. Dreikönigstage eben so gravitätisch wie die Schlächter ihre Wurst, durch die Stadt, und luden die leztern zur Dankbarkeit darauf zu Gaste. Ein lustiger Student, Namens Josua Neigshorn, hat diese ingeniöse Secularfeier in einem carmine heroico besungen, das sich noch erhalten hat.

Von einem ähnlichen Schlächterschwank, der etwas später in Nürnberg vollführt worden, hat man noch eine in Kupfer gestochene Abbildung, die mit dieser Umschrift versehen ist: „Eygentliche Abbildung der langen Bratwurst, wel-

che von den Knechten des Metzger-Handwerks den 8. und 9. Februar dieses ablaufenden 1658sten Jahres ist in der Stadt von ihrer zwölf herumgetragen worden; und war ihre Länge 658 Ellen, hat an Gewicht gehabt 514 Pfund; die Stangen, daran sie ist getragen worden, waren 49 Schuhe lang, u. s. w."

Ganz gewiß haben die ehrlichen Fleischhauer mit ihrem scherzhaften Einfall ihren Mitbürgern Stoff zu recht herzlichem Lachen auf mehrere Tage gegeben: warum sollten sie also nicht in der Geschichte ein Plätzchen neben den Regenten und Theologen ihrer Zeit verdienen, die durch ihre ernsthaften Einfälle so viel Jammer und Weh über Deutschland gebracht haben?

# Register.

Orel=


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 04 10 005 3